zu Y 2523 1/2
App 466 (2
~~51 Pa~~ let
[redacted]
M. HAUPTVOGEL
ANTIQUARIAT
U. BUCHHANDLUNG
GOTHA

<36624652340012
<36624652340012
Bayer. Staatsbibliothek

Vermiſchte Aufſätze

welche

einzeln oder in Zeitſchriften

erſchienen ſind.

Neu herausgegeben und verbeſſert

von

Chriſtian Garve.

Zweyter Theil.

Breslau 1800.

bey Wilhelm Gottlieb Korn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Die Aufſätze, welche wir dem Publicum in dieſem Bande geſammelt vorlegen, waren vorher einzeln, die meiſten in den Schleſiſchen Provinzial-Blättern, einer in der Berliner Monats-Schrift und zwey in Beckers Erhohlungen erſchienen. Wir geben den fünften nach einer Handſchrift des Verfaſſers verbeſſert wieder, und außer den ſchon

gedruckten noch verſchiedene ungedruckte. Da dieſe letztern ebenfalls beſtimmt waren, nach und nach in Zeitſchriften ihre Stelle zu finden, ſo haben wir durch ihre unmittelbare Bekanntmachung zwar gegen den Titel des Buches, den wir, aus Gründen, die jeder von ſelbſt eräth, zu ändern Bedenken trugen, aber weder gegen die Abſicht des Verfaſſers, noch, wie wir hoffen, gegen die Wünſche und Vortheile ſeiner Freunde und Leſer verſtoßen.

Breslau, den 8. Octob. 1800.

Die Herausgeber
Manſo und Schneider.

Inhalt.

Seite

Die Tugend macht den Menſchen glücklich : 1

Einige Betrachtungen, veranlaßt durch das Dekret der Nationalverſammlung in Frankreich über die Güter der Geiſtlichkeit : : 17

Ueber fehlſchlagende Erwartungen : 117

Ueber einige Schönheiten der Gebirgsgegenden : : : 141

Ueber die Veränderungen unſrer Zeit in Pädagogik, Theologie und Politik : 189

Das Chriſtenthum, als Lehrgebäude und als Inſtitut betrachtet. Ein Fragment. 289

Ueber einen Satz aus der Ethik des Spinoza. Ein Fragment. : : 357

Ueber die Gränzen des bürgerlichen Gehorſams und den Unterſchied von Theorie und Praxis : : : 389

Ernſthafter Commentar über einen Scherz : : : 429

Fragen, die Witterungslehre betreffend : 469

Die Tugend
macht den Menſchen glücklich.

Es ſcheint mir zur leichtern Befolgung der moraliſchen Vorſchriften ſehr nützlich, wenn man ſie ſimplificirt, ſo weit es ohne Aufopferung der Wahrheit, oder Verſtümmelung der Begriffe geſchehen kann. Mir leuchtete, bey einer neulichen Selbſtbetrachtung, folgende Darſtellung dieſer Vorſchriften auf eine ſo angenehme Weiſe ein, daß ich geneigt wurde, ſie auch andern mitzutheilen.

Alles, was Tugend heißt, und was, wenn es ſich in Handlungen äußert, Pflicht genannt wird, läßt ſich unter die zwey Geſichtspunkte bringen: des moraliſch beſten paſſiven und des moraliſch beſten thätigen Zuſtandes.

Aus dieſen beyden Sachen, Thun und Leiden, iſt unſer Leben, unſer ganzes Weſen, unſer Seyn, in ſo fern wir es gewahr werden, — und nur in ſo fern kömmt es für uns in Betrachtung, — zuſammengeſetzt. Wir werden afficirt, und wir handeln. Veränderungen werden in uns hervorgebracht, die wir empfinden; oder wir bringen Veränderungen hervor und ſind uns unſrer Thätigkeit bewußt. Daraus entſtehen zwey Hauptarten der Tugend: eine leidende, und eine thätige. Zufriedenheit mit unſern Schickſalen ſcheint mir die erſte, — Wohlwollen und Gutthätigkeit die zweyte zu ſeyn. Aus beyden Eigenſchaften in ihrem größten Umfange und zuſammengenommen, ſcheinen mir die menſchlichen Tugenden, als aus ihrer erſten Quelle, herzufließen. In Ertragung des Böſen und in Beförderung des Guten ſcheinen mir alle menſchlichen Pflichten als in den letzten Endpunkten zuſammen zu laufen. Wenn ich mich einer ſchon etwas veralteten und, in mancher Abſicht, unſchicklichen Eintheilung der Pflichten bedienen dürfte: ſo würde ich ſagen, daß das Erſtere den Inbegriff unſrer Pflichten gegen Gott, das Andere den Inbegriff unſrer Pflichten gegen die Menſchen bezeichne.

In Abſicht Gottes können wir eigentlich keine Pflichten ausüben, weil wir nicht auf ihn wirken können. Alles, was von uns gefordert werden kann, iſt eine Geſinnung, ein Betragen, wie ſie den beſten, reinſten Begriffen von Gott gemäß ſind. Aber dieſe Begriffe ſagen, daß alle Eigenheiten unſrer Natur, oder unſrer Umſtände, und alle Veränderungen, die in beyden vorgehen, ihren letzten Urſprung in Gott haben; und daß alles, was er macht und zuläßt, im Ganzen das möglich beſte iſt. Beruhigung des Gemüths alſo bey dem Unangenehmen, das wir fühlen und doch nicht wegſchaffen können, iſt die größte, oder iſt vielmehr die einzige Verehrung, die wir Gott darzubringen vermögen, indem wir dadurch unſre Ueberzeugung von ſeiner Güte und Weisheit erklären.

Und was bleibt uns auch in dieſem großen Bezirke der Dinge, welche, von uns ganz unabhängig, durch angeborne Beſchaffenheiten unſerer körperlichen und geiſtigen Natur, oder durch die Verhältniſſe und Veränderungen des Weltlaufs beſtimmt werden, — was bleibt in dieſem Bezirke für uns zu thun übrig? Vorausgeſetzt, daß wir wirklich nichts dabey ändern können, ſo iſt

nur ein Geſchäft uns übrig gelaſſen — dieß, unſre Natur ſo viel, als möglich iſt, dabey aufrecht zu erhalten; das Thätige von dem Leidenden ſo wenig, als möglich, unterdrücken zu laſſen; unſre Freyheit gegen das, was dieſe Freyheit einſchränkt, nach Vermögen zu vertheidigen. Und wodurch iſt dieß anders zu erreichen, als durch Gelaſſenheit, Geduld, ſtillen Geiſt, Gemüthsruhe, oder wie man das nennen will, was die vorzüglichern, edlern Menſchen, im unthätigen Zuſtande und vornehmlich im Leiden, unterſcheidet?

Auf der andern Seite bezieht ſich alles moraliſche Gute im Handeln auf Wohlwollen, Lieben, die Glückſeligkeit aller empfindenden Weſen, nach Maßgabe ihrer Verbindung mit uns, gerne ſehen, begehren und befördern, das iſt der Grund, oder die Summe aller rechtmäßigen, guten und heroiſchen Handlungen.

Viele Pflichten entſtehn aus einer Miſchung und Vereinigung beyder Tugenden. Es muß dabey ertragen, und es muß gehandelt; — dem Eindrucke des Uebels auf unſer Gemüth muß geſteuert, und Gutes muß zugleich bewirkt werden. Ja diejenigen Handlungen, welche uns das wahre

Gepräge ächter Tugend zeigen ſollen, müſſen die leidende und die thätige Güte in ſich vereinigen. Wir verlangen Aufopferungen zu ſehn, wo wir große Tugenden bewundern ſollen. Eine jede Aufopferung aber ſetzt eine gelaſſene mit Gemüthsruhe verbundne Ertragung eines Schmerzens voraus. Wenn in der Gefahr den Helden dieſe Gleichmüthigkeit, dieſe Zufriedenheit verließe: ſo würde er durch den Aufruhr verdrießlicher, oder ängſtlicher Gefühle ſeiner Beſonnenheit beraubt, und an der Ausführung ſeines gemeinnützigen Werks verhindert werden.

Eben ſo iſt die Tugend der Mäßigung zuſammengeſetzt. Die Begierde, wenn ſie zum Genuſſe gelangt, will im Genuſſe immer weiter gehn. Die Mäßigung hört bey dem, von dem Verſtande angegebnen, Punkte der Befriedigung auf, — auch wenn die Begierde noch fortdauert, und daher bey Endigung des Vergnügens, eine verdrießliche Leere zu erwarten ſteht. Je gelaſſener der Menſch das Unangenehme erträgt: deſto leichter wird er ſich in der Verfolgung des Vergnügens mäßigen.

Alles, was in Krankheiten, oder in ſolchen Unglücksfällen, welche wie Krankheiten auf das

Gemüth wirken, als Pflicht gefordert werden kann, iſt Geduld. Alles, wodurch eine höhere Vortrefflichkeit des Geiſtes dabey ſich offenbaret, iſt Heiterkeit, die nur ein größerer Grad von Geduld iſt.

Die Pflicht des Fleißes bey der Arbeit iſt nichts anders, als eine Verbindung der Geduld mit der Wohlthätigkeit; — der Standhaftigkeit, womit man eine verdrießliche Empfindung, — die Ermüdung, — erträgt, und der Treue, womit man ſeine Kräfte zu nützlichen Abſichten anwendet.

Großmuth, Vergebung der Beleidigungen, die gefahrvolle Vertheidigung des Vaterlandes, alle dieſe ſchweren und heroiſchen Tugenden werden nur deßwegen höher, als andere, geſchätzt, weil ſich in ihnen jene beyden Hauptzüge, oder jene Beſtandtheile der Tugend zugleich, und auf eine deutlichere Weiſe, zeigen. Der, welcher einem Feinde Gutes erweiſt, muß ein ihm angethanes Uebel mit Gelaſſenheit ertragen und zugleich eine Handlung des Wohlwollens thun. Wer für Andere ſeine Ruhe, ſeine Geſundheit und ſein Leben wagt, muß zugleich ſeine Liebe gegen das Gute, welches er befördern will, zu entflammen, und

ſeinen Abſcheu gegen das Uebel, dem er ſich ausſetzt, zu mäßigen wiſſen.

Und wenn dieß ſich ſo verhält; wenn Zufriedenheit und Wohlwollen, die beyden Grundſäulen tugendhafter Geſinnungen und die Quellen tugendhafter Motive ausmachen: ſo iſt auch ohne weitläuftige Beweiſe klar, daß Tugend den Menſchen und warum ſie ihn glücklich mache. Heiterkeit und Liebe ſind eben ſo gut für die beyden Hauptarten des glücklichen Zuſtandes, als für die der pflichtmäßigen Geſinnungen anzuſehen.

Alles Vergnügen iſt ebenfalls thätig oder leidend. Das thätige Vergnügen iſt die Liebe: das leidende hat keinen andern Nahmen, als den Nahmen des Vergnügens ſelbſt; aber es iſt, in Abſicht der Gemüthsſtimmung, von Zufriedenheit nur dem Grade nach unterſchieden.

Man kann ſein Leben nicht anders genießen, als entweder durch angenehme Empfindungen, oder durch angenehme Beſchäftigungen. — Jene hängen zum Theil von der Natur der Objekte, die auf uns wirken, von unſern Sinnen, von unſrer angebornen Stimmung ab. Dieſer Theil un-

ſers Zuſtandes iſt alſo nicht in unſrer Gewalt: er muß erwartet, er muß genoſſen, oder er muß ertragen werden. Die Geduld aber, die Zufriedenheit, die eine Folge des Nachdenkens iſt, das Aufſehen auf Gott und die Vorſehung, alles dieſes, was ich die leidende Tugend genannt habe, arbeitet darauf hin, den Zuſtand des Gemüthes, mit Vorſatz, dem unwillkührlichen Zuſtande des Vergnügens, oder der Luſt (ſo weit dieß geſchehen kann,) näher zu bringen. Der geduldige Kranke hat nicht die Empfindungen des Geſunden: aber er arbeitet daran, ſeinen Gemüthszuſtand dem eines Geſunden etwas ähnlicher zu machen. Der gelaſſene, edle Arme wird nicht die Bequemlichkeiten des Wohlhabenden genießen: aber er wird ſich bemühen, in ſeinem Innern etwas von der Ruhe und Zufriedenheit zu bewirken, welche der einzige Vortheil eines mit Glücksgütern geſegneten Lebens iſt.

Die Geduld alſo arbeitet auf die Glückſeligkeit los, obgleich unfähig, ſie ganz zu erreichen, wenn nicht der ungünſtige Einfluß äußerer Urſachen aufhört. Aber Liebe und Wohlwollen thut noch mehr: ſie ſind unmittelbarer Genuß; ſie ſind Freude mit Thätigkeit verbunden.

Vergnügen an lebloſen Dingen bleibt bloße Empfindung; und heißt deßwegen, wenn es ohne Maß und Ziel genoſſen wird, oder nützliche Thätigkeit hindert, Wolluſt. Vergnügen an Menſchen, welches Liebe heißt, geht immer in Handlungen über, und iſt ohne ſolche nicht zu genießen. Entweder ſind dieß Handlungen des denkenden Verſtandes, wie beym Umgange, im Geſpräch, bey der Mittheilung der Gedanken: oder es ſind Handlungen des Herzens, wie bey erwieſenen Wohlthaten oder bey geleiſteten Dienſten. In allen Aeußerungen der Liebe iſt die Befriedigung, welche jedes Weſen erfährt, das ſeiner Natur gemäß wirkſam iſt, mit dem angenehmen Eindrucke verbunden, den ein reizender Gegenſtand auf unſre Empfindung macht.

Der Rachgierige, der Neidiſche, der Schadenfrohe, der Böſewicht, haſſen: alſo leiden ſie. Es ſind Menſchen vorhanden, die den äußerſten Verdruß in ihnen erregen: ſie ſind alſo nicht glücklich.

Der Faule, der für andre Menſchen nichts thut, und der Geizige, welcher nichts für ſie aufwendet, lieben nicht und haſſen nicht. Sie ſind alſo leer von Vergnügungen: ſie ſind gewiß we-

niger glücklich, als wenn ſie liebten, und ihr Geld oder ihre Kräfte anwendeten, das Geliebte glücklich zu machen.

Man ſetze die Sanftmuth dem Zorne, die Ergebung in den Willen der Vorſehung der murrenden, oder verzweifelnden Ungeduld, die Güte der Boßheit gegenüber: und man wird finden, daß ſelbſt der Nahme der erſtern Eigenſchaften ſchon etwas Angenehmes, der Nahme der andern etwas Verdrießliches und Unglückweiſſagendes in ſich ſchließt. Bey der Beobachtung der Gemüthszuſtände ſelbſt, wird man noch deutlicher entdecken, daß, von den moraliſch ſchlechtern, Unluſt ein Beſtandtheil ſey; daß hingegen Stimmung zum Frohſeyn, oder vermindertes Mißvergnügen bey den beſſern vorausgeſetzt werde.

Die Beleidigung, welche zur Rache entflammt, muß den Zornigen nothwendig zuvor bitter gekränkt, — die, welche großmüthig vergeben wird, kann das Gemüth des Verſöhnlichen nur wenig beunruhigt haben.

In der geduldigen Ertragung trauriger Schickſale liegt immer zugleich ein Troſt und eine Quelle der Freude verborgen, oder wird dabey

vorausgeſetzt. Entſteht die Geduld, wie ſie dann am leichteſten entſtehen und am ſicherſten aufrecht erhalten werden kann, durch die Unterwerfung unter die Fügungen eines göttlichen Regenten der Welt: ſo iſt nothwendig damit die Hoffnung einer glücklichen Zukunft verbunden, die uns durch das Daſeyn eben des Gottes, welchem wir unſre Ungeduld aufopfern, zugeſichert wird. Iſt aber dieſe Gelaſſenheit auch nur die Folge eines muthvollen Entſchluſſes, — der aufgebothenen Seelenkraſt, welche dem Uebel widerſteht, — ſelbſt des Ehrgeizes, der keinen unanſtändigen Kleinmuth in den Zeiten des Leidens will an ſich blicken laſſen: ſo giebt dieß zwar unmittelbar keinen Grund des Troſtes, eröffnet keine neue Quelle angenehmer Ideen, aber es vermindert doch den Eindruck und die Gewalt des Uebels; es wehrt der traurigen Schwärmerey einer melancholiſch gewordnen Einbildungskraſt, — einer Gemüthskrankheit, welche oft ſchlimmer iſt, als das Unglück, wodurch ſie erzeugt wurde.

Was bey großen Verbrechen augenſcheinlich ſichtbar iſt, findet ſich bey den meiſten unmoraliſchen Handlungen, nach den Graden ihrer Schwärze und Abſcheulichkeit. Es herrſcht in

dem Augenblicke, da man ſie begeht, eine der Leidenſchaften in der Seele, die aus dem Verdruſſe herſtammen, und Abarten der allgemeinen Leidenſchaft ſinnlicher Unluſt ſind.

Kann in dem Gemüthe des Mörders, in dem Momente, da er ſich zum Morde entſchließt oder ihn vollzieht, eine Stimmung zur Fröhlichkeit vorhanden ſeyn? Muß man nicht glauben, daß ſein Geiſt eben ſo finſter und melancholiſch iſt, als ſeine Minen ſchrecklich und wild ausſehen? Iſt auf der andern Seite je eine wohlthätige, edle, gerechte Handlung ausgeübt worden, ohne daß ſchon ein ſtilles Lächeln, auf dem Geſichte des tugendhaften Mannes, das Vergnügen oder die Zufriedenheit, die ſein Inneres in dieſem Zeitpunkte belebten, ausgedrückt hätte? Und wie könnten auch in Augenblicken, wo man nur Gutes in Gedanken hat, Gutes an andern Menſchen empfindet, (ohne welches es nicht möglich wäre ihnen wohlzuwollen,) Gutes in ſeiner eignen Handlung gewahr wird und in deren Folgen vorausſieht, Gutes will und hervorbringt, — wie könnten andere als angenehme Empfindungen der Seele beywohnen?

Wenn es uns alſo gelänge, daß über die unwillkührlichen Eindrücke von außen und innen,

durch welche unſer Zuſtand ſchmerzhaft, die Gegenſtände uns verdrießlich, die Menſchen verhaßt, und wodurch wir alſo nach und nach boshaft werden, die Selbſtthätigkeit unſrer Vernunft, welche Zufriedenheit mit der lebloſen und Liebe gegen die lebendige Natur vorſätzlich zu bewirken ſucht, die Oberhand gewänne: müßte nicht eben dieſe Bemühung, durch welche wir nach Aller Geſtändniß die Tugend in uns befördern, zugleich uns der Glückſeligkeit näher bringen?

Ich ſehe wohl ein, daß die obige Eintheilung der Tugenden, auf welche ſich die folgenden Betrachtungen gründen, nicht zur Grundlage einer ſyſtematiſchen Abhandlung der Tugenden dienen könne. Sie iſt einer von den vielen Geſichtspunkten, unter welchen ſich die Moral, bey der Beobachtung einzelner Menſchen und beſondrer Fälle, zeigt. Es iſt deſſen ungeachtet nicht unnütz, auch dieſe eingeſchränkten Geſichtspunkte zu ſammeln: theils, weil ihre vollſtändige Aufzählung, wofern ſie möglich iſt, dereinſt richtiger über den einzigen Standort wird urtheilen laſſen, von wo aus wir alle unſre Pflichten und nach ihrem ganzen Zuſammenhange überſehen können, — theils, weil auch jeder einzelne und eingeſchränkte Ge-

ſichtspunkt, immer für diejenigen Menſchen beſonders lehrreich iſt, mit deren Natur und Lage er insbeſondre harmonirt.

Für mich zum Beyſpiele hat der Gedanke ſowohl eine beruhigende Evidenz, als eine mich ermunternde Kraft, daß meine Pflichten ſich in zwey große Vorſchriften vereinigen, — mich von dem Uebel, das mich drückt, nicht niederbeugen zu laſſen, und an der Beförderung des Guten, ſey es mit noch ſo eingeſchränkten Kräften, unermüdet zu arbeiten.

Einige Betrachtungen,

veranlaßt durch das Dekret der Nationalverſammlung in Frankreich über die Güter der Geiſtlichkeit.

Bey den Berathſchlagungen der Franzöſiſchen Nationalverſammlung, welche ſich endlich mit Feſtſetzung des Artikels geendigt haben: „Daß die Nation die Güter der Geiſtlichkeit in ihre Hände nehmen, und dieſer dagegen beſtimmte Gehalte an Gelde aus den allgemeinen Staatseinkünften anweiſen will;“ liegt die allgemeine Frage zum Grunde: Iſt es beſſer, daß der Staat die, welche ihm dienen, durch liegende Gründe und ein an jedes Amt gebundenes Eigenthum, oder daß er ſie durch fixe Einkünfte und beſtimmte Geldſummen beſoldet?

Jene erſte Methode, Aemter zu beſolden, iſt in den Europäiſchen, von Deutſchen Völkerſchaften geſtifteten, Reichen die älteſte geweſen; und ſie iſt die einzige mögliche in Staaten und Zeitperioden, wo des Goldes und Silbers noch wenig, der Umlauf geringe iſt, und wo liegende Gründe und de-

ren Erzeugniſſe das ganze Nationalvermögen aus⸗ machen.

So iſt demnach in jenen Reichen nicht nur der Aufwand beym Gottesdienſte und der Unterhalt der Kleriſey durch dazu gewidmete Ländereyen beſtritten worden; ſondern auch die Civilämter, ja ſelbſt die Militärdienſte wurden auf gleiche Weiſe beſoldet. Der Staat räumte den Perſonen, welche jene Aemter verwalteten, oder dieſe Dienſte leiſteten, Landgüter ein, deren Bewirthſchaftung mit allen dazu nöthigen herrſchaftlichen Rechten ihnen ſo lange zuſtand, und deren Einkünfte ihnen ſo lange zugehörten, als die Pflichten des Amtes oder des Dienſtes von ihnen erfüllt wurden. Der Graf war ein Richter und eine Mittelsperſon in einem kleinen Diſtrikte; der Herzog in einem größern. Beyde bekamen für die ihnen aufgetragenen Geſchäfte den Nießbrauch der Lehngüter, die in der Folge das Erbtheil und das Gebieth ihrer Nachkommen wurden. Alle Militärlehne waren nach ihrem Urſprunge beſtimmt, den Sold für einen Soldaten, oder die Koſtenentſchädigung und die Belohnung für den Heerführer eines kleinen Haufens auszumachen. Der Eine machte ſich für den ihm auf Lebenslang angewieſenen Unterhalt anheiſchig, ſobald er aufgerufen würde, zum

Marſche gegen die Feinde auf ſeine eignen Koſten bereit zu ſeyn. Der Andre verſprach, für die ihm zugeſtandnen größern Einkünfte, auch nach dem Verhältniſſe derſelben, mehrere Kriegsleute ins Feld zu führen.

Bey den Staatsämtern und Militärdienſten hat ſich dieſe Einrichtung geändert. Jedermann weiß, daß aus jenen mit anſehnlichen Gütern beſoldeten Staatsbeamten, den Herzogen und Grafen, in Deutſchland ſowohl, als in den meiſten aus den Trümmern des Römiſchen Reichs entſtandnen Monarchieen, Beſitzer und Landesherren der nähmlichen Länder geworden ſind, die ſie im Nahmen des oberſten Landesherrn zu regieren beſtimmt waren. Man weiß, daß die mit militäriſchen Dienſten belaſteten Lehne nach und nach in ein gewöhnliches Eigenthum verwandelt wurden. — Nur bey der Geiſtlichkeit iſt in den katholiſchen Staaten jene alte Methode beybehalten worden, öffentliche Dienſte dadurch zu beſolden, daß denen, welche ſie leiſten, liegende Gründe auf Lebenslang zur Verwaltung und zum Nießbrauch übertragen werden. Auch die Engliſche Kirche hat, nebſt der Hierarchie der Römiſchen und mehrern ihrer Gebräuche, dieſe Einrichtung, an geiſtliche Würden Land- und Gü-

terbeſitzungen zu knüpfen, beybehalten. In der Proteſtantiſchen ſind die Widmuthen, von welchen ein großer Theil der Landpfarrer ſeinen vornehmſten Unterhalt zieht, Ueberreſte einer ähnlichen Verfaſſung.

Die Franzöſiſche Nationalverſammlung hat bekannter Maßen dekretirt: daß jene Einrichtung in Frankreich abgeſchafft ſeyn ſoll, hat die Nation für Eigenthümerinn der Güter der Geiſtlichkeit erklärt, und dieſe zur Wiederherſtellung der Finanzen anzuwenden beſchloſſen; hat aber zugleich der Geiſtlichkeit Beſoldungen aus dem öffentlichen Schatze zu beſtimmen und zu ſichern ſich vorbehalten. Mehrere Mitglieder der Verſammlung, der Abt Sieyes insbeſondre, haben dieſe Operation mit Gründen der Gerechtigkeit und des Vortheils beſtritten. Es giebt aber, wie mich dünkt, noch einige allgemeine Geſichtspunkte, unter welche die Frage nicht geſtellt worden iſt, und unter welchen die Unterſuchung derſelben ſowohl vollſtändiger als intereſſanter für Alle wird.

Die Beſoldung öffentlicher Dienſte durch Darreichung liegender Gründe, aus deren eigner Verwaltung die Beſoldeten ihre Einkünfte ziehen, ſcheint mir nur unter folgenden zwey Beziehungen nützlich zu ſeyn:

Erſtlich wird auf dieſe Weiſe eine gleichför-mige Beſoldung gleicher Dienſte auf alle künfti-gen Zeiten weit vollkommener geſichert, als bey irgend einer andern Art der Beſoldung geſchehen kann. Aus einer gewiſſen beſtimmten Portion von Grund und Boden laſſen ſich zu jeder Zeit Früchte ziehen, die mit den Früchten aller Län-dereyen des ganzen Landes immer in gleichem Verhältniſſe ſtehn. Und derjenige Beamte alſo, oder die Folge von Beamten, welchen jene Por-tion für ihre Dienſte zugeeignet iſt, bekömmt von dem jedesmahligen Reichthume des ganzen Staats immer einen gleich großen Theil, und wird alſo gleich gut beſoldet. Alles, was die verbeſſerte Oekonomie, die vermehrte Volksmenge, der er-weiterte Abſatz der Produkte, dem Reichthume der Nation zuſetzen, erſtrekt ſich auf den Wohl-ſtand dieſer beſoldeten Diener. Die Hülfsquellen wachſen mit den ſich vermehrenden Bedürfniſſen. Wenigſtens bleiben die Nachfolger im Amte, in Abſicht ihrer Einkünfte, der Bequemlichkeiten, die ſie ſich verſchaffen können, und alſo auch in Abſicht derjenigen Achtung, welche vom Anſtän-digen in der äußern Lebensart und Haushaltung abhängt, immer mit den Höhern, den Niedri-gern, und mit ihres Gleichen in dem nähmlichen

Verhältniſſe, in welchem ihre Vorfahren ſtanden.

Man ſetze an die Stelle liegender Gründe, welche Art von Einkünften man wolle: ſo wird mit der Zeit die dem Amte zugeſtandene Beſoldung größer oder kleiner werden; und die Abſicht des erſten Austheilers, wofern er der Wichtigkeit oder Schwierigkeit der Dienſte die Größe der Belohnungen angemeſſen hat, wird in der Folge vereitelt. Beſonders ſind auf Geld fixirte Salarien einer ſtufenweiſen Verminderung ihres wahren Gehalts unterworfen; ſo wie die Verſchlechterung der Münzſorten, die Vermehrung der Quantität des umlaufenden Goldes und Silbers, und die erhöhten Preiſe der Produkte, dieſelbe Summe gleichbenannter Geldſtücke zum Aequivalent einer immer kleinern und kleinern Anzahl nützlicher Dinge herabwürdigen. — Wenn auch von Zeit zu Zeit die Gerechtigkeit des Staats für dieſen Verluſt, den ſeine Beſoldeten ohne ihre Schuld leiden, einen Erſatz nothwendig findet, und deßhalb eine Vermehrung der Gehalte beſchließt; ſo geſchieht dieſe Reform doch nicht eher, als wenn das Uebel zu einer gewiſſen Höhe erwachſen, und alſo, nachdem es ſchon lange zuvor empfunden worden iſt. Ueberdieß haben ſolche

Reformen ſelbſt ihre großen Unbequemlichkeiten. Wenn ſie ſich auf ganze Klaſſen der Staatsbeamten, z. B. auf ſämmtliche Kirchen- und Schullehrer erſtrecken ſollen, ſo machen ſie merkliche Erſchütterungen in den Finanzen eines Staats, und bringen Einnahme und Ausgabe aus ihrem Gleichgewichte; zu geſchweigen, daß für die Moralität und die Oekonomie der Privatperſonen, welche beſoldet werden, eine plötzliche Vermehrung ihrer Einkünfte weniger vortheilhaft iſt, als die Sicherheit derjenigen, die ihnen einmahl angewieſen ſind.

Ein zweyter Nutzen der Einrichtung, nach welcher Aemter mit liegenden Gründen beſoldet werden, kann darin beſtehen, daß dadurch die Urbarmachung der Ländereyen zuerſt veranlaßt und ihre Kultur auf immer geſichert wird. Perſonen, die davon ihren Unterhalt ziehen ſollen, ſind in der Nothwendigkeit, ſie auch zu bewirthſchaften. Eine ſolche Verfaſſung macht alſo, daß diejenige Klaſſe von Bürgern, welche dem Staate ſchon durch Uebernehmung gewiſſer zum gemeinen Beſten abzweckenden Geſchäfte nützlich wird, ihm auch noch durch die Art und Weiſe Dienſte leiſtet, wie ſie die für ſolche Geſchäfte angewieſenen Belohnungen erhält. Der Geiſt-

ſiche, der mit ſeinem Amte zugleich eine Pfrün⸗de, d. h. Ländereyen, welche ihm zu bewirthſchaf⸗ten obliegt, erhält, muß, außer ſeinen Arbeiten als Volkslehrer, auch noch die eines Ackerbauers und Koloniſten übernehmen.

Dieſer Nutzen wird für den Staat erheblicher ſeyn in derjenigen Zeitperiode, wo in dem großen Haufen der Nation entweder nicht genug Arbeit⸗ſamkeit und Fleiß, oder nicht genug Einſicht iſt, um die noch wüſte liegenden Ländereyen des Staatsgebieths urbar zu machen. Je größere Strecken Landes noch innerhalb den Gränzen ei⸗nes Reichs ohne Eigenthümer oder doch ohne Anbauer ſind; deſto mehr wird für den Staat zugleich erſpart und gewonnen, wenn er die jähr⸗lichen Ausgaben, die er für Dienſtleiſtungen an ſeine Bürger zu machen hat, in einmahl für alle⸗mahl dazu angewieſene Grundſtücke verwandelt. Er bezahlt alsdann ſeine Diener mit einem Ei⸗genthume, welches außer dieſer Anwendung ihm ganz unnütz geweſen wäre, und gar keine Ein⸗künfte gebracht hätte, und er ſichert zugleich den Anbau dieſer weggegebenen Theile ſeines Gebieths. Dieſer Anbau wäre vielleicht erſt ſpät oder nie erfolgt; wenn die Regierung ſelbſt die Mühe und die Koſten, die dazu im Anfange nöthig ſind,

hätte anwenden ſollen, oder wenn Privatperſo=nen bey dieſen Koſten und Schwierigkeiten auch noch die Auslagen des erſten Ankaufs ſolcher Grundſtücke hätten machen müſſen. Aber in den Händen ſolcher Perſonen, die durch ihre Aemter an Ort und Stelle gebunden ſind, und die in den Einkünften ihrer Ländereyen die einzigen Quellen ihres Unterhalts finden, iſt die Kultur derſelben, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad, unausbleiblich. — Wenn noch dazu kömmt, daß dieſe Menſchen etwas mehr Einſicht und Vor=kenntniſſe haben, als die übrigen Bürger, daß ſie untereinander zuſammenhängen, als ein Kor=pus, und ſich wechſelsweiſe unterſtützen, (wie die=ſes der Fall mit der Kleriſey war); ſo werden die an ſie ausgetheilten Ländereyen unter ihrer Verwaltung unfehlbar die beſte Kultur erhalten, welche zu derſelben Zeit möglich, oder in irgend einem Theile des Landes anzutreffen iſt.

Auf dieſe Weiſe hat die Errichtung und Do=tirung der Klöſter, der Domkapitel, und der geiſt=lichen Benefizien überhaupt dem neuern Europa in der That genutzt. Durch Klöſter ſind die wil=deſten Gegenden, und die entfernteſten, verlaſ=ſenſten Theile ſeiner Länder zuerſt angebauet wor=den. Die jetzt ſo zahlreich bewohnten und mit

ſo arbeitſamen Menſchen angefüllten Gebirge und Thäler der Schweiz hatten die Centra ihrer erſten Kultur in den Klöſtern von St. Moritz, und Einſiedel. Die Franzoſen nennen ebenfalls eine Anzahl Abteyen und Klöſter, welche die in ihren abgelegnen Provinzen vernachläſſigten Flecke zuerſt urbar machten, und die Schwierigkeiten des Anbaues, wovon die Privatperſonen abgeſchreckt wurden, überwanden. Auch in Deutſchland datiren wohlhabende Städte und reiche Gegenden ihren erſten Urſprung und ihren älteſten Anbau von der Erbauung eines Gotteshauſes, zuweilen von der Stiftung einer feyerlichen Meſſe. In den Sitzen der Deutſchen Biſchöfe iſt gemeiniglich die Erbauung der Kathedralkirche das älteſte Denkmahl eines geſellſchaftlichen Unternehmens. Die Quartiere nahe um die Kirchen ſind immer die erſten mit Häuſern und Menſchen angefüllten geweſen. Die Geiſtlichen haben in den noch ſchlechtbebauten Ländern zuerſt das Muſter der Kultur gegeben; ſie haben die Weltlichen um ſich verſammelt, als Lehrer ihre Schüler, und als Eigenthümer ihre Koloniſten. Durch dieſes doppelte Band haben ſie ehedem im nördlichen Europa, wie noch zu unſrer Zeit in Amerika geſchah, die zu einer herumirrenden Lebensart ge-

wöhnten Halbwilden ſtätig gemacht, und ſie zu häuslichen Niederlaſſungen, zur Arbeit und zum Ackerbau genöthigt.

Dieſen Dienſt, wüſte Ländereyen anzubauen, haben in den mittlern Zeiten die Kloſtergeiſtlichen, noch mehr als die Weltgeiſtlichen, geleiſtet. Es gehörte anfänglich mit unter die Kloſterpflichten der Erſten, daß die Glieder mit eignen Händen die Erde anbauen mußten. Sie konnten alſo, wenn ſie ihrem Berufe treu waren, eigentlich als Ackerbau treibende Geſellſchaften angeſehen werden, die mit vereinigten Kräften, und angeſpornt durch die Verbindlichkeit des Gelübdes, Schwierigkeiten bey dieſem Anbau überwanden, von welchen der Privatfleiß der übrigen Bürger überwunden ward.

Doch dieſes Verdienſt der Mönche dauerte nicht lange, indem ſie den Anbau ihrer Ländereyen den Händen Andrer anvertrauten, die ſie als ihre Vaſallen und Knechte behandelten. Sie behielten nur noch das Verdienſt, welches ſie mit der übrigen Kleriſey gemein hatten: daß ſie, — ſtätiger als andre Gutsbeſitzer, weniger durch Krieg und Abenteuer von ihren Wohnſitzen und Territorien entfernt, ausgeſchloſſen von andern Wegen ihr Glück zu ſuchen, — die ihnen zu ihrem

Unterhalt, und zu den Koſten des öffentlichen Gottesdienſtes, angewieſenen Ländereyen mit mehr Intereſſe und Sorgfalt bewirthſchafteten, als die Weltlichen.

Dieſer zweyte Nutzen, den die Austheilung der Ländereyen an Beamte und nahmentlich an die Religionsdiener gehabt hat, ſetzt indeß einen ſehr unvollkommnen Zuſtand der Dinge voraus, und zieht wieder eine üble Folge nach ſich. Jener Zuſtand betrifft die Staaten überhaupt, worin eine ſolche Einrichtung Statt findet; dieſe üble Folge betrifft die Verwaltung der geiſtlichen Aemter ſelbſt.

Die Möglichkeit, zahlreiche Korpora durch Ländereyen zu beſolden, die ſie anbauen müſſen, weiſet geradezu auf einen ſehr rohen Zuſtand der Geſellſchaft und eine noch wüſte Natur im Lande ſelbſt hin. Sind Hände zur Kultur da, ſind die Einwohner eines Landes verſtändig und arbeitſam genug; ſo iſt es unſtreitig nützlicher, dem, welcher die Ländereyen zu bewirthſchaften hat, kein andres Geſchäft zu geben, und dagegen diejenigen, welche ſich mit der allgemeinen Verwaltung oder mit dem Unterrichte beſchäftigen, von den Landeigenthümern und Landbauern erhalten zu laſſen.

Denn die Vermiſchung der verſchiednen Geſchäfte iſt eben das Uebel, wovon ich vorhin als einer Folge der Austheilung der Ländereyen reden wollte. Die Funktionen derjenigen Geſchäftsmänner und Religionsdiener, die mit Landgütern beſoldet werden, müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie dieſen Beſoldeten Zeit genug übrig laſſen, für die Bewirthſchaftung der Güter zu ſorgen. Es müſſen alſo keine groſse Vorbereitungen nöthig ſeyn, ſich zu dieſen Funktionen geſchickt zu machen; es muß kein groſses Studium nöthig ſeyn, ſie zu verrichten. Wie würde ſonſt die doppelte Arbeit miteinander beſtehen können: die, durch welche ſie der Religion, oder dem Staate dienen, und die, durch welche ſie ihre Belohnung dem Boden abgewinnen, der ihnen dazu eingeräumt iſt?

Es müſſen folglich dieſe Geſchäfte bloß mechaniſch ſeyn, und dafür angeſehen werden; oder, ſind ſie es nicht, ſo werden ſie nach und nach dahin ausarten. Das ſtärkſte Intereſſe zieht die Aufmerkſamkeit des Menſchen auf diejenigen Gegenſtände, welche ihm unmittelbar nützlich ſind. Und wenn alſo ſeine Pflicht, dem Publikum zu nützen, mit der Pflicht, gewiſſe Eigenthumsſtücke zu benutzen, gleichſam zuſammengeknüpft

iſt: ſo kann man leicht errathen, welche von beyden Pflichten am treueſten wird erfüllt werden.

Bey der Kleriſey traf der doppelte vorher angezeigte Fall ein. Nach den Religionsbegriffen der Zeit, nach der Beſchaffenheit des Gottesdienſtes in den mittlern Zeiten, waren ihre Verrichtungen größtentheils mechaniſch. Sie beſtanden faſt durchaus in der Veranſtaltung gewiſſer Ceremonien, in der Beobachtung beſtimmter Regeln, in der Ableſung oder Abſingung vorgeſchriebener Formeln. Bey allem dieſen hatte der Verſtand wenig zu thun; wie es denn auch nicht auf den Verſtand wirken, ſondern durch übernatürliche und wunderthätige Einflüſſe die Andächtigen zu ihrem Heil erwecken ſollte. Die Feyer der Heiligenfeſte, der Pomp der Meſſen, und ſelbſt das Abſingen der kanoniſchen Stunden ließ die Gemüther der Biſchöfe, Stiftsherren und Benefiziarien, frey genug, zugleich noch ihres Leibes an fröhlichen Tafeln zu pflegen, und die Güter zu verwalten, von welchen ſie dieſe Tafeln beſetzten.

Aber ſicher iſt es auch, daß eben dieſer Umſtand: daß die Geiſtlichen Güterbeſitzer, und daß die Vornehmſten unter ihnen Dynaſten und Fürſten wurden, die Natur ihres Standes und ihrer

Verrichtungen verkehrte. Die Religion war bey der erſten Pflanzung ihres Ordens, und bey den erſten Stiftungen, wovon er ernährt würde, doch gewiß der eigentliche Gegenſtand geweſen, mit welchem die Biſchöfe und Canonici ſich zu beſchäftigen verſprachen, und für welchen die Laien oder Fürſten ſich ſo vieler Güter entäußerten. Der Unterricht hatte zwar immer bey einem noch rohen und ſinnlichen Volke weniger gegolten, als die Kirchenceremonien; aber er war doch von den Pflichten, ſelbſt der obern Geiſtlichkeit, nicht ganz ausgeſchloſſen geweſen. Nach und nach verdrängten die Adminiſtration und Regierung der Güter, von welchen die Gottesdienſtlichen Perſonen lebten, bey ihnen die Sorge für den Gottesdienſt ſelbſt, für welchen ſie leben ſollten. Sie hörten auf Lehrer des Volks zu ſeyn, da ſie Herrn des Volks, und Beſitzer des Grundes und Bodens, worauf ihre Kirchkinder wohnten, geworden waren. Die weltlichen Händel, in welche ſie als Landbeſitzer verwickelt wurden, ſtörten die geiſtlichen Meditationen und Arbeiten, zu welchen ihr geiſtlicher Beruf ſie verpflichtete. Endlich hörte man ſogar auf, die Meditationen, das Studium, und die Unterweiſung des Volks für Pflichten der Geiſtlichkeit anzuſehn. Die Re-

ligion ſelbſt wurde von ihrem wahren Endzwecke entfremdet, weil die, welche ihr dienten, ihre erſte Beſtimmung aus dem Geſichte verloren hatten. — — Doch, ich greife mir ſchon vor in Bemerkungen, die für den zweyten Theil dieſes Aufſatzes beſtimmt waren.

Ich habe zwey Vortheile angezeigt, die mit der Methode, die Staatsbeamten und Religionsdiener durch fideikommiſſariſche Beſitzungen zu unterhalten, in Zeiten einer noch mangelhaften Cultur und Staatswirthſchaft, verbunden ſind. Aber, ſo wie die bürgerliche Geſellſchaft vollkommner wird, Anbau und Sittlichkeit zunehmen, und die Regierung der Länder vermehrte und wirkſamere Hülfsmittel und beſſere Regeln bekömmt: ſo wird der letztere dieſer Vortheile immer kleiner und kleiner, und der erſtere wird durch große Inkonvenienzen, welche dagegen eintreten, überwogen. Ich will einige derſelben aufzählen:

1) Der Beſitz von Ländereyen iſt mit der Herrſchaft über die Menſchen, welche dieſe Ländereyen bewohnen, oder welche ſie bearbeiten, theils nothwendig verbunden, theils durch die Feudalverfaſſung der Europäiſchen Reiche, und durch die Methoden der alten Landwirthſchaft, willkührlich verknüpft worden. Es kam alſo in

die Hände der Kleriſey, mit dem Nießbrauche und den Einkünſten der Gebiethe, die zu ihrem Unterhalte gewidmet wurden, zugleich die Jurisdiktion über einen großen Theil der Einwohner. Natürlicher Weiſe gab der Geiſtlichkeit ſchon der Einfluß, den ſie vermittelſt der Religion auf die Gemüther hat, ein Mittel, über die Menſchen zu herrſchen, und eine Verſuchung, nach der Herrſchaft zu ſtreben. Die Würde, die ihnen als Vertrauten und Abgeordneten der Gottheit zugeeignet ward, vereinigte ſich mit der, welche ihnen eine etwas größere Geiſtescultur wirklich eigen machte. Wenn ſich nun zu beyden Arten der Ueberlegenheit, noch die Gewalt hinzugeſellte, die aus dem Reichthume fließt, und die, welche mit den Domanialrechten freyherrlicher Gutsbeſitzer verbunden iſt: ſo mußten nothwendig der Ehrgeiz und die Herrſchſucht bey dieſem Orden außerordentlich genährt, und zugleich ihm alle Wege gebahnt werden, dieſe Leidenſchaften zu befriedigen.

Man kann demnach eine von den Urſachen, warum die Kleriſey im chriſtlichen Europa in den mittlern Jahrhunderten zu einem ſo großen, und ſo drückenden, für Denkungsfreyheit und Aufklärung ſo nachtheiligen, Uebergewicht über die weltlichen Stände, und überhaupt über jede andre

Macht im Staate gelangte, darein ſetzen: daß ſie, in ein zuſammenhängendes Corpus vereinigt, einen ſo großen Theil der Ländereyen der Staaten mit allen den oberherrlichen Rechten adlicher Gutsherrn beſaß.

In der That hat ein Biſchoff, welcher Lehrer des Volks, Aufſeher ſeiner Sitten, ein durch eine unſichtbare Würde über daſſelbe erhabner Prieſter iſt, wenn er noch überdieß ſehr reich, und wenn er Grund- und Gerichtsherr über einen Theil ſeines Kirchſprengels oder über den ganzen wird, eine ſehr große Summe von Kräften in ſeinen Händen, um auf das Volk zu wirken, und es zum Gehorſam und zur Ehrerbiethung zu gewöhnen: daß man nichts anders erwarten darf, als daß der geiſtliche Herr ein Deſpot werden, und ſein Unterthan, der zugleich ſein Kirchkind iſt, einen Sklavenſinn bekommen wird.

2) Eine andere Inkonvenienz iſt folgende. Da ſich der Reichthum, der in liegenden Gründen beſteht, viel weniger theilen und ſchwerer von einem Beſitzer zum andern übertragen läßt, als der Geldreichthum: ſo ward, durch jene Verwandlung der Beſoldungen in fideikommiſſariſche Beſitzungen, dem Staate großentheils die Gewalt entzogen, die er immer über die Vertheilung

und beſte Anwendung des zu Penſionen beſtimm-
ten Staatsvermögens behalten ſoll. Es ward
ihm forthin ſchwer oder beynahe unmöglich ge-
macht, eine Aenderung in den Belohnungen der
dem Staate oder der Kirche geleiſteten Dienſte
vorzunehmen; und wenn die Wichtigkeit oder
Schwierigkeit gewiſſer Aemter ſich geändert hatte,
oder wenn beyde richtiger eingeſehen wurden, auch
die mit denſelben verbundnen Einkünfte nach glei-
cher Proportion zu verändern.

Wenn der Staat eine halbe Million ſeiner
jährlichen Einkünfte zur Beſoldung einer gewiſſen
Claſſe öffentlicher Diener widmet; ſo kann er in
der Vertheilung ſeiner Belohnungen und Vor-
theile mit den Veränderungen Schritt halten, die
in den Umſtänden, den Geſchäften, den Meinun-
gen vorgehn. Er kann alsdann ohne große
Schwierigkeit, und ohne daß es viel Aufſehen
mache, das unnütz gewordne Amt abſchaffen, das
weniger nützliche eines Theils der Beſoldung be-
rauben, das fehlende hinzufügen, das ungerecht
herabgewürdigte billiger belohnen. — Aber, wenn
Landgüter von einer halben Million jährlicher Ein-
künfte an eben dieſe Claſſe zu gleichem Endzwecke
in beſtimmten Portionen ausgetheilt ſind, wenn
dann an jedes Amt, jeden Titel beſtimmte Gü-

ter gebunden ſind: dann iſt die Aenderung weit ſchwerer. Die einer gewiſſen Stelle aſſignirten Einkünfte nehmen die Natur des Eigenthums an, ſobald das Kapital ſelbſt dem Offizianten zur eigenen Nutzung übergeben wird. Und der Reformator, welcher davon einen Theil wegnehmen, und zu einem andern Behuf anwenden will, ſcheint einen Eingriff in Eigenthumsrechte zu thun. Faſt iſt es nur die Zeit großer und allgemeiner Revolutionen, wie die der Reformation war, wie die jetzige in Frankreich iſt, wo eine ſolche durch die Zeit befeſtigte, auf liegende Gründe, oder auf erblichen Beſitz *) gebaute Hierarchie geiſtlicher oder weltlicher Würden umgeſtürzt, und die Eintheilung der Einkünfte unter die Beſoldeten verändert werden kann.

Bey der Kleriſey ſind zwey Umſtände hinzugekommen, welche die Unveränderlichkeit in den Beſoldungen geiſtlicher Aemter nachtheiliger gemacht haben.

Der erſte iſt, daß dieſe Güter, von welchen die geiſtlichen Würden ihre Einkünfte ziehen, größtentheils nicht vom Staate oder dem Landesherrn nach einem geſetzmäßigen Maßſtabe und nach allgemeinen Rückſichten ausgetheilt, ſondern

*) Wie die der Parlamentsräthe in Frankreich.

von Privatperſonen nach weit eingeſchränktern Beziehungen, und nach individuellen Vorurtheilen geſchenkt worden ſind. — Der zweyte iſt, daß bey den geiſtlichen Aemtern die Würde der Funktionen gar nicht nach der Schwierigkeit derſelben, und die Würde der Perſonen gar nicht nach der wirklichen Arbeit, die ſie verrichten, oder den Geſchicklichkeiten und Einſichten, die ſie dazu nöthig haben, geſchätzt worden ſind.

Der letztere Umſtand war es, was den erſtern ſo gemeinſchädlich machte. Da nähmlich der Privatmann, der ſeine Güter zu der Bereicherung einer gewiſſen geiſtlichen Stelle verſchenkte oder vermachte, die freye Wahl hatte, welches Amt er auf dieſe Weiſe begünſtigen wollte; ſo kamen die größten Güter und Einkünfte bey denjenigen geiſtlichen Würden zuſammen, welche in den Augen des großen Haufens die höchſten an Anſehn, oder die wichtigſten durch ihre Funktionen waren. Dieſe Meinung des großen Haufens ward durch Aberglauben und falſche Religionsbegriffe beſtimmt, und ſo auch ihre Freygebigkeit mißgeleitet. Die Biſchöfe, Domherrn, und Kloſtergeiſtlichen, gerade die, welche wenig fürs gemeine Beſte thaten, bekamen mehr, als die eigentlichen Pfarrer, welche die weſentlichen Pflichten des re-

ligiöſen Lehramts erfüllen. Die Urſache war: die Meſſe wurde für etwas viel heiligeres gehalten, als die Predigt; und dieſe Meſſe, mit großem Pompe von einem Biſchof abgeſungen, für etwas kräftigeres und erhabneres, als wenn ſie ein gemeiner Prieſter geleſen hätte. Den Segensſpruch des Geiſtlichen ſuchte das Volk mit weit größerm Eifer, als ſeinen Unterricht; aber dieſer Segen ward für mehr oder weniger wohlthätig oder wunderthätig gehalten, je nachdem der, welcher ihn ertheilte, von höherer oder geringerer Würde war. Des Papſtes Segen galt über alles; die von Erzbiſchöfen und Biſchöfen galten nach Proportion. Eben ſo wurden die Chorgeſänge der Kloſtergeiſtlichen oder Stiftsherren, welche das Volk nicht verſtand, doch mehr von ihm für Gottesdienſt gehalten, als die Katechismuslehre, welche es verſtand. — Die großen Güter wurden alſo nicht denjenigen zugewandt, welche an Verdienſten, ſondern denen, welche am Range die erſten waren, oder welche ihr Leben mit bloßen Ceremonien oder ſogenannten geiſtlichen Uebungen zubrachten.

3) Eine dritte nachtheilige Folge aus der mehrmahls gedachten Einrichtung iſt die, welche ich ſchon berührt habe: die fremde und mit den

Amtspflichten gar nicht zuſammenhängende Beſchäftigung, welche ſie der durch Landgüter beſoldeten Kleriſey auflegt.

Die niedern, beſonders die Landgeiſtlichen, denen nur ganz kleine Güter zu ihrem Unterhalte angewieſen wurden, ſind eben dadurch in die Nothwendigkeit geſetzt, ſich mit dem Detail einer kleinen Landwirthſchaft abzugeben. Dadurch ſind ſie in Gefahr, auch in ihren Sitten, und ihrer Denkungsart, in die Claſſe ganz gemeiner Landleute herabzuſinken. Wenn ſie ihre Widmuth gehörig benutzen wollen, um davon das ihnen zugedachte Auskommen zu ziehen, ſo müſſen ſie, wie der Bauer, eine beſtändige Aufmerkſamkeit nicht nur auf die Cultur des Bodens (dieſe giebt dem Verſtande noch immer viel zu denken, und erniedrigt den Charakter nicht), ſondern auch auf die eigentliche Hauswirthſchaft wenden, d. h. darauf, daß ſie keine mögliche kleine Erſparung verſäumen, keinen möglichen kleinen Vortheil verlieren. Dadurch wird aber das Gemüth kleindenkend und eigennützig. Die Colliſionen, in die der Geiſtliche bey der Verfolgung dieſer Gewinnſte mit den Vortheilen oder Rechten ſeiner Nachbarn geräth, verwickeln ihn in Streitigkeiten, welche ihm die Liebe Andrer entziehen, und ihn ſelbſt oft hartnäckig

und ſtreitſüchtig machen. Im beſten Falle wird er durch dieſe Arbeit, und durch die damit zuſammenhängenden Sorgen und Leidenſchaften, von ſeinem Hauptgeſchäfte: ſich ſelbſt, und dann das Volk zu unterrichten, — abgezogen.

Die hohe Geiſtlichkeit hingegen, welcher große und weitläuftige Territorien zu Theil geworden, wird eben dadurch Herr, Richter, Obrigkeit. Sie hat die Verwaltung eines großen Fideikommiſſes, als einen Theil ihrer Amtspflichten, über ſich. Dieſe Pflicht iſt an ſich ein ſo weitläuftiges Geſchäft, daß die ganze Zeit der Männer, welchen ſie obliegt, gar wohl damit ausgefüllt werden kann. Von der andern Seite iſt ſie etwas viel anziehenderes für den Eigennutz und den Ehrgeiz, als die Arbeiten und Pflichten des Lehramtes, welchen ſie untergeordnet ſeyn ſoll. Der Biſchof, der Canonicus, der als Herr zu gebiethen, und als Eigenthümer zu wirthſchaften und zu genießen hat, aber als geiſtlicher Lehrer und Hirte dem Volke dienen, es belehren, tröſten und unterſtützen ſoll: welchen von beyden Aufträgen wird er wohl am ſorgfältigſten erfüllen? welche von dieſen beyden ſo ſehr von einander abgehenden Rechten und Pflichten wird wohl der andern vorgezogen werden?

Die Erfahrung hat darüber ſchon deutlich entſchieden. Sie hat an der katholiſchen Kleriſey gezeigt, daß, wenn Grund und Boden zur Unhaltung derſelben aſſignirt wird, die beyden Extreme ſich in ihr vereinigen: die Niedrigkeit der erwerbenden Armuth, und der Stolz des gebiethenden Reichthums. Die Dorfpfarrer ſind in katholiſchen Ländern gröſstentheils unter der Würde ihres Amtes, ſind zu ſehr Pöbel, um wahre Volkslehrer ſeyn zu können. Die hohe Geiſtlichkeit iſt über ihr Amt erhaben, und dünkt ſich zu vornehm, um ſich mit dem Unterrichte und der Seelſorge abzugeben; woraus am Ende entſteht: daß das ganze Corpus, welches bloß zum Beſten des Volks errichtet und dotirt worden iſt, durchaus zwecklos wird, und durch die Verfaſſung, die man ihm gegeben hat, ſeine Beſtimmung verfehlt.

Aber iſt bey der ungleichen Vertheilung von Geldſalarien nicht das nähmliche Uebel zu befürchten?

Erſtlich: Dieſe Ungleichheit wird nie ſo groß werden, wenn benannte Summen an die Beſoldeten von verſchiedenem Range ausgetheilt, als wenn Landgüter von unbekanntem Werthe an ſie verſchenkt werden; nie ſo groß, wenn der Staat

die Austheilung macht, als wenn es den Privatperſonen überlaſſen wird, die Einkünfte jedes Amtes nach Wohlgefallen zu erhöhen.

Zum andern: Geſetzt auch, daß die Geiſtlichen vom höchſten Range eben ſo hohe, und die vom niedern eben ſo kleine Summen zögen, als ſie jetzt Einkünfte von ihren Gütern und Widmuthen bekommen; ſo würde doch der Abſtand zwiſchen beyden dadurch nicht eben ſo groß, und die Denkungsart der Höhern und Niedern würde dadurch nicht ſo verändert werden, als durch eine gleiche Verſchiedenheit des Länderbeſitzes. Eine ſehr kleine Einnahme kann noch ſehr wohl mit Würde beſtehen, wenn die Erziehung dem Menſchen die dazu nöthigen Einſichten und Sitten gegeben hat, und wenn die moraliſche Aufführung dieſe Erziehung nicht verleugnet. Aber wenn der Mann ſelbſt dieſe kleine Einnahme aus tauſend Quellen mühſam zuſammen ſuchen ſoll; wenn er ſich dieſelbe nur durch eine beſtändige Aufmerkſamkeit auf Kleinigkeiten, durch eine ſtete Wachſamkeit über die Dienſte und Abgaben, die er zu fordern hat, über die Beeinträchtigungen, denen er ausgeſetzt iſt, über die Gelegenheiten zu gewinnen, die ſich ihm darbiethen, ſichern kann: dann iſt er in Gefahr, einen Geiſt der Kleinigkei-

ten, eine niedrige Habſucht, ein menſchenfeindliches und ſtreitſüchtiges Weſen anzunehmen, wodurch er der gemeinen Volksclaſſe ähnlich wird.

Eben ſo flößt eine große Einnahme bey weitem den Stolz nicht ein, den eine große Territorialbeſitzung, mit herrſchaftlichen Rechten verbunden, einflößt. Die Erhebung von Einkünften und die Berechnung derſelben nimmt nicht ſo viel Zeit und Arbeit hinweg, als die Verwaltung von Gütern; und ein noch ſo gut beſoldeter Biſchof wird gewiß zum Studieren eher geneigt ſeyn, und zu predigen ſich eher herablaſſen, als wenn er den Rang eines Fürſten hat.

Es iſt ſicher, daß allen dieſen nachtheiligen Folgen durch andre Umſtände entgegen gearbeitet werden kann, und daß, wenn dieſe Umſtände vorhanden ſind, jene Folgen eingeſchränkt werden. Aber die Quelle bleibt immer dieſelbe, und die Natur des erſten Uebels verändert ſich deßhalb nicht.

In England iſt die weltliche Kleriſey guten Theils in dem nießbrauchlichen Beſitze ihrer Güter und Pfründen geblieben; aber eben dadurch iſt auch zwiſchen dem Dorfpfarrer und dem Biſchof, der niedern und hohen Geiſtlichkeit, der weite Abſtand geblieben, welcher der Römiſchen Hierarchie, ſo verderblich war. Aber, da das

Licht der Wiſſenſchaften alle Claſſen dieſer Nation durchdrungen hat; da Cultur und Aufklärung die Höhern und Niedern auch im weltlichen Stande einander näher gebracht haben: ſo hat ſich die Engliſche Kleriſey, obgleich durch Ländereyen beſoldet, doch von ihrem wahren Berufe weit weniger entfremdet. Es giebt Biſchöfe, die das Volk vom Predigtſtuhle, andre, die das Publicum durch Schriften belehren.

Nichts deſto weniger werden auch noch heute in der Engliſchen Kirche mehrere der Unbequemlichkeiten empfunden, die ich als Folgen der Belehnung mit Gütern angeſehen habe. Es wird in England, wie in den katholiſchen Staaten, über die Herabwürdigung der niedrigen Geiſtlichkeit, die gemeinen Sitten und die pöbelhafte Aufführung ihrer ſo äußerſt ſchlecht beſoldeten Vikarien, ſo wie über den Müſſiggang und den Luxus der reichern und höhern Benefiziaten, geklagt. Selbſt, daß die Theologen der Engliſchen Kirche in der Auslegung der Bibel, in richtiger Beurtheilung der Dogmen, in der vernünftigen Reinigung des orthodoxen Syſtems, geringere Fortſchritte gemacht haben, als ihre proteſtantiſchen Brüder auf dem feſten Lande; daß ſie gegen die Diſſentirenden eine Art von Verfolgungsgeiſt

behalten, der ſich beſonders in dem Widerſtande zeigt, womit ſie jeden Verſuch, die bürgerlichen Rechte derſelben zu vermehren, beſtreiten: dieß alles iſt zum Theil eine Folge der Landbeſitzungen und Zehnten, welche die Engliſche Kleriſey als ihr Eigenthum behalten hat. Sie fürchtet in jeder Veränderung des Lehrſyſtems, und der Religionsgebräuche, in jedem einer andern Partey eingeräumten Rechte, einen verborgnen Angriff gegen dieſes ihr Eigenthum. Sie nimmt die Denkungsart aller durch unveräußerliche Güter feſt gegründeten Geſellſchaften an; eine Denkungsart, die dahin geht: alle Veränderungen zu ſcheuen, und das Alte, möge es mit noch ſo vielen Mißbräuchen verbunden ſeyn, beyzubehalten.

Die Geiſtlichen eines Landes, wenn ſie mit Gelde beſoldet werden, hängen nicht ſo genau zuſammen, und haben bey weitem nicht ſo viel Gemeinſchaftliches in ihrem Intereſſe, ihren Abſichten und ihren Planen, als wenn ſie von liegenden Gütern oder von fixen Abgaben, die auf die übrigen Güter gelegt ſind, leben. Aber nur dieſe Verbindung der Geiſtlichen unter ſich hat ſie zum Schaden der Staaten mächtig gemacht. Dieſe hat ihre Trennung von dem übrigen Körper ihrer Mitbürger veranlaßt, und ihnen einzeln eine

Wichtigkeit gegeben, die nicht von ihren perſönlichen Eigenſchaften, und der durch Verdienſte erworbenen Achtung abhängig geweſen iſt.

Die Nützlichkeit des neuen Plans alſo, den die Nationalverſammlung in Abſicht der Unterhaltung der Geiſtlichkeit angenommen hat, ſcheint außer Zweifel zu ſeyn. —

Aber handelte die Nationalverſammlung auch gerecht, indem ſie die Güter der Geiſtlichen der Nation zueignete, und für die künftige Erhaltung der wirklich nützlichen Glieder dieſer Geiſtlichkeit durch Geldbeſoldungen zu ſorgen verſprach, die ſie nach ihrem Gutbefinden beſtimmen wollte? Oder im Allgemeinen, (denn das Dekret der Nationalverſammlung iſt bloß zufällige Veranlaſſung dieſer Unterſuchung, die zu allen Zeiten die Aufmerkſamkeit denkender Männer verdient): kann es irgend einem Staate erlaubt ſeyn, die Eigenthumsrechte eines ſo alten und feſtgegründeten Corpus, als die Geiſtlichkeit in katholiſchen Ländern iſt, anzugreifen, auch um des größten Nutzens willen, der daraus für das gemeine Weſen zu hoffen ſteht? — Dieſe Frage iſt ſo verwickelt, und ſie wird durch Nebenumſtände in der gegenwärtigen

Zeit ſo bedenklich, daß ich mich nicht getraue, etwas anders zu thun, als die Gründe beyder Parteyen in aller der Stärke, in welcher ich ſie einſehe, darzulegen.

Diejenigen, welche jene Frage verneinend beantworten, haben in der That ſehr viel für ihre Meinung anzuführen.

1) Sie gehen von der Heiligkeit des Eigenthums aus, deſſen Sicherung die erſte Urſache der Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaft geweſen ſey, und alſo auch ihr höchſtes Geſetz ſeyn müſſe. Kein Uebel, ſagen ſie, kann dem gleich kommen, wenn irgend eine Macht im Staat ein wohlgegründetes Eigenthum zu ſtören ſich anmaßt. Keine Verbeſſerung kann der menſchlichen Geſellſchaft ſo wichtig ſeyn, daß ſie die Verletzung der Grundſätze ſelbſt, worauf die Vereinigung der Menſchen beruht, rechtfertigen könne.

2) Sie ſetzen als einen zweyten Grundſatz feſt, daß, nach allen Begriffen des natürlichen und bürgerlichen Rechts, Corpora eben ſowohl wahre Eigenthümer ſeyn können, als einzelne Perſonen.

3) Von der Geiſtlichkeit insbeſondere behaupten ſie, daß die Erwerbsmittel, durch welche ſie zu ihren Gütern gekommen ſind, von der Art ſeyen, daß ſie bey jeder Beſitzung eines Privatmanns ein wahres Eigenthum begründen würden. Schenkungen und Vermächtniſſe machen die geſetzmäßigſte Uebertragung des Eigenthums aus. Und von dieſen leitet die Kleriſey den größten Theil ihrer Reichthümer her.

4) Im Falle aber auch der Kleriſey die Titel und Beweiſe der erſten rechtmäßigen Erwerbung für ihre Güter fehlen ſollten: ſo wird ſie doch darin durch die längſte Verjährung geſchützt, die ſich für irgend einen andern Beſitz in den Europäiſchen Staaten anführen läßt. Und ohne der Verjährung dieſes Recht zuzugeſtehn, daß ſie das Eigenthum heilig und unverletzlich mache, kann durchaus kein Eigenthum ſicher ſeyn; kann es im Grunde gar kein Eigenthum geben: denn jede geſetzmäßige Uebertragung ſetzt ein älteres Eigenthum voraus. Das älteſte Eigenthum aber iſt immer ohne Titel; — die erſten Erwerbungen ſind immer in der Dunkelheit des Alterthums verborgen.

5) Ein wichtiger Umſtand iſt, daß die Güter

der Geiſtlichkeit größtentheils von Privatperſonen, und nicht vom Staate, ihr übergeben worden, und daß ſie durch Vermächtniſſe an die erſtre gekommen ſind. Dadurch bekömmt die Beſtimmung dieſer Güter diejenige Heiligkeit, die überhaupt teſtamentariſchen Verordnungen, und noch mehr teſtamentariſchen Stiftungen, nach Gründen der Gerechtigkeit und des allgemeinen Nutzens, zukommen ſoll. Dadurch bekommen aber zugleich, außer der Geiſtlichkeit, noch mehrere Parteyen Anſprüche an den Genuß oder den Rückfall jener Güter, — Parteyen, welche zugleich mit der Geiſtlichkeit beraubt werden, wenn der Staat über dieſe Güter zu einem ganz fremden und von der Abſicht der Stifter abgehenden Gebrauche disponirt.

In Abſicht des erſten Punkts dieſes fünften Grundes ſind die Betrachtungen, welche hierbey eintreten, leicht zu überſehen, und ſie ſind ſchon oft in ähnlichen Fällen wiederhohlt worden. Wenn alle Staaten große Vortheile aus frommen Stiftungen gezogen haben, und noch ähnliche hoffen können: ſo müſſen alle Schritte vermieden werden, welche die Menſchen von ſelbigen abzuſchrecken vermögen. Nichts aber macht abgeneig-

ter, ſein Vermögen nach ſeinem Tode einem öf⸗
fentlichen Gebrauche zu widmen, als die Furcht,
daß es dieſem Gebrauche entzogen, und wider
die Beſtimmung des Erblaſſers angewandt wer⸗
den möchte. Und dieſe Furcht wird natürlicher
Weiſe durch willkührliche Aenderungen, welche
ſich der Staat in der Verfaſſung und der Zweck⸗
beſtimmung alter Stiftungen erlaubt, allgemein
verbreitet.

Wenn ferner jedes Vermächtniß ein Aktus des
Eigenthumsrechts nach bürgerlichen Rechten iſt:
ſo iſt eine Verletzung der Bedingungen des Ver⸗
mächtniſſes, indeß man das vermachte Gut ſelbſt
ſich zueignet, eine eben ſo große Ungerechtigkeit,
als die iſt, das nach einem Vertrage empfangne
Gut eines Lebenden zu behalten, ohne die Bedin⸗
gung des Vertrages zu erfüllen. Und dieſe Un⸗
gerechtigkeit begeht eben ſo wohl der Staat, wenn
er auf dieſe Weiſe mit einer dem Publikum ge⸗
widmeten Stiſtung verfährt, als der Privat⸗
mann, wenn er es mit einem ſeiner Perſon zu⸗
gedachten Vermächtniſſe thut.

Eben daher entſtehen neue Prätendenten an
dasjenige Vermögen, welches eine Stiftung grün⸗
dete, ſobald ſie entweder durch die Unmöglichkeit,
ihre Abſicht fernerhin zu erreichen, von ſelbſt auf⸗

hört, oder durch die Aenderungen, welche der Staat in der Natur und Abzweckung derſelben vornimmt, vernichtet wird.

Dieſe Betrachtung wird ſich, angewendet auf den beſtimmtern Fall der geiſtlichen Stiftungen, beſſer entwickeln laſſen.

Nachdem mit den kirchlichen Aemtern beſtimmte Einkünfte und Güter verbunden worden, eröffneten ſie für Perſonen, die ohne Eigenthum waren, eine Quelle des Unterhalts, und für die, welche ein geringes Eigenthum hatten, Mittel zu einem bequemern Leben. Sie formirten mit einem Worte eine neue Laufbahn, auf welcher man zu den beyden großen Gegenſtänden aller menſchlichen Betriebſamkeit, zu Anſehn und Vermögen, gelangen konnte. Die Hausväter und Familien erkannten bald den daraus für ſie erwachſenden Vortheil, daß nähmlich diejenigen ihrer Kinder, oder ihrer Angehörigen, die ſie ſelbſt am wenigſten bedenken konnten, in der Kirche verſorgt werden könnten. Sie ſahen in den Einkünften der geiſtlichen Stifter oder der Klöſter ein Erwerbsmittel für ihre eignen Nachkommen und Verwandten, ſobald ſie ſich Hoffnung machen konnten, daß immer einige von dieſen zu den geiſtlichen Aemtern gelangen, oder in die Kloſterge-

ſellſchaften aufgenommen werden würden. Dieſes ward ohne Zweifel ein neuer Bewegungsgrund, der ſich in dem Gemüthe reicher Erblaſſer mit der Sorge für das Heil ihrer eignen Seele verband, von ihren Gütern der Kirche einen Theil zuzuwenden. Sie hinterließen dadurch einen bleibenden gleichſam deponirten Schatz, an welchem auch ihre Enkel Theil nehmen könnten, und zu welchem ſie nach aller Wahrſcheinlichkeit, um der Wohlthätigkeit ihres Ahnherrn willen, vorzüglich vor Andern würden zugelaſſen werden. Dieſer Antrieb, für entfernte Verwandte und Nachkommen zu ſorgen, iſt ſtärker in Familien, die ſchon zu einem gewiſſen erblichen Anſehen gelangt ſind, beſonders, wenn ſie durch einen gemeinſchaftlichen Nahmen enger verbunden werden. Und da in den mittlern Zeiten der größte Theil der Ländereyen, ſo wie der Reichthümer überhaupt, in den Händen ſolcher Familien, d. h. des Adels, war; da alſo auch die meiſten Schenkungen und Vermächtniſſe von den Großen herkamen, denen an der Erhaltung eines Familienglanzes am meiſten gelegen war: ſo wurde auf der einen Seite bey den Gebern der Antrieb, die Kirche zu bereichern, durch jene zu hoffenden und oft vielleicht ausbedungenen Vorrechte für die Perſonen ihrer Fa-

milie und ihres Standes verſtärkt; auf der andern entſtand bey denen ſelbſt, welche zu kirchlichen Aemtern zu wählen hatten, die Gewohnheit, vorzüglich auf Candidaten aus denjenigen Familien Rückſicht zu nehmen, von welchen dieſe Aemter ihr Anſehn und ihre Einkünfte bekommen hatten.

Wir ſehen, wenn wir die verſchiednen Länder des chriſtlichen Europa vergleichen, daß dieſe beyden Dinge wechſelſeitig wie Urſache und Wirkung zuſammenhängen. Je größer die Schenkungen wurden, welche ein geiſtliches Amt einträglich und ehrenvoll machten; deſto ausſchließender wurden auch auf ein ſolches Amt die Rechte derer, welche den Donatoren angehörten, oder doch mit ihnen durch Standesgleichheit am genauſten verbunden waren. Und ſo ſind umgekehrt nirgends die Stifter, Bisthümer und Dompfründen zu ſo ungeheuern Landbeſitzungen gekommen, als da, wo die Vorrechte der Geburt und der Verwandtſchaft nach dem Charakter der Nation am meiſten galten, und bey der Wahl zu hohen geiſtlichen Aemtern über alles reſpektirt wurden. In Italien, wo die Bisthümer häufig und klein ſind, und die Pfründen der Stiftsherrn mit jenen in Verhältniß ſtehn, hat der Adel kein ausſchließendes Recht, in die Stiſter aufgenommen und bis zu

den erſten Stellen in denſelben erhoben zu werden. Deutſchland, welches aus ſeinen Biſchöfen Fürſten, und aus ſeinen Domherrn große Ländereybeſitzer entſtehen ſah, hat auch zugleich den Zutritt zu dieſen Würden Allen verſchließen geſehn, die nicht von den Familien herkommen, welche ſo große Reichthümer der Kirche einverleibt haben. Nirgends ſind die höhern geiſtlichen Stifter, wie in Deutſchland, ſo ganz als natürliche geſetzliche Verſorgungsmittel der jüngern Kinder von großen, oder doch adelichen Familien angeſehen worden.

Wenn die Abſicht der erſten Geber zweifelhaft wäre, den jüngern Gliedern der Familien ihres Standes den Zutritt zu dem Genuſſe ihrer Schenkungen, und alſo zu einer reichlichen Verſorgung zu verſichern: ſo würde doch aus der langen Gewohnheit, die Kirchenpfründen auf dieſe Art auszutheilen, endlich ein Recht für dieſe Familien und ihre jüngern Glieder entſtanden ſeyn. So ſicher hat z. B. der Adel darauf in Deutſchland gerechnet, daß ſeine jüngern Söhne eine ihrem Stande gemäße Verſorgung in der Kirche finden werden: daß er eben deßwegen den Erſtgebornen, in der Vertheilung des Familienvermögens, einen weit größern Vorzug vor den Nachge-

bornen zugeſteht, als ſonſt die Billigkeit und die natürliche Elternliebe gegen Kinder geſtatten würde.

Wenn alſo die wahrſcheinliche Abſicht des Stifters und Gebers, von welchem das Eigenthum der Kirche herkömmt; wenn die ſichere, vom Staate ſelbſt, durch Genehmhaltung der geiſtlichen Inſtitute und ihrer Verfaſſungen, erregte Erwartung ein Recht giebt: ſo haben z. B. an den Stiftsgütern der Domkapitel diejenigen adlichen Familien ein Miteigenthumsrecht, deren jüngere Glieder Jahrhunderte hindurch aus denſelben Unterhalt und äußere Würde erhalten haben. Je mehr die ganze übrige Verfaſſung der Rechte und der Gewohnheiten des Adels ſich nach der Vorausſetzung, daß jene Laufbahn ſeinen Gliedern geſichert ſey, gebildet hat; je mehr der Staat ſelbſt, durch Geſetze, welche dieſe Anwendung der geiſtlichen Güter vorausſetzen, derſelben Feſtigkeit gegeben hat: deſto größer iſt die Ungerechtigkeit, welche einer zahlreichen Claſſe angeſehener Bürger auf einmahl das Vermögen entzieht, auf deſſen Nießbrauch ſie aus ſo guten Gründen rechnen konnte. Der Geſetzgeber geräth entweder mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, und zerrüttet das Glück der Familie, wenn er die

übrigen Verfaſſungen, Rechte und Gewohnheiten des Standes ſtehen läßt, indem er die Fonds an ſich zieht, deren bisherige Verwendung allein jene Verfaſſungen aufrecht erhalten oder billig machen konnte: oder, will er auch dieſe zugleich ändern, ſo wird eine das Wohl des ganzen Staats zerrüttende Revolution unvermeidlich.

Was die Stiftsgüter für den Adel ſind, das waren die Kloſtergüter in katholiſchen Ländern für bürgerliche Familien: — ein erwünſchtes Mittel, ihnen die Laſt der Verſorgung jüngerer Söhne zu erleichtern. Freylich ward hier der Umſtand, daß die an ſolcher Verſorgung Theil nehmenden Stände zahlreicher waren, und unbeſtimmtere Gränzen hatten, Urſache, daß keiner derſelben ein ſo gewiſſes Recht darauf erlangte. Indeſſen hat doch der Vertheidiger derjenigen Klöſter, welche Eigenthum beſitzen, gewiß etwas für ſich, wenn er ſagt: daß auch hier die Abſicht der Donatoren wahrſcheinlich geweſen ſey, ihren ärmern Mitbürgern einen Zufluchtsort und einen Verſorgungsweg zu eröffnen, und daß dieſe Abſicht reſpektirt werden müſſe; — daß wenigſtens die Aufhebung ſolcher Klöſter eine Zerrüttung in den Glücksumſtänden ganzer Stände hervorbringe, weil ſie dadurch die ihren Gliedern

bisher zugänglichen Wege des Unterhalts oder des Glücks ſich verſchließen, — und alſo alle Anſtalten und Verfügungen, die ſie in Rückſicht darauf gemacht haben, unſchicklich werden ſehn.

Und dieß, ſagt man weiter, giebt einen hinlänglichen Rechtsgrund, jene alten Stiftungen beyzubehalten; ſelbſt nachdem die Umſtände ſich geändert haben, um derentwillen ſie zuerſt errichtet worden ſind; ſelbſt, nachdem die daran gebundenen Verrichtungen aufgehört haben, oder für weniger nützlich als ehedem gehalten werden. Es ſey darum, daß der Praelatus scholarcha nicht mehr für die Unterweiſung der Jugend ſorgt, der Kantor nichts mehr mit der Kirchenmuſik zu thun hat, und der Biſchof ſelbſt nicht mehr predigt. Dafür haben ſie andere Verrichtungen, — zum Theil nützlichere — vorzüglich Regierungs- und wirthſchaftliche Geſchäfte bekommen, die ebenfalls einer Belohnung werth ſind. Die Hauptſache iſt: daß, wenn dieſe Stellen ſelbſt, mit den daran hängenden Einkünften, nicht aufrecht erhalten werden, denjenigen Familien, die durch undenklichen Beſitzſtand ein Recht haben, ihre Glieder zu denſelben zu befördern, Hülfsquellen geraubt werden, die ihnen zur Erhaltung ihrer eignen bürgerlichen Exiſtenz unentbehrlich geworden ſind.

Die Pfründen der hohen Domſtifter ſind Familiengüter geworden, die in Kommunion von einer gewiſſen Anzahl von Geſchlechtern nach beſtimmten Regeln der Umwechſelung genoſſen werden.

Dem Staate iſt es gleichgültig, von wem Landgüter beſeſſen werden, wofern ſie nur gut bewirthſchaftet werden. Nicht, ob die, welche ſie beſitzen, dem Staate Nutzen ſtiften: nicht, ob es arbeitſame, oder ob es bloß ihrem Vergnügen nachgehende Menſchen ſind: ſondern, ob ſie auf unrechtmäßigem Wege dazu gelangt ſind, und ob ſie ihr Vermögen mißbrauchen (wozu bey Ländereyen auch gehört, wenn ſie ſie wüſte liegen laſſen): das iſt die einzige Sache, wornach der Staat Recht hat zu fragen, wenn er ſich eine Oberaufſicht über Güterbeſitz anmaßt.

Wollte man reiche Einkünfte nur dem zugeſtehen, der Verdienſte ums Publikum hat, und für daſſelbe eine Arbeit übernimmt, welche von jenen Einkünften ein Aequivalent iſt: ſo wäre ja eben ſo viel Urſache vorhanden, die erblichen Reichthümer der Privatfamilien, als die bloß nießbrauchlichen der Körperſchaften, anzugreifen. Der Beſitzer einer reichen Dompfründe mag vielleicht weniger fürs gemeine Beſte thun, als der Inhaber einer armen Dorfpfarre. Aber wie viele andre Reiche

ſchwelgen von ihren großen Familiengütern, ohne dem Publikum irgend einen Dienſt zu leiſten, indeß die verdienteſten und arbeitſamſten Menſchen in ererbter Armuth ſchmachten! Sobald aus den geiſtlichen Gütern durch Herkommen und Verjährung Subſtitutionsmittel der jüngern Kinder der Familien geworden ſind: ſo darf man nicht mehr darnach fragen, wie groß die Arbeit ſey, welche dieſen dadurch aufgelegt wird.

Iſt es dann in irgend einem Staate unerlaubt, Stifter für adliche Fräulein oder für die Perſonen eines gewiſſen Nahmens und Herkommens zu machen, — bloß in der Abſicht, um dieſelben in den Stand zu ſetzen, bequemer und angenehmer zu leben, ohne ihnen dadurch irgend eine Pflicht gegen das Publikum aufzulegen? oder hält man es ſich für erlaubt, deßwegen dieſe Stiftungen, wenn ſie einmahl die landesherrliche Zuſtimmung erhalten haben, zu ſtören, weil dadurch müßige Menſchen in einem größern Ueberfluſſe erhalten werden, als andre Arbeitſame haben?

Man ſehe die geiſtlichen Stifter, mit welchen keine beſtimmten oder keine ſehr wichtigen Amtsgeſchäfte, und doch große Einkünfte verbunden ſind, als ſolche Familienſtiftungen zu ſtandes-

mäßiger Verſorgung adlicher Perſonen an. Werden ſie dadurch ungerecht? Und wenn ſie gerecht ſind; iſt es nicht eine Ungerechtigkeit, ſie aufzuheben?

Alſo der Umſtand, daß die Kirchengüter von Privatperſonen durch Vermächtniſſe herkommen, und von dem Eigenthume gewiſſer Familien abgeriſſen worden, hat die erſte Veranlaſſung gegeben, den jüngern Söhnen adlicher Familien — Anfangs eine vorzügliche, und bald eine ausſchließende Wahlfähigkeit zu den Pfründen, welchen jene Güter zugeeignet worden, einzuräumen. Jener Umſtand iſt daher auch als der erſte Grund eines wirklichen Rechts anzuſehn, welches ſich dieſe jüngern Glieder der wahlfähigen Familien auf einen immer geſicherten Zutritt zu jenen Kirchenämtern und dem Genuſſe der damit verbundnen Güter zuſchreiben. — Wäre aber auch dieſes Recht unvollkommen in ſeinem Urſprunge: ſo iſt es dennoch durch die ſeit undenklicher Zeit ſtreng beobachtete Gewohnheit, durch die auf dieſelbe gegründeten anderweitigen Geſetze und Gewohnheiten des Standes, dergeſtalt befeſtigt, daß es ein eben ſo unſtreitiger Raub für alle dieſe Familien iſt, wenn ihnen durch Aufhebung der geſtifteten Kirchenämter, oder durch Verminderung

der daran haftenden Güter, die bisher ſichere Hofnung einer Verſorgung ihrer Nachgebornen auf alle künftigen Zeiten entzogen wird, — als es ein Raub für jeden andern Bürger iſt, wenn er ſeine aus einem Vertrage hergeleiteten Erwartungen durch die Treuloſigkeit des andern Kontrahenten getäuſcht ſieht.

Aber ich ſagte, daß, vermöge des oben gedachten Umſtandes, ſich noch ein zweyter Prätendent zeigt, wenn Stiftungen, welche Privatperſonen dotirt haben, aufgehoben, und die liegenden Güter, welche ſie geſchenkt haben, eingezogen werden ſollten: ein Prätendent, deſſen Rechte noch weniger zu beſtreiten ſind. Dieſe Güter, die nun ihre Beſtimmung verloren haben, kehren rechtlicher Weiſe zu denjenigen Familien zurück, deren Ahnherrn ſie aus dem Familiengute herausgenommen hatten. Da ſie nicht dem Staate gehörten, ehe ſie der Kirche zugewandt wurden: ſo können ſie auch nicht dem Staate zugeeignet werden, wenn die Kirche ſie verliert. Der urſprüngliche Eigenthümer oder deſſen Erben treten in ihre ehemahligen Rechte wieder ein.

Ein Fürſt hebe ein Fideikommiß auf, wenn er dieſe Art der Forterbung der Güter dem Staate nachtheilig findet; aber das Eigenthum der

Majoratsgüter gehört ihm deßwegen nicht. Man gehe einen Schritt weiter, zu Stiftern, die zur Verſorgung von adlichen Perſonen aus einer einzigen, aber ausgebreiteten Familie gemacht worden ſind. Behält die Familie nicht das Recht, dieſe Güter unter ſich zu theilen, wenn es dem Landesherrn nicht mehr gefällt, jenes Inſtitut und ſeine Regeln beſtehen zu laſſen? Durch unmerkliche Fortſchritte kömmt man auf ſolche Stiftungen, die zwar nicht unmittelbar zum Beſten einzelner Familien, ſondern zur Bereicherung gewiſſer Aemter gemacht worden, die aber doch eben ſo wohl aus dem Privatvermögen von Familien genommen ſind, und unmittelbar zur Unterſtützung und Bereicherung einer gewiſſen Claſſe von Familien entweder urſprünglich abgezielt haben, oder nach und nach ſind gebraucht worden.

Alſo: der jetzige Inhaber der Kirchenpfründen; — alle Familien, deren Kinder wahlfähig ſind, ſie künftig zu beſetzen, und die nach Geſetz und Herkommen darauf rechnen konnten, einige ihrer Glieder dazu zu befördern; und endlich die Nachkommen derjenigen Ahnherrn, welche die Pfründe zuerſt durch ihre Schenkungen bereichert haben: alle dieſe drey verlieren ein durch ſtillſchweigende oder ausdrückliche Einwilligung des

Staats ihnen zugeſichertes Eigenthum, wenn ſich dieſer Staat anmaßt, willkührlich über dieſe Güter zu diſponiren.

Endlich 6): Geſetzt die Geiſtlichkeit wäre nicht als Eigenthümerinn der Güter, ſondern als ein Collegium von Beamten zu betrachten, welche von dieſen Gütern beſoldet werden: warum ſoll es billig ſeyn, den obern Stellen, den Domkapitularen und Biſchöfen, die ſeit vielen Jahrhunderten für ſie fixirten Salarien zu entziehn? Weil man glaubt, daß dieſe Salarien zu groß für ſie ſind? Weil man ſie für müßige Verzehrer hält? Aber man thut Unrecht. Sie bekleiden noch Aemter; wenn gleich nicht gerade dieſelben, welche urſprünglich mit gleichen Titeln verbunden waren, doch andre, die für das Wohl der Geſellſchaft wichtig ſind, und die, um gut verwaltet zu werden, eben ſo wohl Arbeitſamkeit als Geſchicklichkeit erfordern. Sie haben die Direktion über die übrige Geiſtlichkeit zu führen; ſie ſorgen für die Aufrechthaltung der Anſtalten zum öffentlichen Gottesdienſte; ſie ſind die Cenſoren über die Sitten der Prediger in ihrem Sprengel, ſie ſind Richter bey gewiſſen Rechtsſachen, ſie haben die Beſetzung der übrigen geiſtlichen Aemter über ſich, und können durch ihre

Wahlen und durch die veranſtalteten Prüfungen der Kandidaten, Einfluß auf die Studien der Theologen, und ſelbſt auf die Aufklärung des Volks bekommen. Sie haben alſo wenigſtens die Geſchäfte Proteſtantiſcher Conſiſtorien, wenn man auch die gottesdienſtlichen Verrichtungen, die ſie in Perſon beſorgen, nicht mit in Anſchlag bringen wollte, da ſie größtentheils in Ceremonien beſtehn. Wenn die Biſchöfe und Domkapitularen dafür beſſer bezahlt werden, als die geiſtlichen Conſiſtorialräthe der Proteſtanten, iſt dieß eine Ungerechtigkeit? Geben nicht größere Einkünfte ſelbſt eine größere Würde in den Augen des Volks? Und iſt ſolche nicht für Perſonen, die in einem wichtigen Zweige öffentlicher Angelegenheiten dirigiren ſollen, nützlich? Und wenn es wahr wäre, daß die hohe Geiſtlichkeit durch ihre Beſitzungen von ihren erſten Funktionen abgebracht worden ſey, und dadurch die Nutzbarkeit verloren habe, die ſie in den Augen des Volks hoher Belohnungen und großer Wohlthaten ſo würdig machte; iſt es nicht natürlicher, ſie zu jenen Pflichten zurückzuführen, als ſie ihrer Güter zu berauben?

So redet der Sachwalter der Geiſtlichkeit. —

Seinen Gründen wird von der andern Seite fol-
gendes entgegengeſetzt:

1. Das Wort Eigenthum iſt ein ehrwürdiges Wort, wie die Sache ſelbſt unverletzlich ſeyn ſoll. Aber es wird auch, wenn ſeine Gränzen nicht beſtimmt werden, zu einem bloßen Schreckbilde, durch welches die, welche von Mißbräuchen in einem Staate Vortheil ziehn, den Reformator zurückſcheuchen. Iſt es um keiner Urſache willen erlaubt, einen verjährten Beſitzſtand irgend einer Art zu ſtören, ſo iſt jede wichtige Verbeſſerung in einem Staate unmöglich. Ein Prinzipium ſelbſt aber läßt, ſo gegründet es ſcheint, irgend eine verborgne Schwäche vermuthen, wenn ſolche Folgerungen aus demſelben gezogen werden können. — Ob die Sicherung des Eigenthums, oder ob überhaupt das allgemein zu vermehrende Wohl die erſte Abſicht derer geweſen ſey, welche in eine bürgerliche Vereinigung traten: darüber kann ewig geſtritten werden; aber daß bey den ſchon vereinigten Menſchen ihr gemeinſchaftliches Beſte ihr höchſtes Geſetz ausmache, — ein Geſetz, in welches gewiß Alle ſogleich einſtimmen würden, als ſie jenes Beſte einſähen: das kann keinen Zweifel leiden. — Daß der Vorwand des gemeinen Beſtens, weil der Begriff unbeſtimmt

iſt, die Ungerechtigkeiten des habſüchtigen Regenten ſowohl als aufrühriſcher Unterthanen und Parteyhäupter begünſtigen könne; iſt kein Grund, demſelben den erſten Rang unter den Prinzipien der Regentenmoral zu verweigern. Denn der Begriff des Eigenthums wird bey der Anwendung in unzähligen Fällen nicht weniger ſchwankend, und kann dem Ungerechten ebenfalls legal ſcheinende Vorwände geben. Ueberhaupt, wenn man nach einer ſolchen Regel des Verhaltens ſucht, welche es ganz unmöglich mache, unter dem Schein des Rechtes Böſes zu thun: ſo wird man ſich umſonſt bemühen Regeln feſtzuſetzen.

Aber, ſey auch das Eigenthumsrecht die nie zu überſchreitende Gränze, wobey alle Reformen ſtill ſtehen müſſen; ſo kömmt nun alles auf die Unterſuchung des ſpeziellen Falls an: ob ein vollkommenes Eigenthum in demſelben vorhanden ſey, und ob ein unvollkommenes eben die Unverletzlichkeit habe.

2. Freylich, „Corpora können nach natürlichen und bürgerlichen Rechten Eigenthum erwerben.“ Aber die geſunde Vernunft führt doch auch darauf, daß zwiſchen dem Eigenthume derſelben und dem Eigenthume der Privatfamilien ein eben ſolcher Unterſchied ſey, als zwiſchen der Exiſtenz und der Per-

ſonalität der Einen und der Andern. Die Fortdauer der erſtern hängt ab von dem Willen der Menſchen; die Fortdauer der zweyten von der Natur.

Die Ewigkeit des Eigenthümers iſt der Grund von der Ewigkeit des Eigenthums. Der Vater reproduzirt ſich in ſeinen Kindern nach natürlichen Geſetzen, dieſe in den Enkeln. Die Familie hat, nach der Ordnuug der Natur, einen Grund der Fortdauer in ſich. Daraus entſteht, daß es Anfangs für höchſt billig angeſehen und zuletzt im Staate zum ſtrengen Rechte wurde, daß auch das Eigenthum, welches der Familie gehört, mit ihr zugleich fortdauere. Der Staat, der an der Hervorbringung der Perſonen keinen Antheil hat, darf auch die Mittel der Erhaltung derſelben unter keinem Vorwande antaſten.

Ganz anders iſt es mit einem Corpus. Es entſtand durch eine willkührliche Veranſtaltung der Menſchen. Es iſt das Werk ihres Willens, und erhält ſeine Natur und ſeine Form von den Ideen ihres Verſtandes. Seine jetzigen Mitglieder ſterben aus, wenn nicht neue gewählt oder zugelaſſen werden. Dieſe Wahl, dieſe Zulaſſung alſo iſt der Grund ſeiner Fortdauer. Aber ſie iſt abermahls das Werk der Menſchen: es ſey derer, welche das

Corpus ausmachen, es ſey andrer Privatperſonen, es ſey des Staatsoberhauptes ſelbſt. In allen Fällen wird derjenige menſchliche Wille, welcher das Corpus kreirt und erhält, der Beurtheilung andrer Menſchen, und im Staate der Beurtheilung des Regenten mehr unterworfen ſeyn, als es die Natur der Dinge iſt, durch welche ſich der einzelne Menſch fortpflanzt. Wenn aber das Daſeyn des Corpus abhängiger iſt, als das Daſeyn des Menſchen; ſo muß auch gewiß des erſten Eigenthum, welches nichts anders iſt, als ein ihm zugeſichertes Erhaltungsmittel, abhängiger, und alſo weniger unverletzlich ſeyn, als das Eigenthum der Familie.

Es giebt aber unter den Körperſchaften ſelbſt noch Unterſchiede, welche hierbey in Betrachtung kommen. Es kann deren geben, wo die Abſicht der Vereinigung, welche das Corpus hervorgebracht hat, lediglich das Privatbeſte der Perſonen iſt, welche ſich in dieſelbe begeben haben. So ſind z. B. die Zünfte; ſo die Geſellſchaften, die ein Wittweninſtitut errichten.

Andere hingegen, und unter dieſe gehört die Geiſtlichkeit, haben eine Abſicht, die ſich nicht auf ſie ſelbſt, ſondern auf das Beſte des Staates bezieht. Sie entſtanden um der Dienſte willen,

welche das Publikum bedurfte, und zu deren Verrichtung mehrere Perſonen gleichförmig arbeiten mußten. Die Mitglieder, welche dieſe Corpora ausmachten, wurden gewählt, nach der Geſchicklichkeit, welche man ihnen zutraute, jene Abſicht zu erreichen. Sie wurden bey ihrem Abtritt durch Andere erſetzt, weil das Bedürfniß fortdauernd war, welches ihre erſte Anſtellung veranlaßt hatte. Kurz, die moraliſche Exiſtenz ſolcher Corporum hat nicht ihren Grund in ihnen ſelbſt, ſondern in dem gemeinen Beſten, das durch ſie befördert wird.

So iſt z. B. die Geiſtlichkeit keine Geſellſchaft, die zuſammengetreten iſt, in der zugeſtandnen Abſicht, ihre Privatvortheile zu vergrößern. Es geſchah ſogar nur gelegentlich, daß ein Corpus aus ihren zerſtreuten Gliedern erwachſen iſt. Jedes derſelben iſt Geiſtlicher, nicht durch Theilnahme an einer gewiſſen Geſellſchaft; ſondern inſofern er Diener der Religion, Vorſteher des Gottesdienſtes, Lehrer des Volks iſt. Die Aehnlichkeit des Endzwecks und der Verrichtungen hat erſt die Verbindung geſtiftet. Die Geiſtlichen haben angefangen, einen eignen Stand auszumachen, weil ihre Aemter für nöthig genug befunden wurden, um ſie fortdauernd zu machen, weil derſelben ſo viele, und weil deren Geſchäfte ähnlich waren. Der

ganze Stand hat ſein Daſeyn bekommen, um der Religion und des öffentlichen Gottesdienſtes willen. Die Güter, mit welchen man jenen unterhielt, waren eigentlich dieſen großen Gegenſtänden gewidmet.

Es ſcheint klar, daß der Staat über das Eigenthum der erſten Gattung der Corporum nicht dieſelbe Gewalt habe, als über das Eigenthum der zweyten. Wenn Bürger des Staats eine kleinere Geſellſchaft in der größern errichten, mit keiner andern Abſicht als der ihres eignen Beſten; wenn die Fonds, welche ſie dazu ausſetzen, ihrer Vereinigung Beſtand zu geben, von Anfang an, keine Beziehung auf einen öffentlichen Nutzen haben: ſo behält zwar der Staat die Aufſicht über dieſe Fonds, daß nicht Ungerechtigkeiten dabey vorgehn, auch vielleicht, daß dadurch nicht zuviel von dem ganzen Reichthume des Staats der Cirkulation entzogen oder zu eigennützigen Abſichten angewandt werde; aber zur Diſpoſition über das geſellſchaftliche Eigenthum ſelbſt hat er kein Recht. Hingegen wo die Geſchenke, Vermächtniſſe, Beyträge, aus denen das Eigenthum eines Corpus ſich nach und nach geſammelt hat, eigentlich Beyträge waren, eine gewiſſe gemeinnützige Abſicht ausführen zu helfen, woran dem Staate ſelbſt gelegen iſt; wenn

bey jenen Schenkungen und Vermächtniſſen auf die Perſonen eigentlich gar keine Rückſicht genommen wurde, ſondern nur auf die Sache, wenn ſie nicht abzweckten, jenen Bequemlichkeit und Wohlleben, ſondern für dieſe Arbeiter, Vorſteher, Verwalter zu verſchaffen: dann hat der Staat ohne Zweifel, wofern ihm die Abſicht ſelbſt wichtig iſt, auch mehr Rechte über diejenigen Güter, welche zur Erhaltung des Corpus ausgeſetzt, aber eigentlich als Mittel zur Erreichung dieſer Abſicht anzuſehen ſind.

Jedermann empfindet dieſe Stufen des Eigenthumsrechts, wenn er ſie ſich gleich nie genau entwickelt hat.

Die Ungleichheit des Vermögens der Privatperſonen iſt ein Uebel. Der Luxus vieler Reichen iſt eine fehlerhafte und ſchlechte Anwendung desjenigen Vermögens, welches, unter Viele vertheilt, vielleicht beſſer gebraucht werden würde. Aber, man ſieht auch auf den erſten Blick, daß es die äußerſte Ungerechtigkeit ſeyn würde, deßwegen dem Reichen ſeinen Ueberfluß entziehn, und ihn dem ganzen gemeinen Weſen zueignen zu wollen. Die Erwerbungen der Privatperſonen hatten gar keine weitere Abſicht, als daß dieſe Perſonen mit ihren Familien leben, — und, wenn ſie viel erwarben,

bequem und angenehm leben könnten. Dieſe Abſicht verfolgten ſie unter den Augen und mit Genehmhaltung der Regierung. Das Eigenthumsrecht alſo an den Gütern, zu deren Beſitz ſie auf dieſem Wege kamen, iſt geradezu und ganz allein an die Perſonen, nicht an einen öffentlichen Zweck gebunden, und darf alſo auch, ſelbſt durch die oberſte Gewalt des Staats, nicht von jenen abgetrennt und zum Behuf des letztern angewandt werden.

Bey einem Corpus, deſſen Errichtung ebenfalls auf die Bedürfniſſe und das Beſte des gemeinen Weſens keine Beziehung hat, welches bloß um ſein ſelbſt willen da iſt, tritt ein ähnlicher Fall ein: doch ſchon mit größrer Einſchränkung. Denn, da doch das Corpus ſelbſt ein Geſchöpf der Menſchen, und nicht der Natur iſt, und da dieſe Menſchen zugleich Bürger ſind: ſo hat der Staat das Recht, zuerſt, gleich Anfangs zu beurtheilen, ob er die Verbindung ſelbſt dem allgemeinen Beſten zuträglich finde, und alſo die Entſtehung dieſer neuen moraliſchen Perſon geſtatten wolle. Er behält ferner das Recht, auch in der Folge die Aſſoziation aufzuheben, wenn ſie ihre unſchädliche Natur verändert, oder wenn er ſelbſt über ihre Abzweckung und ihre Folgen andere Einſichten bekömmt.

Aber das zur Aufrechthaltung des Corpus beſtimmte Eigenthum, da es ganz Privatzwecken gewidmet war, hat der Staat nicht das Recht, nach Aufhebung des Corpus zu öffentlichen Abſichten zu widmen. Wenn die Zünfte aufgehoben werden: ſo müſſen die Kapitalien und Güter, welche die Corporation erworben hat, den Mitgliedern überlaſſen werden. Wenn ein Wittweninſtitut aufgehoben wird, ſo müſſen die geſammelten Gelder den Einlegern zurückgegeben werden.

Aber bey einem Corpus, das aus Beamten, aus Dienern der großen bürgerlichen Geſellſchaft beſteht, — wozu jedes Glied nur Kraft gewiſſer Verrichtungen gehört, die ihm fürs Publikum übertragen worden ſind: da iſt das Eigenthum eigentlich gebunden an den Dienſt, an die Verrichtung, nicht an die Perſonen. Die Verſorgung, oder die bequemere Lebensart derer, welche jenen Dienſt leiſten, oder dieſe Verrichtung thun, iſt nur eine zufällige Nebenſache; oder ſie iſt vielmehr bloß eine untergeordnete Abſicht, inſofern ſie ein Bewegungsgrund wird, welcher die Einen antreibt, ſich dieſem Geſchäfte zu widmen, und die Andern in den Stand ſetzt, demſelben ohne Abhaltung obzuliegen. Je mehr oder weniger nun der Staat dieſes Geſchäft ſelbſt zu ſeinen End-

zwecken nöthig findet, und daher unter ſeine Aufſicht nimmt: deſto mehr Recht darf er ſich auch über die Dispoſition der Güter anmaßen, welche die Hülfsmittel ausmachen, jenes Geſchäft immer im Gange zu erhalten.

Hiermit hängt ein andrer Umſtand zuſammen. Wenn ein Corpus ſich ergänzt durch die Wahl neuer Mitglieder; wenn dieſe Wahl eine Prüfung erfordert; wenn dieſe Prüfung und dieſe Wahl dem Staate ſelbſt zuſtehen, oder doch ſeine Genehmigung erheiſchen: ſo iſt dieſes ganze Corpus, und mithin auch ſein Eigenthum, abhängiger vom Staat, als wenn es ſich ohne Wahl und Prüfung, bloß nach feſt beſtimmten Regeln, (vermöge äußerer Verhältniſſe der neuen Ankömmlinge, z. B. nach Verwandtſchaft), oder doch ohne alle Einmiſchung des Landesherrn, vollzählig macht. Erſteres ſetzt nähmlich ſchon voraus, daß das Corpus einen beſtimmten Auftrag hat, wozu eine beſondere Tüchtigkeit der Perſonen gehört; und daß dieſes ihm aufgetragene Geſchäft in das allgemeine Beſte ſo ſtark eingreift, daß es dem Staate weſentlichen Nutzen oder Schaden bringt, nachdem es gut oder ſchlecht beſorgt wird.

Augenſcheinlich nun, ſagt die Partey, deren Gründe ich itzt vortrage, befindet ſich die Geiſt=

lichkeit in beyden der Fälle, in welchen, nach der obigen Entwickelung der Ideen, das Eigenthum eines Corpus minder vollkommen und der ſuveränen Gewalt des Staats mehr unterworfen iſt. Wären die Religion und der Gottesdienſt nicht für unentbehrlich zur Wohlfahrt der in einer bürgerlichen Geſellſchaft lebenden Menſchen erkannt worden: ſo wäre nie eine Kirche entſtanden, ſo hätte es nie Kirchendiener gegeben; und es wären nie ſo viel Wohlthaten aus dem öffentlichen Schatze und aus dem Vermögen der Privatperſonen zuſammengefloſſen, um eine immer währende Succeſſion dieſer Kirchendiener zu erhalten. Es ſind alſo Aemter, die man durch jene Wohlthaten beſolden, nicht Perſonen oder Stände, die man bereichern wollte. — Die Form dieſer Beſoldung und die Quelle derſelben, ändern in ihrer Natur nichts. Daß es liegende Gründe waren, daß ſie von Privatperſonen herkamen beweiſt nicht, daß ſie zu irgend etwas anderm beſtimmt waren, als Arbeiten möglich zu machen oder zu belohnen, die für die religiöſe Wohlfahrt der Geſellſchaft nöthig befunden wurden. Daraus kann nimmermehr ein wahres und vollkommnes Eigenthum der Perſonen werden, welche zu Verrichtung dieſer Arbeiten herbeygerufen wurden, und nur deßwegen die

daran geknüpfte Belohnung eingeräumt bekamen.

Alſo: 1) das Eigenthum der Geiſtlichkeit hatte ſeinen Zweck nicht in der Geiſtlichkeit ſelbſt, ſondern in einem gemeinen Beſten, das durch ſie befördert werden ſollte; — und 2) das Recht der Neuaufzunehmenden an dieſem Eigenthume ward ausgetheilt durch Wahl, nach einer Prüfung ihrer Tüchtigkeit, und mit Einwirkung des Staates. Beydes beweiſt, daß der einzige richtige Geſichtspunkt, unter welchem man die Kirchengüter anſehen kann, der iſt, ſie als Beſoldungen zu betrachten.

Hat man je anders gedacht: ſo hat man ſich bloß durch den Umſtand irre führen laſſen, daß dieſe Beſoldungen durch liegende Gründe fixirt worden ſind, und alſo von den Beſoldeten nicht anders als durch Ausübung ſolcher Rechte gezogen werden können, dergleichen Privateigenthümer über ihre Güter ausüben. Aber der Unterſchied bleibt ausgemacht. Vermögen, welches bloß geknüpft iſt an Perſonen; welches unmittelbar Beziehung darauf hat, ſie zu ernähren, und ihnen Hülfsmittel zu perſönlicher Thätigkeit und perſönlichem Genuſſe zu verſchaffen, iſt Eigenthum; dasjenige Vermögen, welches ge-

knüpſt iſt an Arbeiten, an Geſchäfte, und welches unmittelbar darauf abzweckt, dem gemeinen Weſen die Vortheile zu verſchaffen, wozu jene Arbeiten die Mittel ſind, iſt Beſoldung.

3. Die Geiſtlichkeit beruft ſich auf die Rechtmäßigkeit ihrer Erwerbungen. Aber wenn dieſe erſt erwieſen werden müßte, ehe über ihr jetziges Eigenthumsrecht an ihren Gütern ein Ausſpruch geſchähe: ſo würde ein neuer höchſt verwickelter Streit entſtehn, welchen beynahe kein andrer Richter entſcheiden könnte, als der ſchon zuvor Partey genommen hätte. Die Feinde der Geiſtlichkeit finden hier ein weites Feld zu beredten Anklagen, indem ſie an die Kunſtgriffe erinnern, durch welche kinderloſe Reiche von der ihr Gewiſſen beherrſchenden Kleriſey, und noch mehr von den ihr Todbette umgebenden Beichtvätern ſo oft verleitet worden ſind, ihr Vermögen, das von Rechtswegen ihrer Familie gehörte, oder eine weit nützlichere Anwendung litt, der ſchon überflüſſig verſorgten Kirche zuzuwenden. Irrthum auf der Seite der Geber, welche in der Bereicherung der Kirchen und Klöſter eine Büßung ihrer Sünden zu finden glaubten; Täuſchung und Zudringlichkeit auf der Seite der Erwerber, welche die Hoffnungen und Schrecken der Religion miß-

brauchten, um weltliche Zwecke für ſich ſelbſt zu erreichen: das ſind wohl nicht Erwerbswege, die dem erworbnen Eigenthume einen ehrwürdigen Charakter der Unverletzlichkeit gäben. Und doch ſind es notoriſch diejenigen, durch welche viele Reichthümer der Kirche zugefloſſen ſind.

Der Freund und Sachwalter der Geiſtlichkeit darf indeß hierauf nicht verſtummen. Auch die feindſeligſte und die genaueſte Nachforſchung, kann er ſagen, würde nicht für alle Beſitzungen der Kirche einen dem Rechte nach ſo zweydeutigen Urſprung entdecken. Viele derſelben ſind abgetretene Domänen der Landesherren; andre waren das Eigenthum der Geiſtlichen ſelbſt, deſſen ſie ſich zum Beſten des Corpus, in welches ſie getreten waren, entäußert haben; noch andre ſind freye Wohlthaten gutmeinender, für Religion und Volksbelehrung eifriger Chriſten. — Und wann, kann er hinzuſetzen, iſt es nothwendig geweſen, in die Bewegungsgründe eines Verkäufers oder Donators einzudringen, oder gar auf die Richtigkeit oder Falſchheit der Theorieen zu ſehen, aus welchen dieſe Bewegungsgründe entſprungen ſind, um die Rechtmäßigkeit des Kaufs oder der Schenkung zu beurtheilen? Wenn der Wille des Eigenthümers zu Uebertragung ſeines Eigenthums bewieſen iſt:

kann derſelbe unkräftig gemacht werden durch Muthmaßungen oder Beweiſe von einer noch beſſern Anwendung, die er von dem Seinigen hätte machen können?

Doch, dieſer Unterſuchung kann man in der That entübrigt ſeyn, wenn ſchon zuvor erwieſen iſt, daß alle der Geiſtlichkeit zugewandten Güter, — ſo untadelhaft auch die Art und Weiſe ſeyn mag, wie die Schenkung derſelben veranlaßt worden; auch wenn dabey Niemanden Unrecht geſchehn iſt, und der Geber dabey aus ganz freyem und wohlüberdachtem Entſchluſſe gehandelt hat, — doch kein vollkommenes und wahres Eigenthum ausmachen. Denn freylich könnte nicht geläugnet werden, daß, wenn jene Güter in dem Falle als ein unverletzliches Eigenthum anzuſehen wären, wenn ſie ohne Unrecht an die Kirche gekommen ſind, ſie es auch itzt noch ſeyn müßten; da die Länge der Zeit es unmöglich gemacht hat, jene Rechtmäßigkeit ſo zu prüfen, als zu einer gerichtlichen Entſcheidung darüber erfordert würde. Nach den Geſetzen des Eigenthums muß die Verjährung ſchlechterdings den mangelhaften Titel der erſten Acquiſition ergänzen. Und dieſe Verjährung hat die Geiſtlichkeit für ſich. — Sind hingegen die Ländereyen und

Renten, von welchen die Geiſtlichen ſich Eigenthümer nennen, ein dem Beſten der Religion und des Staats zugeeignetes Vermögen, das ihnen nur in ſofern überlaſſen wird, als ſie ſich anheiſchig gemacht haben, beyden zu dienen: ſo kann durch keine Verjährung die Beſtimmung dieſer Güter verändert, und letztere dergeſtalt den Perſonen, welche jene Aemter bekleiden, oder deren Abkömmlinge wahlfähig zu denſelben ſind, zugeeignet werden, daß ſie auch dann noch beyden verbleiben müßten, wenn Religion und Staat keine, oder keine ſolchen Dienſte mehr dafür von ihnen erhalten, die mit der Größe der Belohnungen im Verhältniſſe ſtänden.

Was 4. die Achtung betrifft, welche der Sachwalter der Geiſtlichkeit für die Stiftungen der Privatperſonen fordert, eine Achtung, die ſich auch auf die beſtimmte Verfaſſung erſtrecken ſoll, die ſie ihren Stiftungen gegeben haben; — ſo ſcheinen zwey Betrachtungen gegen die Gültigkeit dieſes Beweiſes einzutreten. Die Gefahr, daß vernünftige Patrioten davon abgeſchreckt würden, etwas von ihrem Vermögen zu einer öffentlichen gemeinnützigen Anſtalt zu vermachen, wenn nicht alle älteren Stiftungen bey ihrer urſprünglichen Verfaſſung blieben, iſt wirklich nicht vorhanden.

Dieſen Vernünftigen iſt nur daran gelegen, — nicht ſchlechterdings ihren Willen befolgt zu ſehn, und auf alle künftige Zeiten über ihre ehemahligen Güter und deren Anwendung zu gebiethen, ſondern — ihren Mitbürgern etwas weſentlich Gutes in irgend einer Art menſchlicher Glückſeligkeit zu erweiſen. Wenn ſie alſo nur hoffen können, daß ihr Vermächtniß zu dem allgemeinen Endzwecke der äußern oder innern Wohlfahrt, welchen ſie vor Augen hatten, auf eine vernünftige und den Zeitumſtänden angemeſſene Art werde angewendet werden, ſo ſind ſie befriedigt. Ja ſie werden ſelbſt wünſchen, daß ihre Stiftungen durch weiſe Vorſteher künftiger Zeiten diejenigen Abänderungen leiden mögen, welche die Erfahrung und verbeſſerte Einſichten an die Hand geben werden. Die Sicherheit alſo, welche ſie für die Fortdauer ihrer Anſtalt begehren, wird ihnen dadurch nicht geſtört, wenn ſie bey ältern Stiftungen die Endzwecke der Teſtatoren beybehalten, und nur die Mittel, welche jene vorſchrieben, nach der Lage der Sachen und den Fortſchritten der Erkenntniß, verändert ſehn; — auch ſelbſt dadurch noch nicht, wenn ſie ſehn, daß einige jener Stiftungen von dem Staate, in Zeiten allgemeiner Gefahr, oder unter Umſtänden einer gebiethe-

riſchen Nothwendigkeit, zwar zu ganz andern, aber zu noch wichtigern, noch dringendern Gegenſtänden des allgemeinen Wohls angewandt werden.

Nur zwey Sachen ſind es vornehmlich, welche die Neigung zu wohlthätigen Stiftungen erſtikken: wenn Gelder und Güter, die dem Publikum gewidmet waren, zu dem Privatvortheile einzelner Perſonen angewandt werden; — und wenn die Abänderung der geſtifteten Anſtalten heimlich geſchieht, und dadurch dem Publikum in ihren Bewegungsgründen verdächtig wird. Wenn ſie im Gegentheil öffentlich geſchieht; wenn der Eigennutz keines Menſchen einigen Antheil an derſelben hat, wenn das zu einer öffentlichen Abſicht Beſtimmte dem Publicum gewidmet bleibt; wenn es von dem größern und beſſern Theile des Volks anerkannt wird, daß der neue Gebrauch, welchen man von den Stiftsgütern macht, in dem Geiſte der alten Stiftung, wenn auch nicht dem Buchſtaben derſelben gemäß, iſt; wenn er entweder den beſondern Theil der menſchlichen Wohlfahrt, welchen der Stifter im Auge hatte (als Religion, Erziehung, Armenpflege), wirklich beſſer befördert, — oder in augenſcheinlichen Nothfällen noch größern Bedürfniſſen des Staats

zu Hülfe kommt: dann wird gewiß keine der Triebfedern geſchwächt, durch welche Menſchen, die hell und gut denken, bewogen werden, ihr Eigenthum an gemeinnützige Anſtalten zu wenden.

Die einzige Furcht bleibt alſo noch übrig, daß die Selbſtſüchtigen und Schwachköpfigen, die, welche nur durch ihre Eitelkeit, nicht durch die Liebe des gemeinen Beſten getrieben werden, und ihren Nahmen, nicht die gute Sache verewigt wiſſen wollen, — daß ferner die Eigenſinnigen, die auf grundloſen Beſtimmungen beſtehen, bloß, weil ſie ihre Erfindung ſind, — ihre Wohlthätigkeit vom Publikum zurückziehn. Ob aber von dieſer Claſſe ſo viele, und wahrhaftig gemeinnützige, Stiftungen zu erwarten ſtehn; und ob die Furcht vor dieſem Verluſte von einer Operation zurückhalten müſſe, welche dem gemeinen Weſen einen gewiſſen und gegenwärtigen großen Vortheil bringt, oder eine dringende Gefahr von ihm abwendet: dieß zu entſcheiden wird eine Art von Berechnung erfordert, die nur auf der Stelle, und nach Maßgabe der Umſtände jedes beſondern Falles, angeſtellt werden kann.

Was die Heiligkeit der Teſtamente betrifft; ſo iſt augenſcheinlich, daß dieſelbe nicht erfordern

kann, was an ſich unmöglich iſt; daß in alle Ewigkeit das nachgelaſſene Vermögen nach dem Willen des Erblaſſers angewandt werde. Denn weiter kann ſich die Verfügung eines Menſchen auf die Zukunft nicht erſtrecken, als ſeine Vorherſehungskraft. Für einen Zuſtand der Dinge, welchen er nicht erkannte, konnte er auch keine Entſchlüſſe faſſen. Sollten dieſe alſo auch alsdann gelten, wenn der neue Zuſtand eintritt, welchem ſie nicht mehr angemeſſen ſind, und auf welchen bey Faſſung derſelben nicht gerechnet wurde; ſo wird die Macht des Menſchen erweitert über die Gränze ſeiner Einſichten, und alſo über die natürlichen Schranken ſeiner Gerichtsbarkeit. Und wenn es in andern Fällen erlaubt iſt, die höchſte Wahrſcheinlichkeit, daß ein Menſch unter dieſen Umſtänden ſich ſo würde entſchloſſen haben, als eine wirkliche Erklärung ſeines Willens anzuſehn: ſo wird man auch, aus der präſumirten Einwilligung eines vernünftigen Stifters, ein Recht zu Abänderung ſeiner Verordnungen herleiten dürfen, wenn man nur davon überzeugt iſt, und das Publicum überzeugen kann, daß die Neuerung ſehr nützlich, oder daß ſie unvermeidlich war.

Wenn die Geſetze ſelbſt, das Heiligſte in einem Staate, das Fundament, worauf das Anſehn

der Teſtamente ſelbſt beruht, demungeachtet nicht unabänderlich ſind, ſondern umgeformt werden können und müſſen, wenn ſich die innern oder äuſſern Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft ändern, oder auch wenn die Meinungen und Sitten von denen, die in dem Zeitalter des Geſetzgebers herrſchten, zu weit abweichen: warum ſollen Vermächtniſſe, d. h. Geſetze, die ein Privatmann dem Publikum vorgeſchrieben hat, ſchlechterdings unverletzlich ſeyn, und gegen alle Einwendungen der Zweckloſigkeit und der Ungereimtheit ſich ewig behaupten können?

5. Aber nun heißt es weiter: nicht das Eigenthumsrecht der Perſonen allein, welche eben itzt die geiſtlichen Würden bekleiden, wird gekränkt, wenn man mit den daran geknüpften Gütern eine ſo willkührliche Verfügung zu andern Endzwecken macht, als die Nationalverſammlung in Frankreich gethan hat; auch alle die Perſonen und Generationen von Menſchen, die eine gegründete Anwartſchaft darauf hatten, die Nachfolger der jetzigen Beneficiaten zu ſeyn, verlieren ein ihnen durch Herkommen und Geſetz zugeſichertes Recht. Und wenn dieſe mit ihren Anſprüchen abgewieſen werden, ſo treten endlich die Nachkommen derjenigen Familien an ihre Stelle, aus deren Erbgütern die

geiſtlichen Stifter und Prälaturen dotirt worden waren. Entweder müſſen die geiſtlichen Güter jenen verbleiben, oder dieſen zurückgegeben werden.

Aber ſchon dieſe Theilung des Rechts zu dem Beſitze der geiſtlichen Güter, unter mehrern Prätendenten beweiſt, daß das Recht keines derſelben vollſtändig iſt, und an ein eigentliches Eigenthumsrecht, im buchſtäblichen Sinne des Wortes, reicht. Nicht jeder Anſpruch, jedes Recht, iſt Eigenthumsrecht, und hat das unverletzliche Anſehn dieſes letztern. Und eben wo ſolcher Anſprüche mehrere, aus ganz ungleichen Quellen entſprungen, bey einem und demſelben Gegenſtande zuſammenkommen: da iſt es ein Zeichen, daß jene vollkommne und innige Verknüpfung einer beſtimmten Sache an eine gewiſſe beſtimmte Perſon, oder eine beſtimmte Succeſſion von Perſonen, fehlt, welche das Weſen des Eigenthums ausmacht.

Aber es iſt der Mühe werth, die Anſprüche jeder von dieſen drey Klaſſen der Eigenthümer insbeſondre zu unterſuchen.

Was die zu der Zeit gegenwärtigen Inhaber

geiſtlicher Pfründen betrifft, in welcher ein Staat mit ihren Gütern und mit der Verfaſſung der Geiſtlichkeit ſelbſt Aenderungen vornimmt, ſo fordert allerdings die Gerechtigkeit, daß ſie, welchen ihre Würden und Einkünfte unter Genehmhaltung des Staats auf Zeitlebens verliehen waren, auch dieſelben auf Zeitlebens genießen. Selbſt zugeſtandne Beſoldungen dürfen nicht, wenn nicht eine Verſchuldung der Beſoldeten dazwiſchen tritt, geſchmälert werden. Das, was der Staat einmahl einer beſtimmten Perſon zugeſagt hat, muß er von Rechts wegen halten. Und ein mit einer beſtimmten lebenslänglichen Beſoldung bisher verknüpftes Amt jemanden auftragen, heißt ihm verſprechen, daß er den Sold genießen ſoll, ſo lange er ſich nicht des Amtes unwürdig macht. Iſt dieſe Beſoldung ſchon von uralten Zeiten her fixirt, und durch Jahrhunderte hindurch von allen auf einander folgenden Offizianten genoſſen worden: ſo hat das Recht des Gegenwärtigen durch Gewohnheit und Herkommen ein deſto ehrwürdigeres Anſehen. Was hiergegen geſündigt wird, kann nur durch die äußerſte Noth und durch die Unentbehrlichkeit jener entzogenen Einkünfte zur Rettung des Staats entſchuldigt werden: eine Entſchuldigung, die nicht das Recht darthut, ſon-

dern nur anzeigt, daß es Fälle giebt, wo der Selbſterhaltung alle Rechte weichen müſſen.

Aber nun dieſe nähmlichen Perſonen, deren Rechte auf die Pfründen die vollkommenſten ſind, können nach ihrem Tode, da ſie keinen natürlichen Nachfolger haben, auch keine Rechte zurücklaſſen. In Abſicht ihrer alſo wären die Kirchengüter, ſobald ſie abſterben, eigenthumsloſe Güter, die in andern Fällen dem Staate anheimfallen.

Dann alſo, heißt es, kommen die Anſprüche derjenigen an die Reihe, welche ſich zu Kandidaten eben der geiſtlichen Würden qualifiziren, und nach der bisherigen Einrichtung mit Grunde hoffen konnten, ſie mit allen daran hängenden Gütern und Rechten, nach dem Tode der vorigen Beſitzer, zu erhalten.

Daß eine gegründete Erwartung, eine, die der Staat ſelbſt, durch ſeine ausdrückliche Beſtätigung oder ſeine ſtillſchweigende Genehmhaltung einer gewiſſen Verfaſſung, erregt und garantirt hat, eine Art von Recht giebt: kann nicht geläugnet werden. Daß dieſes Recht deſto mehr Achtung verdient, je länger es beſtanden hat, und je mehr die Perſonen und Familien, welchen es zukam, ihre anderweitigen Einrichtungen darnach

gemacht hatten, beſonders, wenn dieſe Einrichtungen ſelbſt vom Staate von neuem beſtätiget worden waren: dieß iſt eine nicht weniger ausgemachte Wahrheit.

Aber zuerſt iſt es klar, daß dieſe Erwartungen auf die geiſtlichen Pfründen und Güter, bey den vermuthlichen Candidaten nur in dem Falle bis zu einem ſcheinbaren Rechte anwachſen konnten, wenn die Claſſe und Anzahl der Familien, welche die Candidaten aus ihren Gliedern aufſtellten, eingeſchränkt war, und dieſe eine ausſchließende Anwartſchaft darauf hatten. Daher ſind auch bey der Aufhebung von geiſtlichen Stiftern und Klöſtern, oder bey der Einziehung ihrer Güter, welche zu irgend einer Zeit in irgend einem Staate vorgenommen worden iſt, jene Klagen wegen verletzter Rechte von keiner Seite erſchollen, als von Seiten des Adels: weil dieſer allein, durch die ausſchließende Wahlfähigkeit zur Aufnahme in einige derſelben, eine nähere und eine ſichere Hoffnung zur Theilnahme an jenem Kircheneigenthume hatte. Die Söhne der Bürger wurden zwar auch in den unadelichen Klöſtern und Stiftsſtellen verſorgt; die Hausväter der mittlern Claſſe konnten alſo auch auf dieſe Verſorgung Rechnung machen. Aber niemahls

ſchrieben ſie ſich ein eigentliches Recht darauf zu; nie hielten ſie ſich durch Aufhebung der Orden beleidigt. Ohne Zweifel, weil ſie dieſes Recht mit einer zu großen Menge theilten.

Iſt aber jene Ausſchließung der übrigen Stände von den hohen Stiftern, welche allein dem Adel das Recht zu einem Einſpruche gegen deren Veränderung giebt, nicht ſelbſt eine Uſurpation, und der erſte Durchbruch durch die urſprünglichen Geſetze der Stiftung? So lange als dieſe ihrem erſten und einzigen Zwecke, der Belehrung, Beſſerung und Tröſtung des Volks durch Unterricht, gewidmet blieb; mußten nicht nach Vernunft und Recht diejenigen Perſonen den meiſten Anſpruch auf das Amt und deſſen Emolumente haben, welche die zu Beförderung jenes Zwecks nöthigen Eigenſchaften in dem vorzüglichſten Grade beſaßen? Haben nicht erſt ſpät die großen Einkünfte, und dieſe allein, die Candidaten aus vornehmen Familien herbeygelockt, welche deßwegen dieſe Würden ihrer Geburt anſtändig glaubten, weil dieſelben ſie in den Stand ſetzten, mit eben dem Glanze zu leben, deſſen ihre erſtgebohrnen Brüder vermöge ihrer Familiengüter genoſſen? Waren es nicht dieſe vornehmen Geiſtlichen, welche, da ſie gewöhnliche Predigerarbeiten eben ſo ſehr unter ih-

rer Würde zu ſeyn glaubten, als ſie große Einkünfte derſelben gemäß hielten, zuerſt den Genuß der Pfründe von der Erfüllung der geiſtlichen Amtspflichten trennten, und die ganze Natur und den Geiſt dieſer Inſtitute veränderten? Und nachdem einmahl ganze Collegien der obern und reichern Geiſtlichkeit mit Perſonen des Adels beſetzt waren: vereinigte ſich nicht dieſe dann erſt, das, was durch Zufall und Umſtände einmahl geſchehen war, durch Geſetze zu verewigen, und das Gehege, welches die niedrigern Stände von dem Zugange zu ihren Würden und Gütern ausſchloß, undurchdringlich zu machen? — War es überhaupt Recht, — oder war es ſchon die erſte und größte Ausartung der Stiftungen, daß geiſtliche Aemter, und die dieſen allein zugedachten Vermächtniſſe, als Ausſteuer, und Glückswege für adliche jüngere Brüder gebraucht wurden? Und wenn jene erſte große Abweichung von dem Geiſte und Zwecke des Inſtituts erlaubt war: ſöllten alle nachfolgenden Aenderungen, die nicht aus Privateigennutz einer Perſon oder Familie, ſondern aus Bewegungsgründen des allgemeinen Beſten geſchehn, unrechtmäßig ſeyn?

Dieſe Fragen ſind zum Theil hiſtoriſch, und werden ohne Zweifel bey dem einen Stift anders

als bey dem andern, und ſelbſt bey verſchiednen demſelben gehörigen Gütern verſchiedentlich beantwortet werden müſſen. Die letzteren ſind nur nach und nach, durch eine Reihe von Jahrhunderten, geſammelt worden, ehe ſie ſolche Maſſen von Reichthümern ausmachten, als mit Bisthümern und Dompräbenden in einigen Ländern verbunden ſind. Unter denſelben ſind die ſpätern Schenkungen, und ſonder Zweifel die anſehnlichſten in einem ganz andern Geiſte, und mit andern Abſichten den Stiftern einverleibt worden, als die älteren. Dieſe hatten Bekehrung der Heiden, Aufrechthaltung des Chriſtenthums, Predigt, Gebeth, und Gottesdienſt allein zum Bewegungsgrunde. Aber bey jenen wurde ohne Zweifel ſchon der Vortheil, welcher aus reich dotirten geiſtlichen Stellen für die Männer, welche ſie bekleiden, und ſelbſt für die Familien entſteht, welche ihre Söhne in dieſelben bringen können, mit in Anſchlag gebracht. Und die ſchon ſich einſchleichende, und immer mehr zur Gewohnheit werdende Einſchränkung der Wahlfähigen bewog wahrſcheinlich Teſtatoren, welche ſelbſt zu der obern begünſtigten Claſſe gehörten, mehr und reichlicher zu ſchenken. Dagegen hielten ſie ſich dann auch wohl berechtigt, für große Gaben ei-

nige Forderungen zu machen, und an ihre Stif⸗tungen Bedingungen zu knüpfen, wodurch ſie Per⸗ſonen einer geringern Geburt, als die ihrige, von dem Genuß ihrer Wohlthaten entfernten.

Aus dem Allen erhellet wenigſtens ſoviel: daß es ſchwer ſeyn würde, den eigentlichen Werth und Gehalt der Rechte, welche ſich die zu den hohen Stiftern wahlfähigen Familien auf den beſtändi⸗gen Genuß der Pfründen für alle ihre Nachkom⸗men zuſchreiben, auszumitteln, — was in denſel⸗ben Recht und was Uſurpation ſey, zu entſchei⸗den, — und zu wiſſen, ob der Wille der Funda⸗toren, und die Verordnungen der ſie bereichern⸗den Wohlthäter, durch die Ausübung jener Rech⸗te erfüllt oder gebrochen werden.

Doch man nehme auch die dem Adel günſtig⸗ſten Vorausſetzungen an: ſo würde hieraus zwar ſo viel folgen, daß Veränderungen, welche einer reſpektablen Bürgerclaſſe einen großen Verluſt zu⸗ziehn, nicht ohne den augenſcheinlichſten Nutzen für das ganze gemeine Weſen oder ohne die drin⸗gendſte Nothwendigkeit vorgenommen werden müſſen; es würde folgen, daß dieſe Behutſam⸗keit deſto gerechter ſey, wenn jene Claſſe ihrer Vortheile ſehr lange genoſſen hat, und deren Fort⸗dauer mit gutem Grunde hoffen konnte: aber

nimmermehr, daß alle ſolche Veränderungen durchaus und in allen Fällen unerlaubt ſeyen. An ſich bleibt es ausgemacht, daß bey allen geiſtlichen Aemtern und Stiftungen der Vortheil der Perſonen, welche in dieſelben eingeſetzt werden, und noch weit mehr der Vortheil der Familien, aus welchen ſie genommen werden können, nur eine Betrachtung vom zweyten Range, nur eine untergeordnete Abſicht ſey, die, wäre ſie zum letzten Zwecke geworden, ſelbſt den größten aller Mißbräuche ausmachen würde; die aber, wenn nach dem Recht allein geurtheilt wird, zu jeder Zeit den wirklich höhern Zwecken, dem Beſten der Religion, oder, wenn dieſe ſolcher Inſtitute nicht mehr bedarf, dem Beſten des Staats von neuem untergeordnet werden kann.

Was endlich die Anſprüche derjenigen Familien betrifft, deren Vorfahren die Kirche mit ihren Gütern bereichert hatten: ſo ſcheint allerdings beym erſten Anblick die Forderung gerecht, daß dieſe Güter zu ihren alten Eigenthümern wieder zurückkehren ſollen, wenn durch Aufhebung der Stifter und geiſtlichen Pfründen der Gegenſtand nicht mehr vorhanden iſt, deſſentwegen ſie ſich derſelben begeben hatten. Aber auf

der andern Seite finden ſich bey genauerer Betrachtung folgende Einwendungen.

Zuerſt würde dieſer Anſpruch, wenn man ihn auch für vollgültig annähme, nur bey dem kleinſten Theile der Kirchengüter eine mögliche Anwendung finden. Bey den meiſten würde es äußerſt ſchwer ſeyn, die geſetzmäßigen Erben derjenigen auszumitteln, welche ſie dem Kirchengute von ihrem Eigenthume zugewandt haben. Es giebt ohne Zweifel unter den Fonds der geiſtlichen Stiftungen ſehr viele, deren Quelle unbekannt oder ungewiß iſt. Unzählige der Familien werden ausgeſtorben, oder nur noch in Nebenlinien fortdauernd gefunden werden. Und bekanntlich haben zu den größten und reichſten Stiftern, beſonders in Deutſchland, die Landesherrn durch Abtretung eines Theils ihrer Domänengüter den Grund gelegt: und da dieſe Domänengüter als ein Eigenthum des Staats angeſehen werden konnten, von welchem der Regent, nach ſeinem Verwaltungsrechte, nur eine gemeinnützige Anwendung machte: ſo kehren ſie rechtlicher Weiſe zum Staate zurück, wenn jener beſondre Gebrauch nicht mehr Platz hat.

Zum zweyten: Dieſe Rückkehr der Kirchengüter zu den Familien ihrer Donatoren iſt nur

Bayerische Staatsbibliothek München

in der Vorausſetzung nothwendig, wenn man Urſache hat, das Eigenthumsrecht des erſten Erblaſſers oder Gebers, über Güter, welche er einer öffentlichen Anſtalt zum Beſten des gemeinen Weſens vermacht oder ſchenkt, als immer fortdauernd anzuſehn. Wäre aber dieſes ausgemacht: ſo bliebe alsdann auch ſein Wille wegen der beſondern Anwendung dieſer Güter auf immer verbindlich; und die Aufhebung oder Aenderung der Stiftung wäre an ſich ungerecht. — Hierüber aber iſt eben noch der Streit, der alſo erſt ausgemacht ſeyn müßte, ehe jene Anforderung in Betrachtung kommen könnte. Er werde aber auch entſchieden, für welche Partey er wolle, ſo ſcheint es nicht, daß er je zu Gunſten der Privatfamilie ausfallen kann, die den Nahmen der ehemahligen Wohlthäter der Kirche tragen. Denn, iſt der Wille der letztern ein unabänderliches Geſetz für alle künftigen Zeiten: ſo muß die Stiftung in der Art fortdauern, und mit ſolchen Perſonen auf die Weiſe beſetzt werden, als bisher. Darf dieſem Willen entgegengehandelt werden: ſo iſt die Verbindung des Gutes mit dem erſten Eigenthümer völlig unterbrochen; es ſteht unter einer fremden Gewalt; und die Nachkommen des Donators, welche nur aus ſeinem Rechte die ihrigen

herleiten, können keinen Anſpruch mehr darauf machen.

Werden denn Güter, die einer Privatfamilie vermacht ſind, wenn dieſe ausſtirbt, von der Familie des Erblaſſers zurückgefordert? Werden ſie nicht, ſo gut als alles andre Eigenthum derſelben, als beſitzloſe Güter angeſehen, über welche der Staat verfügt? Warum ſollen Vermächtniſſe dem gemeinen Beſten gewidmet, eine ſtillſchweigende Bedingung bey ſich führen, die bey keinem andern Vermächtniſſe Statt findet?

6) Endlich, um auf das letzte Argument des Sachwalters der geiſtlichen Eigenthumsrechte zu kommen, — wäre es allerdings ungerechte und blinde Parteylichkeit, die höhere und reichere Geiſtlichkeit, beſonders der Domſtifter, als müßige und unnütze Verzehrer zu betrachten. Sie haben noch jetzt Aemter, die in den Händen guter und weiſer Menſchen wohlthätig werden können. Die Direktion der geiſtlichen und kirchlichen Angelegenheiten iſt ein wichtiger Theil der allgemeinen Staatsregierung. Ihre Einkünfte ſelbſt ſetzen ſie in Stand, auch außer der Sphäre ihres Berufs Gutes zu thun. Und wenn ein großer Theil ihrer Geſchäfte in der Regierung von Land und Leuten, oder in der wirthſchaftlichen Verwal-

tung großer Ländereyen beſteht: ſo wird ihnen ſelbſt dadurch ein weites Feld von Arbeitſamkeit und Wohlthätigkeit eröffnet.

Allein dieſe letztern Dienſte, die ſie dem Publikum in der Qualität von Herren, von reichen Leuten und von Gutsbeſitzern leiſten, können nicht als Gründe angeführt werden, warum ihnen dieſe Einkünfte und Güter konferirt werden müßten. An welche andre Perſonen ſie auch, nach Aufhebung oder Einſchränkung des geiſtlichen Eigenthums daran, kommen mögen: ſo wird man von dieſen immer fordern, daß ſie ſolche wohl verwalten; und es wird nach aller Wahrſcheinlichkeit eben ſo oft geſchehn, weil die neuen Beſitzer auch Menſchen ſind, unter denen die guten und ſchlechten abwechſeln. Alſo nur die eigentlichen Berufsgeſchäfte, die Amtspflichten ſind es, welche, da ſie mit dem Beſitze der Güter anfangs belohnt wurden, auch allein der Maßſtab ſeyn können, wornach man die Schicklichkeit und Angemeſſenheit dieſer Belohnungen beurtheilen kann. Die Unterſuchung läuft darauf hinaus: die Arbeiten, welche Domherrn und Biſchöfe, als ſolche, dem gemeinen Weſen widmen, zu vergleichen mit der Portion des ganzen Staatsvermögens, welche zu Bezahlung derſelben angewendet wird; —

ſie ferner zu vergleichen mit der Anzahl der übrigen Bedürfniſſe des Staats, mit den Arbeiten, durch welche für dieſe geſorgt werden muß, mit der Größe und Schwierigkeit ſolcher Arbeiten, und alſo mit der Belohnung, welche ihnen gebührt. Dieſe Vergleichung allein giebt einen vernünftigen Grund zu irgend einer Veränderung eines beſtehenden Collegiums von Beſoldeten. Und wo derſelbe zum Vortheile des Inſtituts ausfällt: da iſt es zugleich ungerecht und unpolitiſch, es anzutaſten. Aber wäre der Fall undenkbar, in welchem das gegenſeitige Reſultat herauskäme? Und wäre es alsdann ungerecht, den Verrichtungen, nach ihrer Größe und nach ihrer Schwierigkeit, den Lohn genauer anzumeſſen?

So ſtehen, nach meinen beſten Ueberlegungen, die Sachen beyder Parteyen. Ihre Gründe und Gegengründe liegen vor dem Richterſtuhle des Publikums. Mir kömmt es nicht zu, zu entſcheiden. Oder vielmehr es kömmt noch Niemanden zu, über einen Gegenſtand abzuurtheilen, der noch mehr von allen Seiten, und von Perſonen verſchiedener Stände und aus verſchiedenen Geſichtspunkten, geprüft werden muß, ehe das Nützliche und Nothwendige, dieſes und das Gerechte, das Gerechte und das Billige, von einander gehörig ab-

geſondert ſeyn kann. Wir ſind in einem Zeitpunkte, wo es um deſto unzeitiger wäre, hievon übereilte Urtheile zu fällen, da eine große Nation Experimente in dieſer Sache gemacht hat, deren Ausgang noch ſo ſehr zweifelhaft iſt, und deren Erfolg uns durch die Erfahrung, die ſicherſte Lehrerinn, über das Thunliche und das Schickliche am beſten aufklären wird.

Indeß muß jeder patriotiſche Deutſche, der weder ſelbſt verdächtig werden will, als wenn er ſeinen bloß ſpekulativen Ideen von Verbeſſerung einen ruhigen Zuſtand der Dinge aufopfern wollte; noch ſein Vaterland der Gefahr auszuſetzen wünſcht, welche die ſich ausbreitende Neuerungsſucht mit ſich führet, bey obigen Unterſuchungen folgende allgemeine Ideen in Erinnerung bringen: Ideen, welche, — das Reſultat der Unterſuchungen möge ausfallen wie es wolle, — eine zu vorſchnelle, oder eine zu ausgedehnte Anwendung derſelben verhindern können.

Zuerſt iſt es ewige Wahrheit: daß Alles, was in einem Staate durch Gewaltthätigkeit geſchieht, mit Gewalt und wider Willen der Intereſſirten, durchgeſetzt wird, an ſich ein Uebel, — und, wenn die Partey dieſer letztern zahlreich iſt, ein der Erhaltung des Staates gefährliches Uebel ſey.

Güter mögen übel erworben ſeyn; ſie mögen zwecklos angewandt werden; Inſtitute mögen nach und nach unnütz werden. Sobald ſie tief eingewurzelt ſind in die Natur und Verfaſſung des Staats, feſt gegründet durch die Meinungen des großen Haufens, konſolidirt durch die Zeit und eine undenkliche Verjährung: ſo iſt die Zerſtörung derſelben immer eine Revolution, eine der großen Erſchütterungen, die, wie die ähnlichen Naturbegebenheiten in der Körperwelt, unausbleiblich vielen Schaden thun, wenn ſie gleich zu einem entfernten Nutzen abzwecken. Der Verluſt, den eine beträchtliche Claſſe von Bürgern eines Staats leidet, iſt an ſich ſchon ein weit ſich verbreitendes Unglück, da Niemand an ſeinen Einkünften Verluſt leiden kann, ohne diejenigen wieder leiden zu laſſen, welche ſich von den ihm geleiſteten Dienſten ernährt haben. Aber die Leidenſchaften, die dadurch erregt werden, ſind ein noch weit größeres Uebel: Erbitterung von Seiten der Verlierenden und aller ihrer Anhänger, Habſucht und Raubſucht von Seiten ihrer Gegner. Die Bosheit der Menſchen ſchläft in Zeiten des Friedens: ſie erwacht bey jedem großen öffentlichen Streite, beſonders über das Eigenthum.

Zweytens: In allen Sachen, aber am

meiſten in Sachen der Religion, ſoll der Landesherr, oder der oberſte Staatsverwalter mit großen Reformen nicht der Opinion zuvorlaufen. Er kann nicht mit wirklichem Vortheil Veränderungen, welche an ſich die Vernunft gut heißt, zu Stande bringen, wenn ſie von einem großen oder gar dem größten Theile der Bürger gemißbilliget werden. Die Aufhebung der Klöſter in den Oeſterreichiſchen Staaten war eine geringere Veränderung, als die Aufhebung der weltlichen Stifter in irgend einem katholiſchen Lande ſeyn würde; weil die Klöſter mit der Staatsverfaſſung viel weniger zuſammenhängen. Aber doch, ſo lange in den Religionsbegriffen des Volks die Kloſtergelübde noch für unverletzlich, und die Güter derſelben für Gott geheiligt galten: ſo lange war es eine nicht völlig gerechte, und eine in Abſicht des geſuchten Erfolgs zweydeutige Operation, ſie aufzuheben. „Wird der Aberglaube dadurch ausgerottet? oder wird der Religionseifer dadurch nur noch ſchwärmeriſcher werden?“ Das kommt auf die Stimmung der Gemüther und die ſchon unter der Nation herrſchenden Einſichten an. Eher ſoll von Rechtswegen kein Fürſt und kein Reformator die äußere Verfaſſung des Religionsweſens antaſten, bis er ſich der Gewalt über das Innere

deſſelben, d. h. über die Ueberzeugungen der Menſchen, durch die höhere Kraft ſeiner Vernunft erworben hat *).

Um deßwillen kann ein Nation, oder ihre Repräſentanten-Verſammlung eine ſolche Veränderung, als die der Verfaſſung und Beſoldung ſämtlicher Geiſtlichkeit iſt, weit eher vornehmen, als ein Monarch, oder eine erbliche Ariſtokratie. Denn, wenn in der Volks- oder Deputirten-Verſammlung die meiſten Stimmen zu einer ſolchen Abſchaffung alter Religionsinſtitute ſich vereinigen: ſo iſt dieß ein Beweis, daß der größte Theil der Meinungen in der Nation auf dieſer Seite ſey; — und daß alſo die Operation weder eine ſolche Erbitterung erregen werde, die zu einem bürgerlichen Kriege führen könne, noch durch das Entgegenwirken einer zu großen und mächtigen Partey in dem Erfolge werde vereitelt werden.

*) Ich weiß wohl, daß zuweilen gewaltthätige Aenderungen der Art durch die Folge gerechtfertigt werden, indem ſie ſelbſt beytragen, die irrigen Meinungen und den Wahnglauben des Volks zu verbeſſern, um derentwillen ſie ſo großen Widerſpruch erregten. Aber der Fälle, wo ein ſolcher Erfolg ſich ſicher genug vorausſehen läßt, werden nur wenige ſeyn.

Ohne Zweifel gehört dieß unter die größten Vortheile einer Verfaſſung, wo die Nation ſelbſt legale Mittel hat, ihre Geſinnungen zu erkennen zu geben, daß die ſchickliche Zeit für Reformen beſſer erkannt wird, und die projektirten entweder ſogleich aufgegeben, oder mit allgemeiner Zufriedenheit, und alſo mit größerm Nutzen, durchgeſetzt werden.

Es wird aber hiebey vorausgeſetzt, daß die Repräſentanten-Verſammlung den Sinn und die Meinungen ihrer Kommittenten im Ganzen befolgt hat, und von dieſen nicht für Uebertreter ihrer Vollmachten erklärt wird.

Darauf wird es auch in Frankreich ankommen, ob die Einziehung der geiſtlichen Güter zum Verderben des Staats gereichen, oder das Beſte deſſelben befördern wird. Iſt im ganzen Reiche die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit oder Schicklichkeit dieſer Operation herrſchend; ſind die Meinungen und Geſinnungen des Volks darauf im Ganzen vorbereitet; wird dieſe, jetzt noch durch tauſend andre Leidenſchaften gleichſam in Verwirrung geſetzte, und eben deßwegen noch nicht nach ihrem Umfange wirkſame, Volksmeinung durch die Anwendung, welche die Nationalverſammlung von den Gütern macht, und durch die Erreichung des

gehofften Guts, zum Vortheile der gewagten Veränderung befeſtigt: ſo wird die Unzufriedenheit der Verlierenden Anfangs zum Schweigen gebracht, und zuletzt überwunden werden. Hat im Gegentheil die Nationalverſammlung den Geiſt und die Geſinnungen, die noch jetzt in der franzöſiſchen Nation herrſchen, nicht gekannt, oder nicht bey ihren Dekreten über die geiſtlichen Güter zu Rathe gezogen; ſieht der größte Theil der Franzoſen darin eine Entheiligung der Religion; oder rechtfertigt der Erfolg die Hoffnungen nicht, welche man ſich von dem Staatsnutzen der Operation gemacht hatte: ſo wird ein Bürgerkrieg und alles damit verbundne Elend Folge dieſer in der Theorie ſo ſcheinbar zweckmäßigen Reform ſeyn.

Aber noch ſind zwey Hauptbetrachtungen hinzuzufügen.

Erſtlich: Ein Inſtitut kann durch eine Reihe von Aenderungen, die zwar im Anfange Mißbräuche ſind, aber zuletzt Geſetze werden, dergeſtalt ſeine erſte Natur verlieren, daß es in der gegenwärtigen Zeit nach einem ganz andern Maßſtabe, als nach ſeiner Schicklichkeit, zu Erreichung des urſprünglichen Endzwecks beurtheilt werden muß.

Die Biſchöfe waren ganz unſtreitig, zur Zeit ihrer Entſtehung in der chriſtlichen Kirche, nichts

anders, als Beamte, welchen die Sorge für den Unterricht in der Religion und für die Haltung des öffentlichen Gottesdienſtes, nebſt der Aufſicht über alle zu gleichem Endzwecke in einem gewiſſen Diſtrikte angeſtellten Perſonen, aufgetragen war. — Die Verehrung der Menſchen für das Amt, die Liebe ſelbſt zu vorzüglichen Perſonen, welche es bekleideten, bewog Viele aus ihren Gemeinden, ihre Aecker, Wieſen und Weinberge, Geld und Geldeswerth, herzugeben, um dieſen Perſonen das Leben bequem und die Fortdauer des Amts ſelbſt auf ihre Nachkommen ſicherer zu machen. Aus dieſer Vermehrung der Fonds, beſonders, wenn es liegende Gründe waren, entſtand für den Biſchof ein neues Geſchäft: die Verwaltung der Fonds und die Oberaufſicht über die Dienſtleute, mit welchen die Güter bewirthſchaftet wurden. Auf der andern Seite erweiterte ſich die geiſtliche Wachſamkeit über die Sitten zu einer wirklichen Jurisdiktion über viele mit Religion zuſammenhängenden bürgerlichen Handlungen. Dieſe Jurisdiktion und jene Gewalt über die Dienſtleute auf den Gütern gab den Biſchöfen natürlicher Weiſe eine gewiſſe Herrſchaft. Dieſe Herrſchaft iſt in dem einen chriſtlichen Reiche, nach Maßgabe der Zeitumſtände und der in weltlichen Angelegenheiten

vorgegangenen Revolutionen, größer und unabhängiger geworden, als in den andern. — In Deutſchland, wo aus den weltlichen Staatsbeamten Fürſten und Landesherrn geworden ſind, haben ſich die oberſten Geiſtlichen zu einem gleichen Anſehn erhoben. — Durch dieſe Veränderung, deren Legalität, wenn ſie Anfangs unvollkommen war, durch die lange Konnivenz und nachmahlige ausdrückliche Einwilligung des ganzen Reichs, und durch die Uebereinſtimmung der ſämtlichen übrigen Reichsverfaſſung ergänzt worden iſt, verloren die hohen geiſtlichen Reichsſtifter gänzlich ihre Natur und Beſtimmung. Sie warden Fürſtenthümer mit Landeshoheit verſehen, nur von einer beſondern Art: ausgezeichnet durch eine eigenthümliche Regierungsform, eine Form, die aus ihrer ehemahligen bloß geiſtlichen Beſtimmung herſtammte. Ein ariſtokratiſches Corpus, das Domkapitel genannt, welches ſich aus Geſchlechtern, die ihre Wahlfähigkeit dazu unter ihre erblichen Vorzüge zählen, ergänzt, wählt aus ſeinem Schooße ſein und des Landes Oberhaupt, das den Titel Biſchof führt. Bey jenem Corpus ſowohl, als bey dieſem Oberhaupte, ſind die Nahmen zwar geiſtlich; aber die geiſtlichen und gottesdienſtlichen Verrichtungen ſind ſchlechterdings Nebenſachen: ſie ſind

nichts, als Gebräuche, welche an den Urſprung dieſer neuen Art von Herrſchaft und Regierungsform erinnern. Nur die geiſtliche Jurisdiktion, die ſich bey dieſem Landesherrn mit der Staatsregierung in denſelben Händen vereinigt, iſt noch ein wahrer Ueberreſt des alten Amts, welches mit dem Titel des jetzigen Wahlfürſten verbunden war.

Es iſt klar, daß, wenn in irgend einem Lande mit einem geiſtlichen oder weltlichen Inſtitute eine ſolche Umwandlung vorgegangen iſt, daß die urſprüngliche Natur deſſelben nur als die Veranlaſſung und die Baſis zu Errichtung eines neuen Staatsgebäudes angeſehen werden kann: daß, ſage ich, nunmehr die Legalität der Vorrechte und Güter, die zu den Titeln des Inſtituts gehören, nicht mehr nach dem beurtheilt werden darf, was dieſe Titel in dem älteſten Zuſtande der Dinge anzeigten. Es ſey darum, daß der Biſchof bey Einführung der chriſtlichen Religion in Deutſchland eine bloß geiſtliche Perſon und ein Prediger des Evangeliums war. Aber er iſt jetzt ein Landesherr, in einem Wahlfürſtenthume, eingeſchränkt durch dasjenige ariſtokratiſche Corpus, aus welchem er gewählt wird. Eine ſolche Regierungsform iſt an ſich ſo wenig unrechtmäßig, als jede andre; ſobald, wie z. B. im Kirchenſtaate, die beherrſchte Nation

ſelbſt damit zufrieden iſt, oder ſobald, wie in den deutſchen unmittelbaren Reichsſtiftern, der größere Staat, dem die Landeshoheit ſubordinirt iſt, dazu einwilliget, und ſelbſt die Feſtigkeit ſeiner Totalverfaſſung in der Fortdauer jener Regierungsform der Stifter findet.

Kann es an ſich als unerlaubt angeſehen werden, daß ein Staat ſo regiert wird, wie jetzt der Römiſche? daß ein Landesherr ſo gewählt wird, wie jetzt der Pabſt? daß ein Kardinalskollegium Mitregent iſt, und ausſchließend das Wahlrecht hat? Oder könnte es für einen hinlänglichen Grund gehalten werden, den Kirchenſtaat zu zertrümmern, weil der Nahme Pabſt, der itzt dem Landesherrn der Römer zukömmt, urſprünglich ihren Lehrer bedeutete? Selbſt die unerlaubten und zweydeutigen Handlungen, durch welche dieſer geiſtliche Hirt ſeinen Schaafſtall und ſeine Gewalt über die Heerde vergrößerte, können itzt nicht mehr in Anſpruch genommen werden, nachdem daraus ein völlig ausgebildetes, gehörig begränztes, und durch Traktaten befeſtigtes, gemeines Weſen entſtanden iſt.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es in Deutſchland mit Biſthümern, welche Landeshoheit haben. Der Nahme iſt noch der alte; die Sache iſt neu.

Dieſe Art der Regierungsform kann ihre Mängel und ihre Inkonvenienzen haben: aber ſie iſt nicht ungerecht, wenn ſie die allgemeine Einſtimmung des Deutſchen Reichs hat; und es wäre ungerecht, ſie abzuſchaffen, ſo lange ſie durch dieſe Uebereinſtimmung beſtätigt wird.

Anders war in der That der Zuſtand der Dinge in Frankreich. Welche Reichthümer auch ihre Kleriſey erworben hatte, ſo blieb ſie doch Unterthan. Ihre Herrſchaft war bloßer Güterbeſitz. Das Eigenthum und die Würde der Biſchöfe und Prälaten hatten immer noch auf die Verrichtung der geiſtlichen Funktionen ihre unmittelbare Beziehung. Ihre Jurisdiktion griff in die Regierungsform des Staats bey weitem nicht ſo ſtark ein. Dieß hindert nicht, daß auch ihre Abſchaffung ein Unglück für Frankreich werden kann: aber es beweiſt wenigſtens, daß der glücklichſte Erfolg derſelben andern Ländern, wo die geiſtlichen Güter gewiſſer Maßen zu Staatskörpern erwachſen ſind, nie zum Beyſpiele dienen dürfe.

Eine zweyte Betrachtung gränzt an die vorige. Der Hauptgrund, warum es dem Suverän unerlaubt iſt, in das Privateigenthum, ſelbſt um des gemeinen Beſten willen, Eingriff zu thun,

iſt: die allgemeine Zerrüttung, die er verurſacht, und die Unmöglichkeit, Frieden und Sicherheit, und ſelbſt das Daſeyn der bürgerlichen Geſellſchaft zu erhalten, wenn nicht die Unverletzlichkeit jenes Eigenthums als Grundgeſetz angenommen wird. In Abſtrakto betrachtet, kann es wohl nützlicher ſcheinen, daß die Ungleichheit der Glücksgüter, wenn ſie übermäßig angewachſen iſt, auch durch Gewalt aufgehoben werde. Die Geſetzgeber und Staatsreformatoren der alten Welt ſind dieſer Idee nachgegangen, und haben, dem Uebel abzuhelfen, entweder eine neue Theilung der Ländereyen gemacht, wie Lykurg, oder, wie Solon, die Schuldverſchreibungen kaſſirt, durch welche die Aermern den Reichern zinsbar wurden; oder haben, wie die Grakchen, durch agrariſche Geſetze das Vermögen der Reichen zu beſchneiden, und das Eigenthum der Aermern zu erweitern verſucht. Aber ſelbſt dieſe Verſuche und ihr Erfolg haben die folgenden Staatsmänner weiſer gemacht. Dieſe haben eingeſehn, daß gegen das Uebel der Ungleichheit der Güter, ſo groß es immer ſeyn mag, ſich kein ſchleuniges Hülfsmittel finden laſſe, welches nicht noch ſchlimmer ſey, als das, was es heilen ſoll. Denn mit der Erbitterung der einen Claſſe wird die Zufrieden-

heit der andern nicht erkauft. Ueber die neue Theilung entſtehn unabſehliche Streitigkeiten. Lange Zeit dauert der Same zu Aufruhr und bürgerlichen Kriegen fort. Und wenn keine Gegenrevolution den alten Zuſtand auf einmahl wiederherſtellt: ſo entſteht er nach und nach durch die Natur der Dinge und der Menſchen von ſelbſt.

Wenn alſo das wahre und eigentliche Eigenthum, — das, welches an Perſonen und Familien gebunden iſt, — doch ſeine Feſtigkeit gegen alle Vorwände des gemeinen Beſten nur dadurch behauptet, daß Reformen, welche jenes Eigenthum angreifen, mit einer allgemeinen Verwirrung der Dinge verbunden ſind; wenn die unvermeidlichen Störungen der Ruhe und die nie zu endigenden Streitigkeiten, welche erregt werden, ſobald man dieſes Werk der Natur und des Zufalls: das Privateigenthum, der Willkühr der Geſetzgeber unterwerfen will; — wenn, ſage ich, dieſe die einzigen durchaus gültigen Urſachen ſind, warum alle agrariſchen Geſetze, alle Soloniſchen *σεισαχθεια*, oder Laſtenerleichterungen des gemeinen Mannes durch Aufhebung ſeiner Verbindlichkeiten, für unerlaubt und ſelbſt

für verabſcheuungswürdig gehalten werden müſſen: ſo kann es auch bey einem unvollkommnen Eigenthum, dergleichen die, gewiſſen Aemtern und Ständen durch Herkommen und Geſetze geſicherten, Beſoldungen ſind, Fälle geben, wo es eben ſo unverletzlich wird, als das Privateigenthum, weil die Aenderung deſſelben mit gleich großen Zerrüttungen begleitet iſt.

Allenthalben alſo, wo, um eine ſolche Reform, als die in der Verfaſſung der geiſtlichen Güter hervorzubringen, ein ruhiger und befeſtigter status quo geſtört werden muß; wo Traktaten gebrochen, Staatsverfaſſungen über den Haufen geworfen werden müſſen; wo, auf der andern Seite, kein unerträgliches Uebel eine Verbeſſerung durchaus nothwendig macht, keine drohende Gefahr alle andern Betrachtungen bey Seite ſetzen heißt: da ſind die Reformen große Uebel, denen ſelbſt der beſcheidne Weiſe, welcher die Fehler des alten Zuſtandes am beſten einſieht, aus allen Kräften entgegen zu arbeiten ſich gedrungen findet. — Und in der That zeigt ſich, daß eine noch ſo zweckloſe und fehlerhafte Vertheilung der dem öffentlichen Dienſte gewidmeten Güter doch durch eine allgemeine Verbreitung richtiger Kennt-

niſſe und einer gemeinnützigen Thätigkeit unter alle Stände weſentlich verbeſſert werden kann, indem, wenn der Geiſt der Zeit und der Nation ſich veredelt, auch diejenigen, die bey großen Belohnungen nur wenig für das Beſte ihrer Nebenmenſchen zu thun verpflichtet ſind, angeſpornt werden, freywillig zur allgemeinen Glückſeligkeit, nach Verhältniſſe ihres Vermögens, mitzuwirken.

Ueber
fehlſchlagende Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menſchlichen Leben ſo häufig und in dem Leben mancher Menſchen ſo unaufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehlſchlagen; — und zwar die hoffnungsvollen ſowohl als die fürchterlichen. Wenige Güter ſind, wenn wir ſie erlangen, von ſo großem Werthe, — wenige Vergnügungen ſo ergetzend, als wir uns beyde einbildeten, da wir ſie wünſchten. Oder, verringert auch die Gegenwart der Sache die günſtige Vorſtellung nicht, welche wir bey der Vorausſehung von ihr hatten, ſo vermiſchen ſich doch vielleicht mit dem Genuſſe kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir ſie zum Ziele unſers Beſtrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die, ſo geringfügig ſie ſeyn mögen, doch wegen ihrer Mannigfaltigkeit, oder wegen ihrer Dauer, im Stande ſind, die frohe

Empfindung in dem Beſitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Mücken den ſchönſten Sommertag in der anmuthigſten Gegend verdrießlich und, wenn man nicht ſehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öfteſten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unſers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen, geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen, auf das Ziel los, welches wir zu erreichen ſuchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns ſelten von der Seite, oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartſchaft darauf hatten. Und eben ſo thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in deſſen Umgange wir uns aufzuheitern verſprachen, nicht zu Hauſe, werden auf einer Spazierreiſe, durch die wir uns erhohlen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen, und bringen von einem Freudenfeſte, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geſchickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben ſo oft triegen uns unſere traurigen Ahndungen. Es iſt ſchon eine Bemerkung des Horaz,

daß wenige Menſchen an der Krankheit ſterben, die ſie im Leben am meiſten geängſtiget hat. Unfälle, die unſer ganzes Glück zu zerſtören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber; andere werden ſogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlſtande. Perſonen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verluſt uns unüberſtehlich ſcheint: und wir überſtehen ihn nicht nur recht wohl, ſondern wir genießen von dieſem Zeitpunkte an einer beſſern Geſundheit und eines größeren Frohſinns. Ich habe Aeltern, zärtliche Aeltern, gekannt, die an einem Tage ihrer ſchon halb erwachſenen Kinder beraubt wurden, und ſich und Andern die unglücklichſten aller Sterblichen ſchienen: und die doch in der Folge ſo ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bey ſolchen Vorfällen im Großen geſchieht, ſehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Geſellſchaft, in welche wir aus Furcht ſchrecklicher langen Weile mißmuthig giengen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Luſtreiſe mit dem ungünſtigſten Anſcheine des Himmels an, und genießen auf derſelben des angenehmſten Wetters. Wir fürchten einen

Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unſern Hausgenoſſen, den Verweis eines Höhern; und werden mit einer leichten und ſelbſt angenehmen Entwickelung der Sache überraſcht.

Woher kömmt denn nun dieſe ſo oft wiederhohlte Täuſchung menſchlicher Vorausſehungen? Giebt es irgend eine Gottheit, die der menſchlichen Klugheit ſpotten will, und ſich über die Verlegenheiten beluſtiget, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unſerer Schickſale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu ſchlecht beobachten, und daher falſch beurtheilen: oder liegt es an den Dingen, daß ſie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverläſſige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet beydes, unter gewiſſen Einſchränkungen, Statt.

Es iſt richtig, daß, in Abſicht dieſes Fehlſchlagens der Erwartungen, ein großer Unterſchied zwiſchen Menſchen und Menſchen iſt. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß ſich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anſchläge rühmen. Mögen die einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Vorſtellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die andern aus

Eitelkeit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugeſtehen, daß in den Schickſalen einiger Menſchen eine gewiſſe Uebereinſtimmung zwiſchen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrſcht, in den Schickſalen andrer ein immerwährender Widerſpruch der Begebenheiten mit den Vorausſehungen vorkömmt. Der Menſch, welchem dieſes letztere widerfährt, und der ſich ſelbſt keine Schuld beymeſſen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieſer Gleichförmigkeit der die Erwartung täuſchenden Vorfälle, — etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zuſammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt ſich auch die Urſache jenes Unterſchieds ſehr oft entdecken, wenn man auf den Geiſt und den Charakter der Perſonen Achtung giebt, unter welchen er Statt findet.

1. Die Perſonen, deren Vorausſehungen am öfteſten eintreffen, ſind die, welche am beſten beobachten. Alle Vorausſehung iſt ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Urſachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer alſo ein Menſch, in den Sachen, wobey er auf die Zukunft gewiſſe Rech-

nungen zu machen, oder für dieſelbe Entſchlüſſe zu faſſen hat, alle kleinen ihm jetzt vor Augen liegenden Umſtände bemerkt: deſto richtiger wird er beſtimmen können, was darauf erfolgen werde. Dieſe Beobachtungen, oder dieſe Schlüſſe geſchehen nicht immer mit vollem Bewußtſeyn, und ſo, daß man Andern davon in dem Augenblicke Rechenſchaft geben könnte: und eben deßwegen ſehen ihre Reſultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der ſogenannte Tact, der zur Ausführung weit ausſehender oder keinen Aufſchub leidender Unternehmungen nöthig iſt, von denen die erſtern durch die Größe ihres Umfangs, die andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Unterſuchungen unmöglich machen.

Bey einigen Menſchen iſt es der erſte Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigſten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht ſo oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn ſie bey dem Entſchluſſe blieben, zu welchem ſie ſogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Inſtinct geneigt waren. Zu dieſer Verfolgung ſeines erſten Gedankens gehört beym Menſchen Feſtigkeit, Muth und Selbſtvertrauen. Man bemerkt auch, daß Perſonen, welchen dieſe Eigenſchaften fehlen, ſich öfter, als andere von gleichen Geiſtesfähigkeiten,

in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Urſache kann ſchwerlich eine andere ſeyn, als weil ſie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeſchwächten Geiſtes zu folgen, und durch die endloſen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentſchloſſenheit ſie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenſtände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn ſie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entſcheidung dem Zufalle überlaſſen.

Andere aber ſind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverläſſigkeit zu durchſchauen, was ihnen bey der erſten Anſicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Menſch zu der einen oder zu der andern dieſer beyden Claſſen gehöre, kann er am beſten aus dem Erfolge ſeiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bey ihm durch die weitläuftige Berathſchlagung, durch die langſame Abwägung der beyderſeitigen Gründe, eine poſitive Entſcheidung hervorgebracht wird, bey der er ſich völlig beruhiget, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er ſelbſt hat, oder der Rathſchläge, die ihm Andere geben, bey der Ausführung nicht mehr ab-

geht: ſo iſt dieſer Weg für ihn wahrſcheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine ſtandhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für ſich, daß ſie mit Erfindung der Wahrheit geendigt habe. — Wen aber ſeine Ueberlegungen, ſo tief ſie in die Sache hineinzugehen, und ſo ſehr ſie ſeine theoretiſche Kenntniß derſelben zu erweitern ſcheinen, doch nicht feſt und entſchloſſen machen; wer die practiſchen Reſultate ſeines angeſtrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Anſehn fremder Meinungen, oder gegen die Veränderlichkeit ſeiner eignen Gemüthsſtimmung aufrecht zu erhalten weiß: der wird wahrſcheinlich beſſer dabey fahren, wenn er ſeinem erſten Gedanken folgt, als wenn er ſich zu ausführlich mit ſich ſelbſt berathſchlagt. Die Gefahr zu irren, inſofern ſie aus Unwiſſenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entſteht, iſt in beyden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entſteht, iſt dem zweyten Falle eigenthümlich. So verblinden manche, wenn ſie einen Gegenſtand zu lange mit unverwandten Augen anſehen.

2. Eine Urſache, welche viele fehlgeſchlagne Erwartungen veranlaßt, iſt, daß die Menſchen überhaupt zu große haben: und diejenigen werden

ohne Zweifel am öfteſten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menſchen zu viel erwarten. Das geſchieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, ſo wie ſie den Menſchen verführt, von ſeiner Perſon und ſeinen perſönlichen Eigenſchaften zu groß zu denken, ſo giebt ſie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu ſchmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorſteht. Denn man ſtellt ſich leicht angenehme und glückliche Erfolge, ſo außerordentlich ſie ſeyn mögen, als wahrſcheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth ſey, dergleichen zu erfahren. Der, welcher ſich einbildet, ſeiner Thaten oder ſeiner Schriften wegen, Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder ſelbſt verachtet ſeyn: im Grunde ſeines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß ſeine Verdienſte künftig einmahl in dem gehörigen Lichte erſcheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher ſich ſelbſt für liebenswürdig hält, ſieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirath bis ins eintretende Alter entgegen. Und ſo iſt mit jeder Einbildung von einem gewiſſen Verdienſte die geheime Hoffnung verbunden, daß es noch einmahl

den ihm angemeſſenen Lohn erhalten werde. Dieſe Empfindung, welche tief in der menſchlichen Natur eingewurzelt iſt, mag vielleicht die Ahndung einer Wahrheit ſeyn. Dem beſſern Menſchen ſteht vielleicht zu der einen, oder der andern Zeit ein beſſeres Schickſal bevor, und wenigſtens iſt es unſrer vernünftigen Natur gemäß, Glückſeligkeit mit Tugend in unſern Vorſtellungen zu verknüpfen. Nichts deſto weniger iſt es gewiß, daß, wenn der Menſch dieſe ſeine Verdienſte zu hoch berechnet, und wenn er beſtimmte Belohnungen in dieſem Leben erwartet, er eben deßwegen öfter, als Andere, in ſeinen Erwartungen getäuſcht wird.

Bey Andern entſteht dieſe zuverſichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde ſelbſt, die ſie nach dem gehofften Gegenſtande haben. Die meiſten Leidenſchaften haben den Zauber, daß ſie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege ſtehen. Wenn ſie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit ſteigen, ſo können ſie ſogar den Menſchen in denjenigen Zuſtand des Wahnwitzes verſetzen, in welchem er, trotz des Zeugniſſes ſeiner Sinne und ſeiner Vernunft das Gut, deſſen Wunſch ſeine ganze Seele erfüllt, wirklich

ſchon zu beſitzen glaubt. Dieſer Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Beſitze der Sache, hat die Tollhäuſer mit ſo viel Unglücklichen angefüllt, die ſich für Könige und Fürſten, oder die ſich für begünſtigte Liebhaber irgend einer ſchönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bey jenen niedern Graden der Leidenſchaft, bey welchen die geſunde Vernunft noch Meiſter über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorſtellung eines heftig gewünſchten Gegenſtandes eigen iſt, auch die Hoffnung, ihn zu erhalten, erregt. Je mehr alſo ein Menſch Leidenſchaften, und je heftigere er hat, deſto mehr und deſto gewiſſere Erwartungen hat er; und deſto öftern und ſchmerzlichern Täuſchungen iſt er alſo ausgeſetzt. Je größre Dinge er begehrt, deſto ſeltnere Zufälle gehören dazu, ſie ihm zu verſchaffen, und die Unwahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächſt mit dem Ausſchweifenden der Wünſche.

Oft vereinigt ſich beydes: Stolz und ungezähmte Begierde. Das geſchieht bey denen, die ſich ihres Glückes ſelbſt, als eines Verdienſtes, rühmen und, wie Cäſar, glauben, daß die zerbrechlichſte Barke im Sturme ſich erhalten müſſe, wenn ſie derſelben ihre Perſon und ihre Entwür-

ſe anvertrauen. Dieſe Einbildung, ſo ſehr ſie an ſich Irrthum iſt, kann wirklich großen Männern in außerordentlichen Fällen nützlich ſeyn, beſonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn ſie bey gewöhnlichen Menſchen, und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrſchende Meinung wird, ſo iſt ſie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagſtücke.

Faſt jeder Menſch traut, beſonders, wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, ſeinem Glücke mehr zu, als er billig ſollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag ſind die meiſten ängſtlich und furchtſam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren ſich günſtige Vorfälle ereignen werden. Daher ſind ſie ſo karg mit ihren Dienſten oder mit ihrem Gelde, wenn ſie heute jene zu leiſten, dieſes zu geben aufgefordert werden, und hingegen ſo freygebig mit Verſprechungen, die ſie erſt nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es iſt nicht immer die Abſicht zu täuſchen, welche ſie zu dieſem letztern ſo bereitwillig macht. Nein, ſie trauen der Zukunft zu viel Gutes zu: ſie glauben ehrlicher Weiſe, daß bis zu dem beſtimmten Zeitpunkte die Umſtände zu ih-

rem Vortheile ſich abändern, ihre Hülfsquellen ſich vermehren, und die Erfüllung ihrer Zuſagen erleichtern werden.

Dieſe gemeine Schwachheit der Menſchen wächſt bey einigen zu einer ſchädlichen Thorheit an. Der äußerſte Grad davon zeigt ſich bey gewiſſen halb Blödſinnigen, die, mitten im Elende, von einem großen Glücke reden, das ihnen nach ihrer Meinung bevorſtehen ſoll. Aber auch ohne ſich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereigniſſe zu täuſchen, ſind die, welche ihrem Glücke und der Gunſt des Zufalls zu ſehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel deſſelben zu werden, und ſich am Ende eine deſto bittere Zukunſt zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche ſie ſich bey der Ausſicht auf dieſelbe machten.

Dieſes Fehlſchlagen überſpannter Erwartungen iſt

3. den trägen und ſinnlichen Menſchen eigen, die, je weniger ſie ſelbſt zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Luſt haben, deſto mehr vom Zufalle und von andern Menſchen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm ſein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menſchlichen Geſellſchaft hat, die Wichtigkeit der Dienſte, die er dem gemeinen Weſen, oder einzelnen Perſonen leiſtet, gerade zu und unmittelbar ver-

ſchaffen können, der wird gemeiniglich, wenigſtens in den Hauptſachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umſtände, die er nicht veranſtaltet hat, ſich ſeine Belohnungen über das gewöhnliche Maß vergrößern werden; wer ſein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, ſondern einen beſonders günſtigen Wind, der in ſeine Segel ſtoßen ſoll, erwartet: der wird immer Urſache haben, über ſein Unglück und fehlſchlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, ſagt ein uralter Griechiſcher Dichter, haben die Götter den Menſchen zu Kauf gegeben, und Arbeit iſt der Preis, den ſie dafür fordern. Wer alſo dieſe Güter, die er ſich verdienen ſoll, geſchenkt haben will; oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit ſich bringt: der wird mit dem Handel und der Welt ſehr unzufrieden ſeyn.

Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß, wenn in irgend einem Umſtande des menſchlichen Lebens das, was man Glück nennt, — die einen Menſchen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günſtiger, oder widriger Zufälle, — ſich deutlich zu zeigen ſcheint, es in dieſem Umſtande iſt, daß die Vermuthungen des einen Menſchen, bey gleicher Klugheit und gleich reifer Ueberlegung, öfter mit den Erfolgen zuſammentreffen, als die des

andern. Daraus entſteht, daß die Veranſtaltungen des einen immer paſſend ſind, und daher ihre beabſichtigte Wirkung thun, indeß der andere bald ſeine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von ſich verſäumt findet, immer aber ſeine frühern Handlungen mit den ſpätern Ereigniſſen im Widerſpruche ſieht, wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bey gewiſſen Menſchen ſtimmt, wie es ſcheint, die Cauſſalität der Natur mit dem Principe der Freiheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verſtandes und den Entſchlüſſen ihres Willens, die Wirkſamkeit der unbekannten Urſachen des Weltalls mit ihrer eignen eingeſchränkten aber vernünftigen Thätigkeit beſſer, als bey andern, zuſammen. Sie ſind, — um mich des Ausdrucks einer veralterten Thorheit zu bedienen, — mit der Welt, in der ſie leben, in vollkommenem Rapport. Die Regelmäßigkeit, mit welcher der Zufall ſeine Würfe den Erwartungen des einen Menſchen ſtandhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäß thut, iſt ſchon von uralten Zeiten bemerkt worden. Man hat ſie, wie alle wunderbaren Erſcheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergrößert, um ſie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäßig iſt, als der Lauf der Geſtirne, dieſe zu ihrer Erklä-

rung zu Hülfe gerufen. Der vernünftige Gottesverehrer, welcher ſich über die Dinge, deren Urſachen er nicht ergründen kann, wenn ſie ihm doch zu wichtig ſind, um ſtillſchweigend bey Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Abſichten zu beruhigen ſucht, kann ſich ſehr wohl vorſtellen, daß es zu der Erziehung mancher Menſchen gehöre, ſie mehr Fehltritte in der Welt thun, und mehr Fehlſchlüſſe machen zu laſſen, als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menſchen, ihm diejenigen Eigenſchaften zu geben, welche zum Glücke führen. Perſonen, in deren Leben die Dinge ſich oft ſo ereignet haben, wie ſie ſich dieſelben zuvor eingebildet hatten, werden muthiger und daher zu Geſchäften geſchickter. Die Dreiſtigkeit, welche ſie erhalten, iſt eine nützliche Eigenſchaft, nicht nur bey Ausführung, ſondern auch bey der Beurtheilung der Sachen. Wer in ſeine Einſichten, wegen des öftern Fehlſchlagens ſeiner Erwartungen, ein großes Mißtrauen zu ſetzen anfängt, iſt, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein ſchüchterner Menſch, wenn er in eine große fremde Geſellſchaft tritt. In der Verlegenheit, in welcher er ſich vom erſten Augenblicke an befindet, hört und ſieht er nichts mehr genau, und ſeine eigenen Talente ſtehn ihm nicht mehr zu Gebothe. Er wird unfähiger, und hat

alſo auch falſchere oder zweydeutigere Ahndungen, als, bey einem ruhigen Zuſtande des Gemüths, ſich von dem Maße ſeiner Einſichten erwarten ließe.

Dagegen wird der Menſch, welcher ſich im entgegengeſetzten Falle befindet, leicht ſtolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er ſich ſelbſt weniger kennen, und wird an die äußern Dinge immer ſtärker angefeſſelt.

Ohne Zweifel ſchmerzt nichts ſo ſehr, als oft fehlſchlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geiſt ſo lebhaft, als durch ſie, erweckt, die Natur der Dinge oder ſeine eigne Handlungsweiſe, — die Geſetze, wornach die natürlichen und moraliſchen Urſachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er ſelbſt zu urtheilen und zu ſchließen pflegt, — zu erforſchen, es ſey, um die Quelle ſeiner irrigen Vorausſehungen zu entdecken und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnden; es ſey, um ſich zu beruhigen, und ſein Gemüth an einen ſchlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anſchläge zum voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber ſich auch das Schickſal oder die Urtheilskraft der Menſchen in der glücklichern Ahndung oder der weiſen Berechnung der Zukunſt zeigen mag, ſo iſt es doch das allgemeine Loos der Menſchheit, oft und vielfältig in ihren Ausſichten betrogen zu werden.

Die Welt nähmlich iſt nicht allein für uns gemacht. Unſere Wünſche hingegen, unſere Entwürfe, und unſere Erwartungen gehen bloß von uns ſelbſt aus, und vereinigen ſich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Univerſum hat ſeine eigne Natur, ſeine eigne Laufbahn, ſo zu ſagen, — ſein von den Abſichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle dieſe Wirkungen durchkreuzen ſich, — vereinigen ſich das eine Mahl, und zerſtören ſich zu andern Zeiten: — zwar alles nach einem Plane, (ſo glaubt und hofft es der Gottes-Verehrer,) aber doch nach einem Plane, den wir nicht überſehen können. Nur ſo viel wiſſen wir, daß, bey dieſem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander, doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen, und ſelbſt das Wohlſeyn eines großen Theils der Individuen beſtehen kann. Was habe ich aber Urſache mich zu wundern, daß, bey dieſem ſo unendlich mannigfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geiſtigen Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Geſetzen fortwirkt, meine eignen kleinen Beſtrebungen oft gleichſam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die ſich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mir nahen Urſachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menſchen iſt in einem ſo verwickelten Syſtem allerdings ſehr unſicher; aber ſeine innere Vollkommenheit kann dabey beſte-

hen. Ja man kann annehmen, daß eben dieſer uns unüberſehliche Kampf aller Naturkräfte, unter ſich und mit unſern Bemühungen, und die daraus entſtehende Unſicherheit unſerer Hoffnungen und unſerer Entwürfe die Welt zu dem Uebungs-Platze machen, der ſie in den Augen des Weiſen iſt.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er ſo oft in ſeinen beſtgegründeten Erwartungen betrogen worden iſt, und ſeine nach reifſter Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen ſehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das iſt überhaupt dem Menſchen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder ſich dem Unmuthe und der Niedergeſchlagenheit preis geben? — Dadurch würde er, mit beſſerm Erfolge an ſeinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrſcheinlichkeiten noch kurzſichtiger werden. — Was bleibt ihm alſo übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von ſeiner, ſich auf dieſe äußern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulaſſen. In den Handlungen ſelbſt, die er thut, in dem Fleiße, den er auf ſeine Geſchäfte verwendet, in den guten Geſinnungen, die er dabey in ſich belebt, in der Ueberlegung und dem Nachdenken, welche er anzu-

ſtellen, — und in der Tugend und Stärke des Geiſtes, welche er zu beweiſen Gelegenheit hat, muß er einen Endzweck zu finden wiſſen, deſſen Erreichung ihm gewiß iſt, und der ihn ſchadlos hält, wenn er den andern Endzweck, den ſeine Handlungen in gewiſſen äußern Erfolgen haben, verfehlen ſollte. Auf dieſe Art iſt es möglich, die beyden, ſonſt unverträglich ſcheinenden, Sachen zu vereinigen: ſo munter und dreiſt an jedes Geſchäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange ſicher entgegen ſähe, und doch ſich auf einen ungünſtigen zum voraus gefaßt zu machen.

Dieſer weiſe Mann wird theils überhaupt ſeine Erwartungen herabſtimmen, theils wird er bey ſeinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bey ſicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäßigen. Durch beydes werden ſein Verſtand und ſein moraliſcher Charakter gewinnen.

Es iſt unausbleiblich, daß, ſo lange ſich der Menſch als ein einzelnes von allen übrigen getrenntes Weſen betrachtet, und in ſeinen Ideen eben ſo egoiſtiſch auf ſich ſelbſt eingeſchränkt iſt, als in ſeinen Gefühlen und Wünſchen, er ſich leicht alles zu fordern, alles zu erwarten berechtiget glaubt, was zu einem glücklichen Leben, nach ſeiner Meinung, gehört. In den Augenblicken, wo ſolche Geſinnungen herrſchend

werden, würde der Menſch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert ſehn, um nur eine ſeiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erſt, wenn er den Zuſammenhang, in welchem er mit unzähligen, zu gleichem Wohlſeyn berechtigten Geſchöpfen ſteht, — und die Unmöglichkeit einſieht, daß dieſe alle, in allem, was ſie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er ſeine Wünſche einſchränken. Von dieſem Zuſammenhange, — von dieſer Unmöglichkeit aber wird er durch theoretiſche Beweiſe bey weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muß beydes erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden ſoll. — Und wie kann er dieſe Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in ſeinen Entwürfen entgegen gearbeitet wird, — als wenn er ſeine zu weit getriebenen Anſprüche und Hoffnungen unter den Anſprüchen und Beſtrebungen anderer Menſchen erliegen ſieht, und bald durch den Einfluß des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der geſellſchaftlichen Einrichtungen, ſeines ſicher erwarteten Glücks verluſtig geht. Anfangs ſchreibt er dieß vielleicht bloß einem Mangel der Einſicht von ſeiner Seite, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten anderer Menſchen zu, und hofft immer noch jene zu verbeſſern und gegen dieſe Schutz zu finden. Am Ende erkennt er es für ein Geſetz der Natur, daß immer ein Ding das andere, ein Menſch den

andern einſchränken ſoll; daß, indem jede einzelne Kraft ſo weit um ſich zu greifen und ihren Wirkungskreis ſo ſehr zu erweitern ſucht, als ſie kann, alle in einer gewiſſen Sphäre erhalten werden. So ſucht er dann endlich ſeine Wünſche ſchon zum voraus ſo einzuſchränken, wie die Natur der Dinge die Wirkſamkeit ſeiner Kraft eingeſchränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen ſo großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im erſten Aufbrauſen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüſternheit in Anſpruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu ſtören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich iſt der Mann, welcher es verſteht, bis an das Ende ſeines Lebens, ſich in ſeinen häuslichen und öffentlichen Geſchäften, in den Arbeiten ſeines Verſtandes und in denen ſeiner Hände, immer ſo zu beeifern, als wenn er die höchſten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde, und einem mäßigen Einkommen ſo zufrieden zu ſeyn, als wenn er ſich keiner Talente und keiner Anſtrengungen bewußt wäre. So vergnügt ſich unter allen Spielern keiner beſſer, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerkſamkeit anwendet, um gut zu ſpielen, und am Ende deſſelben mit dem kleinſten Gewinne fröhlich nach Hauſe geht.

Ueber einige Schönheiten der Gebirgsgegenden.

Es giebt Perſonen, welche behaupten, daß man ſich und andern das Vergnügen verdirbt, wenn man die Urſachen davon zergliedert. Für Leſer dieſer Art kann dieſer Aufſatz nichts Anziehendes haben, und ich kann kaum hoffen, ihnen durch irgend eine meiner Schriften zu gefallen: weil ich beynahe nichts weiß, als Empfindungen zu zergliedern, und Urſachen zu bekannten Erſcheinungen aufzuſuchen. Wenn indeß dieſe Perſonen wirklich mit ihren Empfindungen auslangen; wenn die Eindrücke, welche ſie von den Dingen unmittelbar, durch die Einwirkung derſelben auf ihren innern oder äußern Sinn, erhalten, ſo reichhaltig, ſo mannigfach und ſo beſtimmt, — und wenn die Wiederhohlungen derſelben, welche ihnen die Einbildungskraft verſchafft, ſo getreu, und ſo ſehr in ihrer Ge-

walt ſind, daß ihre Tage mit dem Vergnügen dar- an ausgefüllt, und doch die übrigen Endzwecke, die ein vernünftiges Weſen bey ſeinen Vergnügun- gen hat, erreicht werden: ſo beneide ich ſie. Sie ſind Weſen höherer Art, die mit dem Verſtande anſchaun; oder in deren Anſchauungen ſchon alle Begriffe liegen, welche wir andern, kärglicher von der Natur ausgeſtatteten, Menſchen erſt mühſam durch Nachdenken aus ihnen entwickeln müſſen. — Wofern ſie hingegen ſich nur deßwegen mit dem Empfinden begnügen, weil ſie die Arbeit des Nach- denkens ſcheuen; wenn ſie gar kein Bedürfniß fühlen, die Zwiſchenräume zwiſchen einer ange- nehmen Empfindung und der andern, die in dem Leben des glücklichſten Menſchen oft lang genug ſind, mit irgend einer Geiſtesbeſchäftigung aus- zufüllen; wenn ihnen bloß an dem ſinnlichen Ge- nuſſe, und nichts an dem Vergnügen deutlicher Begriffe und geübter Erkenntnißkraft gelegen iſt: ſo habe ich Mitleiden mit ihnen. Sie kennen die menſchliche Glückſeligkeit nur zur Hälfte: und ver- ſchmähen nur aus Unwiſſenheit und Trägheit die Erwerbungen des Verſtandes.

Zwiſchen dieſen beyden Claſſen liegt eine dritte in der Mitte, zu der ich ſelbſt gehöre, und der ich auch allein verſtändlich zu ſeyn und zu gefallen An-

ſpruch mache. Dieſe empfindet zwar die Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft, und wird von dem Anmuthigen, wie von dem Schönen, auch unmittelbar gerührt. Aber die ſinnlichen Eindrücke ſind bey ihr vorübergehend und flüchtig: und ſie bedarf des Nachdenkens, um dieſelben feſtzuhalten. Ihre Anſchauungen haben Lücken, oder Undeutlichkeiten: und der Verſtand muß dieſelben durch Begriffe ergänzen und aufhellen. In den Empfindungen des Vergnügens ſelbſt iſt oft bey ihr der Reiz nur ſchwach: und er wird erſt durch die nachfolgende Beſchäftigung des Verſtandes lebendig. Für Leute dieſer Art iſt es ein Bedürfniß, zu philoſophiren, das heißt, ihre Empfindungen zu zergliedern: und ſie ſind auch vorzüglich fähig dazu. Sie haben den vollen Genuß der Schönheit und der Harmonie erſt hinterdrein, wenn ſie ſich überlegen, was ſie geſehen und gehört haben, und warum es ihnen gefiel. Dadurch prägen ſie ſich auch erſt die Vorſtellungen des Gegenſtandes ins Gemüth, und machen es der Erinnerungs- und der Einbildungskraft möglich, auch in Abweſenheit deſſelben das genoſſene Vergnügen zu erneuern. Auf dieſe Weiſe nutzen ſie zu gleicher Zeit die Augenblicke des Vergnügens zur Erweiterung ihrer Einſichten,

und laſſen ſich, wie es der Endzweck der Natur zu ſeyn ſcheint, von der Sinnlichkeit zur Vernunſt, durch das beyde verknüpfende Band der Schönheit, leiten.

Keine Art von Vergnügungen bedarf für mich und meine Leſer aus dieſer Claſſe, der Nachhülfe der philoſophirenden Vernunſt mehr als das Vergnügen, welches der Anblick ſchöner Gegenden gewährt. Die Natur, — auch die unbelebte Natur ſpricht mit uns. Aber ihre Stimme iſt leiſe, und wir müſſen ſie verſtärken, um ſie hörbarer zu machen. Ihre Sprache iſt uns anfangs fremd, und wir müſſen ſie ſtudiren, um ſie zu verſtehen. Zuweilen ſind ihre Ausdrücke räthſelhaft und wir müſſen ſie auslegen. Der Mittag und der Abend, der heiße Sommer und der milde Herbſt, die dunklen Schatten des Waldes, die Geſtade eines Fluſſes oder Sees, das offene Feld, mit Bäumen umkränzte Wieſen, ſanft emporſteigende Hügel, und ſchroffe hohe Felſen; jede dieſer verſchiedenen Anſichten hat ihren eigenthümlichen Charakter, iſt mit andern Gemüthsbewegungen verwandt, und iſt geſchickt, andre Ideen zu erwecken. Aber dieſe Eigenthümlichkeiten wollen erwogen werden; dieſe Gemüthsbewegungen ſchleichen ſich nur nach und

nach, bey längerer Aufmerkſamkeit, in die Seele; dieſe Ideen entſtehen nur, wenn die eigne Thätigkeit des Geiſtes der Einwirkung der Gegenſtände entgegenkömmt. Daher kömmt es, daß dem Einen ein flüchtiger Blick auf eben die Gegend ſchon lange Weile macht, die den Andern bey längerer Betrachtung auf das angenehmſte unterhält. Bey jenem verlieren ſich alle Verſchiedenheiten, und er findet immer das, was er hundertmahl geſehen hat. Für dieſen iſt der Anblick neu, und vielleicht in ſeiner Art einzig: weil er ſich Zeit läßt, auch das Kleine zu bemerken, und den Zuſammenhang des Ganzen zu überdenken. Jener ſieht nichts, als gewiſſe Formen und Farben, die dem Auge einen Augenblick ſchmeicheln, aber Geiſt und Herz leer laſſen; dieſer ſieht Werke der Natur, oder der Kunſt vor ſich, die ihn zugleich ſinnlich ergetzen, belehren und rühren.

Dieſen Freunden der Natur alſo, die, ſo wie ich, einen neuen Genuß darin finden, ſich von einem genoſſenen Vergnügen Rechenſchaft zu geben, wird auch, ſo wie mir, oft die Frage eingekommen ſeyn, was denn eigentlich den Gebirgsgegenden den Vorzug vor flachen Landgegenden gebe. Meine Empfindung iſt mir deutlich, daß, wenn ich aus

dem Gebirge in die Ebene komme, es mir zu Muthe iſt, als wenn ich eine Gemähldegallerie verlaſſen hätte, und in ein Zimmer, mit nackten Wänden oder mit einfachen Tapeten behangen, einträte. Aber woher entſteht dieſe Empfindung? worin liegen die Eigenthümlichkeiten jeder dieſer beyden Landſchaften?

Einige derſelben fallen Jedermann in die Augen: andre ſind verborgener und wollen geſucht werden. Der erſte Gegenſtand, der mich frappirt, iſt der Berg ſelbſt, wenn ich ihn aus der Ebne, oder vom Thale aus anſehe. Was macht, daß ich an dieſen von der Natur aufgeworfnen Erdwällen mit meinem Auge verweile, auch wenn ſie keine beſonders anziehenden Gegenſtände enthalten? Was iſt Urſache, daß ein Wald, eine Wieſe, oder ein Ackerfeld auf einer Berglehne ein intereſſanterer Gegenſtand zu ſeyn ſcheint, als wenn er in einer und derſelben Fläche vor mir läge?

Ich finde die Urſache in der aufgerichteten Lage ſelbſt. — Ich gehe in die Werkſtätte eines Mahlers, und ſehe mehrere große Bilder horizontal auf dem Boden oder auf einer Tafel liegen. Was thut der Mahler, wenn er mir den vollkommenſten Genuß ſeiner Kunſtwerke verſchaffen will? Er ſtellt ſeine Bilder auf die Staffeley: er bringt

ſie aus einer horizontalen Lage in eine, die zwi⸗ſchen ihr und der verticalen in der Mitte liegt. Dadurch bringt er alle Theile ſeines Bildes mei⸗nem Auge näher, ohne doch die Entfernungen un⸗kenntlich zu machen; dadurch verſchafft er ſeinem Bilde eine beſſere und gleichere Beleuchtung, da mich zuvor ein Theil deſſelben blendete, der an⸗dere mir dunkel blieb; dadurch ſetzt er mich in den Stand, es mit meiner größern Bequemlich⸗keit und ohne Anſtrengung zu betrachten, und alle Mannigfaltigkeit deſſelben mit einem Blicke zu umfaſſen, da ich zuvor mich bücken, mein Auge angreifen mußte, und doch nur immer eine Sache auf einmahl ſah.

Ein Bergrücken nun, was iſt er anders, als eine große Erdfläche, die mit allem, was auf ihr ſteht, Bäumen, Häuſern, Thieren, Menſchen, — von der Natur auf eine Staffeley geſetzt, und unſerm Auge zum bequemſten Anſchauen und zum vollſtändigſten Genuſſe vorgeſtellt wird? Dadurch kommen Gegenſtände, die auf dieſer Fläche, wo⸗fern ſie horizontal läge, zu entfernt geweſen wä⸗ren, um deutlich geſehen zu werden, unſerm Au⸗ge ſo nahe, daß es keine Mühe koſtet, ſie zu un⸗terſcheiden. Dadurch kommen die hintern Gegen⸗ſtände, welche in der Ebne von den vordern wä⸗

ten verdeckt worden, ſo weit über dieſe in die Höhe, daß es möglich iſt, beyde zugleich wahrzunehmen.

Man ſtelle ſich einen Obſtgarten vor, wo eine Allee von Bäumen hinter der andern, in gleichlaufender Richtung, liegt. Wenn ich vor dieſem Obſtgarten in der Ebne ſtehe, ſo ſehe ich nichts, als eine einzige Reihe Bäume, und muß mir die übrigen bloß hinzudenken. Wenn dieſer Garten auf dem Abhange eines Berges ſteht, an deſſen Fuße oder in deſſen Nachbarſchaft ich mich befinde: ſo ſehe ich einen wirklichen Garten. Eine Reihe Bäume ragt über der andern hervor; Wipfel an Wipfel gedrängt und doch von demſelben unterſcheidbar, ſtärkt mein Auge durch eine weit größre Maſſe von Grün, oder ergetzt es durch weit zahlreichere Gruppen von Blüthen und Früchten.

So iſt es alſo der auf Bergen gleichſam zur Schau ausgeſtellte Reichthum der Natur; es iſt die größre Anzahl zugleich überſehbarer Gegenſtände, es iſt die durch die ſchräge Lage des Bodens bewirkte Annäherung des Entfernten und Emporhebung des im Gedränge Verſteckten, was bey dem Anblicke eines Berges das Auge ſo angenehm füllt, und die Aufmerkſamkeit feſſelt.

Nach Ideen und Empfindungen ſchmachtet die Seele. Je mehr ſie deren und in je kürzerer Zeit ſie ſie empfängt, deſto mehr iſt ſie befriedigt. Sie verlangt aber auch nach einer gewiſſen Klarheit derſelben. Iſt es alſo der Sinn des Geſichts, welcher ſie ihr zuführt: ſo muß ſie nothwendig eine Berglandſchaft, in der ſie viel auf einmahl wahrnehmen, und alles deutlich unterſcheiden kann, derſelben Landſchaft im flachem Lande, wo vieles ihr verdeckt bleibt, und vieles ihr wegen der Entfernung dunkel wird, vorziehn.

Mehrere Urſachen kommen noch zuſammen, dieſen Reichthum und dieſe Mannigfaltigkeit ſichtbarer Gegenſtände, worin eine vorzügliche Quelle des Vergnügens bey Ausſichten liegt, bey Bergen zu vermehren. Ein unfruchtbarer Felſen, oder ein nackter Sandberg ſind zwar keine anmuthigen oder unterhaltenden Gegenſtände; aber ſie füllen doch den Blick mehr, als eine ſandige oder unfruchtbare Ebne, weil ſie ſich mehr unterſcheiden. Ein ſchwarzer Tannenwald giebt zwar auf Bergen, ſo wie auf der Ebne, einen einförmigen Anblick, aber doch dort einen reichern, weil man der Bäume weit mehrere auf einmahl ſieht, als hier. Weit größer aber iſt der Unterſchied zwiſchen Gebirgen und dem flachen Lande, wenn

beyde angebaut ſind und mit den Erzeugniſſen des Fleißes prangen. — Die Natur der Sache bringt mit ſich, daß in der Ebne große Strecken einen gleichen Boden und gleiche Lage haben, und alſo dieſelben Producte tragen, und einerley Anbaus fähig ſind. Auf Bergen hingegen ändert ſich mit jeder Stufe des Abhangs, mit jeder Wendung des Erdreichs, Fruchtbarkeit und Klima. Daher die unabſehbaren Felder mit einerley Getreideart beſetzt, welche die Ausſicht der Ebne ſo einförmig machen; daher die Zertheilung der Felder in ſo viele abſtechende bunte Parthien, welche den bebauten Bergen das Anſehn von Gemählden geben. Bald iſt Wieſe, Acker und Wald auf demſelben Bergrücken vereinigt: bald iſt er, wie ein Schachbret, in Fächer von dem mannigfaltigen Grün des Sommer- und Winter-Getreides, in Gruppen zuſammengewachſener hoher Tannen, in kahle unfruchtbare Sandhaufen und in reiche fette Fluren getheilt. Die Armuth des Bodens ſelbſt hat hier eine Schönheit hervorgebracht. So wie ſie es war, welche den Kunſtfleiß in die Gebirge zwang, und dadurch nicht ſelten den Grund zu einem Wohlſtande legte, wie ihn der blühendſte Ackerbau auf gleichem Raume in der Ebne, nie hervorgebracht hätte: ſo gab ſie

auch zu dieſer mühſamen Benutzung kleiner frucht⸗baren Flecke, zu dieſem Miniaturgemählde des Landbaues die Veranlaſſung, welches uns in ei⸗nem eingeſchränkten Bezirke alle Arten der Pro⸗ducte und Arbeiten ſehen läßt.

Aber einen weit größern Zuſatz zu dem Ver⸗gnügen, welches Berge dem Auge, durch die Mannigfaltigkeit der auf ihnen zur Schau aus⸗geſtellten Gegenſtände, gewähren, giebt die Wir⸗kung des Lichts und des Schattens, ſo wie die⸗ſelben mit dem Laufe der Sonne, der Jahres⸗ und Tages⸗Zeiten abwechſeln. Nicht bloß der Kenner der Mahlerey, ſondern jeder aufmerkſame Beobach⸗ter der Natur weiß, wie viel die verſchiedene Beleuchtung beytrage, den Anblick der Gegen⸗ſtände zu verändern, Schönheiten zu erheben, oder Fehler zu verſtecken, — unbedeutenden Ge⸗ſtalten einen gewiſſen Reiz zu geben, oder den Eindruck der anmuthigſten zu ſchwächen. Wie ſehr iſt jede Landſchaft, wenn ſie in Regen und Nebel eingehüllt iſt, von derſelben Landſchaft, wenn ſie im hellen Sonnenlichte glänzt, unter⸗ſchieden! Wie viel intereſſanter erſcheinen Felder und Wieſen in dem milden Lichte der Abendſonne, als in dem blendenden Glanze des Mittags. Welchen Reiz geben dieſen ſonſt erleuchteten Flächen

die verlängerten Schatten der Bäume: und wie ermüdend ſcheint ihr Anblick, wenn ein allgemein gleiches, oder durch zu kurze Schatten unterbrochnes Licht ſich über das Ganze verbreitet. Dieſe Veränderungen der Scene nun, welche die Natur durch den Lauf der himmliſchen Körper veranſtaltet, um unſer Vergnügen zu vervielfältigen, ſind in Gebirgen weit auffallender, als in den Ebnen, — bringen dort größre Contraſte hervor, und enthüllen, oder verbergen dort mehr Schönheiten, als hier. Drey Sachen ſind es, nach meiner Bemerkung, die vorzüglich dazu beytragen.

Zuerſt giebt es im flachen Lande gar keine ſo großen Maſſen, welche Schatten werfen, als im Gebirge. Dort ſind es bloß Bäume und Häuſer; hier ſind es die Berge ſelbſt, welche die Strahlen des Lichts auffangen, und ihre eigne dunkle Geſtalt auf der entgegenſtehenden Seite, bald nach einem größern, bald nach einem kleinern Maßſtabe abzeichnen. Dort werden alſo, an einem heitern Tage, große Maſſen von Licht nur von kleinen Parthien von Schatten unterbrochen: es ſey denn, wo die Dichtheit der Bäume und Häuſer die Sonne gänzlich ausſchließt, aber auch zugleich die Wirkung von Licht und Schatten vernichtet. Hier ſtechen ungeheuer große

Schatten gegen eben ſo große Lichtflächen ab. — Die Hälfte eines Thals prangt noch in vollem Sonnenlichte, mit allen Zeichen der Thätigkeit und des Lebens, indeß die andre ſchon, in tiefe Schatten gehüllt, das Bild des Abends und der Ruhe darbiethet. Bald iſt die Form dieſer großen Schatten merkwürdig, bald iſt es bloß ihr Contraſt gegen das Licht. Welche Veränderung macht nicht der Abend und Morgen in dem Anblicke einer Gebirgslandſchaft! Ich ſehe zu der einen Tageszeit, was mir in der andern gänzlich verborgen war, und verliere in jener, was ich in dieſer wahrgenommen und genoſſen hatte.

In Gebirgen ſchließt mir das Licht, wohin es fällt, eine neue Welt auf, die mir der Schatten wieder entrückt. Dieſe große Abwechſelung aber von Erleuchtung und Beſchattung, in einem und demſelben Tage, dieſe Vereinigung des Lichts und der Dunkelheit in einer und derſelben Landſchaft, können nur von der Erdfläche ſich erhebende große Körper, deren es außer den Bergen keine giebt, verurſachen.

Dazu kömmt nun zweytens das, worauf ich eben hindeutete: daß, nach der Natur und dem Baue der Gebirge, das Licht in ihnen weit mehr Gegenſtände dem Auge entdeckt, der Schatten

ihm weit mehrere verbirgt, als in der Ebne der Fall ſeyn kann. Dieſe von der Natur aufgeworfnen Erdwälle ſind nirgends ganz zuſammenhängend und ununterbrochen. *) Immer iſt Berg von Berg, durch ein dazwiſchen laufendes Thal, unterſchieden. Jede Reihe von Bergen correſpondirt mit einer andern, ihr gleichlaufenden, oder mit ihr an einer Spitze ſich vereinigenden Reihe, um größre Thäler zu bilden. Ja, jeder einzelne große Berg beſteht ſtets aus einer Gruppe vieler kleineren Berge, die, an einander aufgethürmt, zugleich durch mannigfaltige Zwiſchenräume, bald durch enge Schluchten, bald durch geräumige Thäler von einander getrennt ſind. Dieſe wellenförmige Lage des zu Bergen aufgeworfnen Erdreichs, dieſe Einſchnitte, die, bey der erſten Entſtehung, oder bey ſpätern Revolutionen, die Natur in ihre Mauern gemacht hat, geben zu einer oft ſich verändernden Anſicht der Berge Anlaß. Um in ihre Tiefen und Schluchten hineinzuſehen, und das, was in denſelben verſchloſſen iſt, zu entdecken, iſt durchaus nothwendig, daß die Sonne ihre Strahlen in ſie hinein-

*) Wenigſtens nicht ſo weit, als ich Gebirge geſehen habe; wenigſtens nicht da, wo Gebirgsgegenden ſchön ſind.

werſe. Am anmuthigſten und reichſten erſcheinen ſie, wenn ſie, ringsum mit tiefen Schatten umgeben, ſelbſt im vollen Lichte glänzen. Daher kommt es aber, daß ſie in der einen Tageszeit verſchwinden, und zu einer andern wieder zum Vorſchein kommen, und daß die Gebirge bald einen einförmigen, bald einen mannigfaltigen Anblick gewähren.

Die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, welche man auf einmahl und deutlich ſieht, wenn man von den Thälern aus die Berge betrachtet, iſt der erſte Grund des Vergnügens, welches uns Gebirgsgegenden verſchaffen.

Eine Schönheit anderer Art iſt die, welche uns den Anblick der Ebne oder der Thäler, von der Höhe aus angeſehn, ſo vorzüglich anmuthig macht.

Alle Gegenſtände erſcheinen in denſelben verkleinert, und doch deutlich. Dadurch bekommen ſie das Anſehn von Feinheit und Kunſt und werden Gemählden ähnlicher. Wenn auf den Fußſteigen des Thals Menſchen hin und her wandeln: ſo ſind ſie ſich bewegenden Automaten oder Marionetten ähnlich. — Was ich auf der Ebene in einem verkleinerten Maßſtabe ſehe, iſt zugleich ſo entfernt, daß es undeutlich wird, und die Umriſſe in einan-

der fließen. Vom Berge herab ſehe ich im Thale die Häuſer, Bäume, Thiere und Menſchen klein, und doch deutlich, und mit ſcharf abgeſchnittnen Umriſſen. Dieß macht das Ganze, welches zugleich auf einmal überſehn wird, einer gemahlten Landſchaft, oder einer Abbildung in der Camera obscura ähnlich.

Kant ſagt mit Recht: die Kunſt, welche wie Natur, und die Natur, welche wie Kunſt ausſieht, gefallen auf gleiche Weiſe.

Die Urſache des erſtern fällt in die Augen: denn die Kunſt hat keine andre Beſtimmung, als die Nachahmung der Natur, und keine andre Schönheit, als die Schönheiten der Naturproducte, die von ihr nur geſammelt und näher zuſammengedrängt werden. Die Urſache der zweyten Erſcheinung iſt verborgner. Da die Natur ihr unabhängiges Weſen und ihren eigenthümlichen Endzweck hat: ſo ſcheint ſie auch nur durch ſich, ohne Rückſicht auf Aehnlichkeit mit irgend einer andern Sache, gefallen zu müſſen. Das Urtheil iſt indeß ganz allgemein, daß ein jedes Naturproduct uns deſto mehr Vergnügen macht, je mehr es das Anſehen hat, von Künſtlerhänden ausgearbeitet zu ſeyn. Vielleicht liegt in dem Grunde unſers Herzens der geheime Wunſch verborgen, daß die Natur wirk-

lich Kunſt, und hinter ihrem nie aufgedeckten Schleyer ein Künſtler verborgen ſeyn möchte. Es iſt uns, wie es ſcheint, viel daran gelegen, daß ein verſtändiger Urheber der Welt vorhanden ſey: und jede Kunſtähnlichkeit der Natur führt auf eine abſichtliche Bildung derſelben, die auf einen verſtändigen Urheber hinweiſt.

Dieſe Natur nun, die wie Kunſt ausſieht, iſt vorzüglich im Gebirge zu finden. Nicht nur das Mahleriſche überhaupt, welches Gebirgsgegenden eigen iſt, hat das Anſehen einer, zum Vergnügen des Auges gemachten, Veranſtaltung, — nicht nur ſcheint das dort mehr abwechſelnde Spiel von Licht und Schatten und die Lebhaftigkeit der Farben auf die Hervorbringung eines angenehmen Geſichtseindrucks berechnet: ſondern auch die Verkleinerung der Gegenſtände, und das Zuſammendrängen derſelben auf einen kleinen Fleck giebt der Landſchaft eine vorzügliche Aehnlichkeit mit den Erzeugniſſen menſchlicher Kunſt.

Dinge, welche, auf der Ebene und in der Nähe geſehen, wenig oder gar keinen Reiz haben, können ſehr intereſſant werden, wenn man ſie in der Tiefe unter ſich, oder in der Entfernung weit von ſich ſieht. Ein Fußſteig, der durch ein grünes Feld, oder durch Saaten läuft, eine Landſtraße,

eine Brücke, ein kleiner Bach, die ich an mehrern Orten hervorblicken ſehe, indeſſen ſie an allen andern verſchwinden, ein einzelnes Haus, das an einem Berge wie angelehnt iſt, oder in einer einſamen Bergſchlucht wie verloren liegt: alles das kann beytragen, die Gegend rund umher zu beleben.

Daß Bäche und Flüſſe, wenn man ihren Lauf eine weitere Strecke hinaus überſehen kann, der Landſchaft ſo viele Anmuth ertheilen, kömmt ohne Zweifel aus zwey Urſachen. Erſtlich, weil das helle und glänzende Waſſer, unter andern dunkeler gefärbten Gegenſtänden, einen ſehr angenehmen Eindruck auf das Auge macht; zweytens, weil die Bewegung eines Stroms der erſte Anfang von Leben und Thätigkeit iſt, und der Menſch nichts lange mit Vergnügen anſehen kann, was in ewiger Ruhe iſt. Aus gleicher Urſache ſind auch Fußſteige und Landſtraßen etwas anmuthiges. Außer dem, daß ſie die Fluren, durch welche ſie gehen, theilen, und einen Abſtich der Farben machen, ſind ſie es, auf welchen die Menſchen und Thiere einher gehen, und die uns entweder wirklich das Bild mannigfaltiger Geſchäftigkeit darſtellen, oder uns wenigſtens dazu Hoffnung geben, Leben und Thätigkeit zu

ſehen. Eine andere Art der Ausſichten iſt es, wenn man, entweder mitten in den Gebirgen, von einem über die andern Berge hervorragenden, Gipfel, oder auf der Grenze zwiſchen dem Gebirge und flachen Lande, von der Spitze eines Berges tief in die Ebene hineinſieht.

Dieſe Ausſicht iſt, mehr oder weniger, einer Landkarte ähnlich. Sie hat diejenige Anmuth, welche von der Vielheit der Gegenſtände abhängt, aber ſie ermangelt derjenigen, welche von der Deutlichkeit der Gegenſtände herrührt. Dieſe Deutlichkeit wird immer unvollkommener, je höher der Berg iſt, — und wird nur von den Spitzen der letzten Vorberge bey dem Auslaufen der Gebirgsketten in die Ebene genoſſen.

Das Vergnügen der Ausſicht, deren man von ſo hohen Bergſpitzen, als die Schneekoppe, der Blocksberg, und die noch höhern Gipfel der Alpen ſind, genießt, iſt mehr ein Vergnügen, das aus Ideen, als eines, das durch den ſinnlichen Anblick der Gegenſtände entſteht. Man ſieht die Städte und Dörfer, welche in dem weiten aufgedeckten Raume vertheilt ſind, nicht wirklich: ſondern man weiß nur, daß ſie da oder dort lie-

gen; und man ſieht etwas, welches einer Spur davon ähnlich ſieht. Unſer Auge kann ſo große Entfernungen nicht mehr meſſen, ſo wenig es ſo entfernte Gegenſtände unter deutlichen Umriſſen faſſen kann. Aber der Verſtand mißt die erſten und beſtimmt die andern. Und die Größe und Mannigfaltigkeit des ſinnlichen Anblicks iſt gerade hinlänglich, um den Verſtand in Bildung ſeiner Begriffe von der Größe und dem Reichthume der Natur zu unterſtützen.

Die ſichtbaren Annehmlichkeiten der Ausſicht in große und weite Entfernungen, werden entweder auf den Vorgebirgen, oder auf den, mitten auf dem flachen Lande liegenden nicht allzuhohen Bergen genoſſen, wo man unter ſeinen Füßen ein ſchönes Gemählde anfangen ſieht, das ſich allmählig in der Ferne immer mehr und mehr in eine Zeichnung verwandelt, und endlich ſich in eine bloße Landkarte verliert. Schon der weite Raum füllt das Auge mit Vergnügen und einiger Bewunderung: die Wälder und zerſtreuten Hügel bringen Schatten und Licht in die Landſchaft; und die nahe liegenden Dörfer und Städte, die man nach ihrer ganzen Ausdehnung, — die entferntern, von welchen man nur die Schlöſſer und die Thurmſpitzen hervorglänzen ſieht,

geben dem Auge und dem Verſtande zugleich Beſchäftigung. Je intereſſantere Gegenſtände im Vorgrunde ſind, beſonders, wenn ein Strom oder See ihn belebt, je beſſer das Auge die Entfernung des Hintergrundes durch frappante und ſtark ſchattirte Gegenſtände, welche es von ſeinem Standpunkte bis zum Horizonte hintereinander geſtellt findet, meſſen kann: deſto vollkommner wird es befriediget, und deſto länger wird es unterhalten.

Einen noch höhern Reiz bekömmt dieſe Ausſicht in die Ebene, wenn ſie mitten aus dem Gebirge, durch eine Oeffnung der vorliegenden Berge, gleichſam hervorſchimmert. Wenn man tief in Gebirge verſchloſſen, und von allen Seiten mit rauhen Felſen und tiefen Thälern umgeben iſt, und man, auf der einen Seite, über flache Berge hinweg, oder durch Zwiſchenräume, welche die höhern Berge laſſen, in die Ebene hinaus ſieht, und etwas von ihren Städten und Dörfern erblickt: ſo macht der Contraſt, zwiſchen der rauhen und wilden und zwiſchen der milden und angebauten Natur, den Anblick von beyden äußerſt anmuthig.

Der Menſch wünſcht in die Ferne zu ſehn, ſagt Rouſſeau, weil ihm niemahls da wohl iſt, wo er

iſt, und er ſich immer glücklicher denkt, wenn er ſich in Gedanken an einen entfernten Ort verſetzt. Es ſey nun aber fehlerhafte Unzufriedenheit, oder es ſey Wißbegierde und Erweiterungstrieb beym Menſchen die Urſache dieſer allgemeinen Neigung zu Ausſichten in die Ferne: ſo iſt gewiß, daß der Reiz dieſer Ferne größer wird, wenn große majeſtätiſche, oder auch anmuthige Gegenſtände, in der Nähe, unſern Blick an ſich ziehn, und wir die Ferne, nur von einer Seite, gleichſam durch ein geöffnetes Thor erblicken. Wir ſind alsdann zugleich glücklich durch die Gegenwart und durch die Zukunft, — angenehm unterhalten durch das, was um uns iſt, und doch befreyt von der Furcht, in einem ſchönen Gefängniſſe gleichſam eingeſchloſſen zu ſeyn.

Viertens, allenthalben, wo das Gebirge angebaut iſt, findet man es immer gleichſam, in eine Menge von Fächern, getheilt, auf welchen Wald, Obſtgärten, Wieſen, Felder, mit verſchiedenen Getraidearten beſäet, und kahle Felſen mit einander abwechſeln. Die Natur der Sache hat dieſe Zierde der Gebirge hervorgebracht. Denn da es hier ſelten große Strecken giebt, welche deſſelben Anbaues fähig, und dieſelben Erzeugniſſe zu tragen geſchickt ſind: ſo hat der Boden in

kleinere Portionen getheilt werden müſſen. Dieſe Nothwendigkeit hat eine Schönheit hervorgebracht. Ein ſo angebauter Bergrücken iſt auch deßwegen einem Gemählde ähnlich, weil die auf ihm vereinigten vielfachen Arten des Anbaues und der Producte eine gleich vielfache Abwechſelung der Lichter und Farben hervorbringen.

Fünftens. Ueberhaupt gehört zu den größten Vorzügen, welche die Gebirgslandſchaft vor der Landſchaft im flachen Lande voraus hat, daß die Wirkung von Licht und Schatten in der erſten viel mächtiger, und die Abwechſelungen dieſer Wirkung, in den verſchiedenen Tages- und Jahreszeiten, viel größer iſt. Und dieſelben Gegenſtände können daher weit öfter geſehen und wieder geſehen werden, ohne Ueberdruß zu erwecken oder gleichgültig zu werden.

Körper, die über einander ſtehen, wie die Berge über den Thälern, ein Berg über den andern, und auf demſelben Bergrücken die Bäume und Häuſer, welche ihn bedecken, werfen auf einander einen weit ſtärkern Schatten, als ähnliche Gegenſtände auf den Ebenen thun können: — und dieſer Schatten bewegt ſich eben ſo, von einer Stelle zur andern, wie die Sonne ihren Ort am Himmel verändert. Durch den erſten Umſtand entſteht im

Gebirge ein ſolcher Contraſt von Licht und Dunkelheit auf einem mäßigen Raume, daß die hellen, der Sonne ausgeſetzten, Stellen in einem ungewöhnlichen Glanze ſchimmern, indeß nahe dabey andre faſt in nächtliche Schatten gehüllt ſind. Von dieſen äußerſten Graden des Lichts, bis zu dem äußerſten Grade der Dunkelheit, welche beyde in derſelben Berglandſchaft vorkommen, ſind ohne Zweifel mehrere mittlere Abſtufungen des Lichts, wodurch das eine Aeußerſte in das andere übergeht; und jeder Gegenſtand wird alſo, in den verſchiednen Tageszeiten, nach und nach, in jeder Gradation erleuchtet, und zeigt ſich alſo gewiß, zu der einen oder andern Zeit, dem Auge in ſeinem vortheilhafteſten Lichte.

Durch den zweyten Umſtand wird es bewirkt, daß auf denſelben Bergen, ganz andere Gegenſtände zur Abendzeit ſichtbar ſind, als man am Morgen gewahr wurde. Dadurch wird bewirkt, daß in einem Berge, der uns, zu der einen Tages- oder Jahreszeit, eine ganz einfache und zuſammenhängende Fläche zu ſeyn ſchien, ſich, zu einer andern, verborgene Thäler und Schluchten eröffnen, in welchen wir oft zuvor nicht geahndete Wege, Gewäſſer, Häuſer und Dörfer erblicken. Eine Ebene, ſo wie wir ſie einmahl aus einem gewiſſen Stand-

punkte geſehen haben, zeigt ſich immer und ewig ſo: aber ein Gebirge verwandelt ſich ſehr mit dem wandelnden Sonnenlichte.

Eben daher entſteht auch die Täuſchung, in Abſicht der Entfernungen, welche im Gebirge weit größer, als in der Ebene iſt. Man denkt ſich nähmlich diejenigen Gegenſtände einander als nahe, die ſich zu berühren ſcheinen, oder zwiſchen denen man keine mittlern entdeckt. Dieſer Schein aber kann eine bloße Täuſchung ſeyn, wenn er nur von dem Schatten herrührt, in welchem dieſe Zwiſchengegenſtände liegen. Und da die Schatten, in den Schluchten der Gebirge, weit dichter, als die in offenen Gegenden ſind: ſo ſchließen ſich auch Berge, welche durch ſolche Thäler geſchieden werden, weit enger für unſer Auge zuſammen, und wir nehmen daher oft Berge für Gränznachbarn, oder nur für Stufen eines und deſſelben Berges an, die in der Natur noch weit von einander entfernte, einzelne Berge ſind.

Wie oft ermüden dieſe ungeſehenen Thäler und Vorgebirge den Wanderer, welcher die höchſten Gebirgsſpitzen großer Gebirgsketten erklimmen will, ſich ſchon immer am Ziele glaubt, und dann wieder durch neue Klüfte von dem Orte ſeiner Beſtimmung getrennt findet! Aber für den bloßen

Beſchauer wird dieſer Umſtand eine Quelle von Vergnügen: weil ſich der Abſtand der einzelnen Theile des Gebirges bald größer, bald kleiner zeigt, nachdem die Sonne die dazwiſchen liegenden Thäler mehr oder weniger beleuchtet. Dann bekömmt aber auch das Ganze ein verändertes Anſehen. Eben dieſelbe Hütte des Thals, welche des Morgens im Dunkeln lag, als die höhern Berge im Sonnenglanze ſchimmerten, und die damahls nur das Bild der Melancholie, der Einſamkeit und der Abſonderung von aller Welt darſtellte, bringt des Abends, wenn ſie, umgeben von waldigten und tief ſchattirten Bergen, zwiſchen ihnen allein, in vollem Lichte, auf einer eben ſo erleuchteten grünen Wieſe glänzt, die Idee eines arkadiſchen, höchſt reizenden ländlichen Aufenthalts hervor.

Zu den Wirkungen von Licht und Schatten, welche in dem Gebirge vermehrt werden, gehört auch der Schatten, welchen Wolken verurſachen, und der mit dieſen zugleich ſich über die Landſchaft fortbewegt. Je einen größern Raum ich auf einmahl überſehe: deſto merklicher wird mir dieſe Bewegung, und deſto belebender iſt die abwechſelnde Erleuchtung und Beſchattung, durch welche, in der Richtung des Laufs der Wolken, nach und nach alle Gegenſtände hindurch gehen.

Sechſtens. Bey den nahen Ausſichten von den Bergen in die darunter liegenden Thäler, liegt das Anmuthige zum Theil in derjenigen Täuſchung, nach welcher man ſich als einen Zuſchauer der Dinge der Welt aus einem höhern Standpunkte betrachtet. Man ſieht gleichſam die Welt von oben; man ſieht auf einmahl, was in dem ganzen Dorfe, einem weit ausgebreiteten Felde, auf Wieſen, Aeckern und Wegen, vorgeht. Man iſt ein Zeuge und Beobachter von der Geſchäftigkeit der Menſchen, ohne ſich doch darein zu miſchen.

Siebentens. In hohen Gebirgen ſind auch die großen Formen der Berge ſelbſt, und ihre ſchroffen Felſen merkwürdig, und bey ihnen verſchwinden die Eindrücke, welche das Einzelne macht, unter der Größe des Ganzen. Ueberhaupt ſind die hohen Gebirge die Region für die Empfindungen des Erhabenen; die Mittel- und Vorgebirge ſind die Region für die Empfindungen des Schönen. Doch auch in dieſen iſt die Maſſe und Form der Berge ſelbſt, nebſt ihrer Stellung und ihrem Zuſammenhange unter einander, ein Gegenſtand, der das Auge beſchäftiget und an ſich zieht, dergleichen man im flachen Lande nichts findet.

Wenn man eine Kette von Bergen, aus dem Standpunkte eines unter ihnen hervorragenden

Gipfels, überſieht: ſo haben ſie ganz das Anſehen von großen und weit ausgebreiteten Ruinen, die von dem uranfänglichen Gebäude der Natur noch übrig ſind, nachdem Luft und Waſſer, Hitze und Froſt, und alle Kräfte der phyſiſchen Natur Jahrtauſende lang an ſeiner Zerſtörung gearbeitet haben. Die Berge, mit ihren Thälern und Abgründen, ſind gleichſam übereinander gehäufte Denkmähler der vorigen Zeiten, und der Revolutionen, welche in denſelben vorgefallen ſind. Dieß führt mich auf den Urſprung der Dinge und auf die immer währende Wirkſamkeit zurück, durch welche ihre Zuſtände, in einer unendlichen Reihe, aufeinander folgen. Nirgends ſehe ich deutlicher, als im Gebirge, daß nicht immer alles auf der Erde ſo geweſen iſt, als es gegenwärtig iſt; daß die größten und dauerhafteſten Gegenſtände doch entſtanden, und nach gewiſſen Geſetzen erzeugt und gebildet worden ſind. Insbeſondere werden wir hier gewahr, welche große Wirkungen auch kleine Urſachen hervorbringen können, wenn ſie ununterbrochen, in einem langen Zeitraume, fortwirken. Die Thäler, welche die Gebirgsketten theilen, und zugleich den Bergen ihre, zwar ſehr mannigfaltige, aber doch immer mehr oder weniger pyramidaliſche Geſtalt geben, — dieſe Thäler,

von ſo großer Tiefe und Breite ſie auch ſeyn mögen, zeigen doch augenſcheinlich, durch ihre Richtung gegen einander und durch ihr Verhältniß gegen die Berge, daß ſie nichts anders, als Aushöhlungen ſind, welche die von den Bergen herabrollenden Gewäſſer gemacht haben. Indem wir die kleinen Waſſerſtröme, die noch jetzt, vor unſern Augen, das Erdreich der Berge abſpülen, mit den großen und weiten Klüften vergleichen, welche durch ähnliche Bergſtröme ausgegraben worden ſind, ſo erkennen wir, daß das Große in den Erzeugniſſen der Natur, nicht allein von der abſoluten Größe ihrer Kräfte, ſondern auch von ihrer immer während en Dauer und der feſten Beharrlichkeit in ihrer Wirkſamkeit abhängt.

Es giebt Gebirgsgegenden, welche ihr Anziehendes weit mehr durch die Betrachtungen, zu welchen ſie Anlaß geben, als durch die Empfindungen, die ſie unmittelbar erregen, erhalten, — mehr durch dieſe ſonderbaren Geſtalten der Berge, wodurch ſie zu Erforſchung ihres Urſprungs einladen, als durch die Schönheiten ihrer Ausſichten, wodurch ſie Sinn und Einbildung ergetzen. Von dieſer Art ſcheint mir das berühmteſte, — das Adersbachiſche, auf der Grenze von Böhmen und Schleſien liegende Gebirge zu ſeyn.

Ein ungeheurer Felſenwald, der ſich auf einem naſſen und ſumpfigen Boden erhebt, dieſe großen, von einander abgeſonderten und ganze Alleen bildende Säulen, ihre ſehr abwechſelnden und oft ſeltſamen Geſtalten: alles das iſt mehr ein Gegenſtand der Wißbegierde und der Verwunderung, als ein Gegenſtand des Wohlgefallens und der Bewunderung. Man fragt ſich, wie dieſe großen Felſenmaſſen ſich haben ſo aufthürmen, und auf einem ſo wenig feſten Boden erhalten können.

Die Unterſuchung über den Urſprung der Dinge, iſt zwar bey allem, was wir in der Natur ſehen, gleich natürlich: aber doch geſchieht es nur bey den großen, außerordentlichen und ſeltſamen Gegenſtänden, daß ſie uns dieſe Frage über ihren Urſprung gleichſam aufdringt. Bey dem Anblicke der Adersbachiſchen Felſen fragt Jedermann, wie dieſelben wohl entſtanden ſeyn möchten: nur wenigen Menſchen hingegen kömmt es ein, eben dieſe Frage bey ganz gewöhnlichen Erdhügeln oder bey den auf unſern Feldern zerſtreuten Steinmaſſen zu thun. Aber eben darin liegt das Anziehende ſolcher Gegenden, daß ſie ihren Beſchauer zum Nachdenken auffordern, und ihn an die vergangne Zeit und an die generirenden Kräfte erinnern.

Achtens. Ein Vorzug der Gebirgslandſchaft iſt das immer währende ſchöne Grün, das von den, an vielen Orten herabrollenden, Bächen, und von der durch die Berge eingeſchluckten und in die Erdklüfte nach und nach durchgeſeihten, und von ihnen in die Thäler herabträufelnden Feuchtigkeit, weit friſcher, als in der Ebne erhalten wird. Dieſes Grün ſticht mit dem Schwarzen der Nadelhölzer, mit welchen die meiſten höhern Gegenden der Gebirge bekleidet ſind, auf eine für das Auge ſehr anmuthige Weiſe ab.

Neuntens. In der Gebirgslandſchaft iſt auch das Lebloſe mehr in Bewegung: oder der Beobachter wird doch deſſen Bewegung mehr gewahr. Ich ſehe und höre die wirkſamen Kräfte der Natur gleichſam deutlicher. Die Bäche rauſchen, der Wind ſäuſelt lauter; das Echo hallt ſtärker nach und wiederhohlt den Schall öfter; die Wolken verſtecken und umhüllen wechſelsweiſe die Gipfel der Berge. Ich höre die Schalmey des Hirten, die Glocken der Kühe, das Knarren des Fuhrwagens, das Stampfen der Mühle deutlicher und in einer größeren Entfernung. Ich werde gewahr, daß in der ruhigſten Einöde, wo ich das einzige belebte Weſen zu ſeyn glaubte, doch rund um mich herum Naturkräfte beſtändig

in Thätigkeit ſind. Und dieß iſt es, was mein Nachdenken auf große Gegenſtände führt und ins Spiel bringt.

Verſchiedenheiten der Gebirgsgegenden.

Die erſte Art der Gebirgsgegenden ſind die großen, die eine Art von Ebnen, mitten im Gebirge, vorſtellen, die von kleinen Hügeln unterbrochen und von hohen Bergen eingeſchloſſen ſind, dergleichen das Thal vom Warmbrunn iſt. Wenn ein ſolches Thal, ſo wie das jetzt genannte, mit Städten und Dörfern geziert, durch Seen oder Flüſſe gewäſſert, und mit Pflanzen, Thieren und Menſchen angefüllt iſt: ſo giebt daſſelbe, theils weil dieſer Reichthum einer ſchönen Landſchaft aus den nahen Bergen auf einmahl überſehen werden kann, theils weil dieſer Anbau und dieſe Bevölkerung mit dem Rauhen und Wilden der ſie einſchließenden Gebirge, auf eine ſehr merkliche Weiſe, abſticht, einen angenehmen Anblick. Man genießt hier zugleich die Milde der Luft, alle die Bequemlichkeiten und Vortheile, welche die Ebne gewährt, mit der Abwechſelung, dem

Mahleriſchen und dem Erhabnen der Natur, ſo wie ſie ſich in den Gebirgen darſtellt.

Dieſe große, kreisförmige, einer kleinen eingeſchloſſenen Landſchaft ähnliche Fläche ziehe ſich nun in ein langes ſich windendes Thal, das von zwey Reihen mannigfaltig gruppirter Berge eingeſchloſſen iſt, zuſammen. Der Boden dieſes Thals ſey eben, und noch breit genug, um Aecker, Wieſen, einzelne Obſtgärten, und zerſtreute Wohnungen, oder ganze Dörfer zu faſſen. Die Ausſicht verengere ſich: aber die Gegenſtände ſollen zugleich dem Auge näher kommen. Der Zuſchauer verliere an Mannigfaltigkeit: aber er gewinne an Ruhe und Aufmerkſamkeit. Aus Standpunkten, aus welchen ſich ſolche Thäler, mit den einſchließenden Bergketten, wohl überſehen laſſen, biethen ſie immer das Bild eines von der Welt entfernten, aber unſchuldigen und anmuthigen Schäferlebens dar. Eben deßwegen gefallen ſie auch den Menſchen, die gern im Geräuſche der Welt leben, den Eitlen, die ſich gerne zeigen wollen, und den Ehrgeizigen, welche die Ruhe haſſen, nur wenig. Aber ſie nehmen dafür die nachdenkenden, die ſanftempfindenden Menſchen, die, welche gern mit ſich ſelbſt, oder mit wenigen Freunden leben, ganz vorzüglich ein. Dieſe finden

hier gerade ſo viele Gegenſtände zur Beſchäftigung der Sinne, als ſie nöthig haben, um ihren Verſtand, ihre Einbildungskraft, oder die Empfindungen ihres Herzens ins Spiel zu bringen. Die Natur iſt hier ſo ſchön und ſo reich, daß ſie, als Nebenidee, das Gemüth, bey andern Beſchäftigungen, lange unterhalten und beleben kann: aber ſie iſt nicht reich und erhaben genug, um es ganz an ſich zu ziehen und andere Gegenſtände daraus zu verbannen.

Es giebt überhaupt zwey Arten der Vorzüge, welche eine Landſchaft, und beſonders eine Gebirgslandſchaft unterſcheiden können. Die einen ſind Merkwürdigkeiten für den Reiſenden: die andern ſind Annehmlichkeiten für den Einwohner. Es giebt Gegenſtände und Anſichten, welche, durch ihre Größe und Erhabenheit, oder durch ihre ausnehmende Mannigfaltigkeit und die Vereinigung vieler Reize, oder auch durch das Seltene und Außerordentliche, welches ihnen eigen iſt, gleich auf den erſten Blick und in kurzer Zeit große Eindrücke machen und lange Erinnerungen hinter ſich laſſen. Zu dieſen, wenn ſie bekannt ſind, ſtrömen die Reiſenden aus allen Ländern herzu. Solche Gegenſtände ſind es, welche man in den hohen Alpen und in den Eisthälern der

Schweiz, in dem Meerbuſen von Neapel, und auf dem Aetna aufſucht. Andere Gegenden und Ausſichten haben nichts Anziehendes für den Reiſenden, welcher bloß die Gegenden durchläuft, und die Merkwürdigkeiten darin beſehen will: aber ſie ſind dagegen höchſt anmuthig für den Einwohner, der täglich in ihnen luſtwandelt. Jener, da er nichts in ihnen findet, als was er in hundert ähnlichen Gegenden ſchon geſehen hat, kann durch ſie weder ſeine Kenntniſſe erweitern, noch aus ihnen neue Bilder für ſeine Imagination ſammeln. Er nennt ſie alſo mit Recht alltäglich und unbedeutend. Dieſer hingegen, der von der Gegend, welche ihn täglich umgiebt, weder Unterricht noch tiefe Eindrücke, ſondern nur Annehmlichkeit und Vergnügen verlangt, wird durch ihren wirklichen Reichthum und ihre Schönheit, die er mit Muße betrachten kann, und die er von einem Ende des Jahres bis zum andern mannigfaltig abwechſeln ſieht, vollkommen befriediget. Ja, es lehrt die Erfahrung, daß eben die Gegenſtände, welche den Fremden beym erſten Anblicke am ſtärkſten rühren und am meiſten in Erſtaunen ſetzen, die Einheimiſchen am erſten ermüden und kalt laſſen. Wie mancher Einwohner der Alpen, der ihr ewiges Eis und die daſ-

ſelbe umgebenden Steinklippen täglich vor Augen ſieht, wundert ſich über die Einfalt der Reiſenden, welche aus fernen Landen herbey kommen, um ſo einförmige, und ſelbſt traurige Gegenſtände zu ſehen. Was bey dem täglich erneuerten Anblicke gefallen ſoll, braucht nicht groß, oder neu, aber es muß ſchön ſeyn, und mancherley Abwechſelungen und Veränderungen haben, deren man, ohne viele Mühe und ohne Aufwand von Zeit genießen kann. Und gerade dieß iſt der Fall in Abſicht der mittlern oder kleinen Gebirge, von welchen ich zuletzt redete. Da, wo eine Menge Thäler, von leicht erſteigbaren Bergen umſchloſſen, neben einander parallel laufen, oder einander durchkreuzen: da iſt es am leichteteſten möglich, in kleinen Entfernungen, ganz veränderte Schauplätze zu finden. Jede Reihe Hügel iſt eine Scheidewand, die ein neues Thal hinter ſich verbirgt. So wie man einen derſelben erſteiget, ſo zieht ſich gleichſam der Vorhang auf, und man erblickt eine neue Welt, die v r kurzem noch ganz unſichtbar war. Da, wo alle Gegenſtände größer und majeſtätiſcher, die Ebnen, welche man auf einmahl überſieht, von weiterem Umfange, die Berge höher ſind: da muß man auch ſich viel weiter von einem Standorte entfernen, ehe die

Ausſicht ſich zu verändern anfängt. So wie der erſte Anblick einer ſolchen Gegend einen weit tiefern Eindruck macht: ſo ſind die täglichen Spaziergänge in ihr weit weniger unterhaltend.

Es würde vergeblich ſeyn, die Mannigfaltigkeit, deren die Schönheiten dieſer mittlern Gebirge und ihrer Thäler fähig ſind, mit Worten zu beſchreiben. Worte geben immer einen ſehr unvollkommenen Begriff von Dingen, welche geſehn werden müſſen, — beſonders, wenn die Merkmahle, wodurch ſie ſich unterſcheiden, klein, und nur durch ihre Menge und ihre Vereinigung für das Auge frappant ſind. Doch zweyerley Ausſichten muß ich noch erwähnen, deren Eindruck ich ſo unterſchieden von andern und unter ſich ſo gleichförmig gefunden habe, daß ich glaube, mich deutlich genug darüber erklären zu können. Von den Ausſichten der erſtern Art giebt das Thal von Langwaltersdorf in Schleſien auf dem Wege zwiſchen Schweidnitz und Friedland ein Beyſpiel. Es iſt ein ſchönes, breites und lachend grünes Thal zwiſchen zwey Reihen Bergen eingeſchloſſen, die einander beynahe ſo regelmäßig entgegen geſetzt ſind, als die Couliſſen auf einem Theater, und wovon immer zwey und zwey wie-

der Thäler zwiſchen ſich enthalten, die als Zweige von jenem größern Thale auslaufen. Der Weg, von welchem man dieſes letztere überſieht, läuft an der einen Bergſeite in einer ſolchen Erhöhung über das Thal, daß die Structur der Berge und die Richtung der zwiſchen ihnen befindlichen Thäler auf einmahl deutlich geſehn werden können.

Dieſe Gegend gehört unter eine allgemeine Gattung von Gebirgsgegenden, welche man folgender Geſtalt characteriſiren kann. Sie bringen durch die Spuren des Anbaues und des menſchlichen Fleißes, welche ſie allenthalben zeigen, durch die eigene Fruchtbarkeit und den Reichthum der Gewächſe, mit welchen ſie bekleidet ſind, und endlich durch eine mehr als gewöhnlich regelmäßige Form und Stellung der Berge, die Natur der Kunſt, und hinwiederum den Kunſtfleiß der Menſchen der freyen Natur ſo nahe, daß, aus beyden vereinigt, die Empfindung eines ruhigen Wohlbefindens und eines ſanften Vergnügens entſteht.

Dieſer entgegengeſetzt iſt die zweyte Art der Gebirgsgegenden, welche ich die wilden oder er-

habnen nennen möchte. Hier ſcheint ſich entweder die Natur ganz ſelbſt überlaſſen; und weder der Anblick menſchlicher Wohnungen, noch irgend eine Spur einer an ſie ſelbſt gewandten Pflege, erinnert den Beſchauer an die Bewohner und Beherrſcher der Erde: oder die Natur ſelbſt iſt hier nur in lebloſen Maſſen groß, an Allem aber, was Leben und Wachsthum hat, arm und unfruchtbar; oder ſie hat endlich ihre Schönheiten in ſolcher Unordnung und Verwirrung aufgehäuft, daß ſie den Beobachter, indem ſie ihn an ſich zieht, zugleich in Verlegenheit ſetzt.

Von dieſer Gattung iſt die zweyte der Ausſichten des Mittelgebirges, welche ich zu ſchildern mir vornahm, ein Miniaturbildniß. Ich meine ſolche, wie ſie in meinem Vaterlande Schleſien aus den Fenſtern des Fürſtenſteiniſchen Schloſſes oder von den Anhöhen des katholiſchen Kirchhofes in Tannhauſen geſehen werden. Es iſt die Ausſicht in ein tiefes, enges und ſchroff abgeſchnittenes Thal, in deſſen Grunde man ſich einen Bach ſchlängeln ſieht. Die Tiefe des Abgrundes, welcher ſchwindeln macht, die Bergmauer, welche dem Beobachter gerade gegenüber und ſo nahe ſteht, daß ſie ihn von der übrigen

Welt ausſchließt, die Menge Gegenſtände, welche er demungeachtet auf dieſem Bergrücken und in dem tiefen Thal erblickt: alles das erfüllt ihn mit den Empfindungen des Wohlgefallens an Schönheit, und verſetzt ihn zugleich in eine gewiſſe Schwermuth. Er ſcheint ſich von den Menſchen verlaſſen, und wird doch von der Natur unterhalten.

Da ich in dieſem Aufſatze bloß die Abſicht habe, mir von dem Vergnügen, das ich bey dem Anblicke der Natur genoſſen habe, Rechenſchaft zu geben: ſo enthalte ich mich billig, von ſolchen Eigenthümlichkeiten der Gebirgsgegenden zu reden, welche ich entweder bloß aus Beſchreibungen kenne, oder mir durch meine Einbildungskraft ſelbſt zuſammenſetze. Ich will auch gern zugeben, was die meiſten der Reiſenden, die aus der Schweiz zurückkommen, behaupten, daß in den Alpen die Natur einen Charakter habe und Anblicke gewähre, von welchen man ſich, durch die noch ſo aufmerkſame Betrachtung unſerer Schleſiſchen und Sächſiſchen Gebirge, keine Vorſtellung machen könne. Ich will das, was Sache der Erfahrung und des unmittelbaren Ein-

drucks auf die Sinne iſt, auf keine Weiſe durch Vernunftſchlüſſe beſtreiten. Aber ich will meinen gereiſten Leſern, welche über das, was ſie in der Schweiz ſahen, nachgedacht, und es mit den Schönheiten ihrer vaterländiſchen Gebirge vergli-chen haben, vorlegen, was ich von dem Eigen-thümlichen der Alpen weiß, und was ich von der Neuheit des Eindrucks, den ſie auf mich machen würden, muthmaße.

Die Reiſenden und die Dichter haben mich mit zwey Erſcheinungen der höchſten Alpen, der-gleichen ich in unſern Bergen nie geſehen habe, bekannt gemacht: dem reizenden Anblicke, den die höchſten mit Eis bedeckten Spitzen, in der Entfernung, durch das mannichfaltige Spiel ihrer Farben geben, wenn ſie von der Abendſon-erleuchtet werden, — und dem grauſen Anblicke, den, in der Nähe, und an ihrem Fuße die Eis-thäler darbiethen, welche zwiſchen jenen Klippen verborgen liegen. Ich habe zeitlebens nur blaue Berge geſehen, und kenne der höchſten Al-pen roſenfarbnes Haupt, das ſich nach Hal-ler über der niedern Berge blauen Rük-ken erhebt, nur aus den Nachrichten der Rei-ſenden und der Naturforſcher. Ich habe im

Sommer Schnee nie anders, als in den der Sonne unzugänglichen Thälern unſers Schleſiſchen Rieſenkammes blinken geſehen, ein Anblick, der mich nur durch das Ungewöhnliche, bey meinem erſten Eintritte in das Gebirge, rührte, und weder einen langen noch ſtarken Eindruck machte.

Aber ich kann mir vorſtellen, daß, wenn über Alles, was ich von Höhen kenne und erſtiegen habe, ſich in der Ferne ein noch weit darüber erhabener Kranz von Bergen zeigte, der in gewiſſen Tageszeiten, durch eine ſtärkere Erleuchtung und tiefere ihn umgebende Schatten meinem Auge näher zu kommen ſchiene, immer aber ſich durch Glanz und Farben von Allem, was ihn umgäbe, unterſchiede, ich von dem Außerordentlichen dieſes Anblicks, ſelbſt nach der großen Erwartung, die ich davon habe, gerührt werden würde.

Ich kann mir vorſtellen, daß dieſes ewige, ſich immer mehr aufthürmende Eis, welches das Ende der lebendigen Schöpfung zu ſeyn ſcheint, indeß es dem Auge etwas Ungeſehenes und Großes darbiethet, auch auf die Einbildungskraft den Eindruck des Erhabenen macht, weil es auf die

Ewigkeit, aus welcher es herſtammt, und den unermeßlichen Himmelsraum, an welchen es gränzt, hindeutet.

Aber ich ſehe ein, daß nur der erſte Anblick ſchön und groß zugleich, und der zweyte ſchauderhaft und nur auf kurze Zeit dem Auge erträglich, und dem menſchlichen Körperbaue aushaltbar ſey. Die hohen Alpen können nur in der Ferne genoſſen, — nur in dieſer können ſie nach ihrer ganzen Größe und Erhabenheit überſehn werden. In der Nähe und wenn man in die Oeffnungen ihrer Mauern eindringt, verſchwinden ſie ſelbſt wieder unter ihrer eignen Größe. Ein Berg verdeckt den andern. Der ganze St. Gotthard, der ganze Montblanc, dieſe Sammlungen unzähliger auf einander gethürmten Berge, erſcheinen in der Nähe nirgends ganz, und man lernt ihre Höhe nur aus der Ermüdung, die es koſtet, ſie zu erſteigen, und aus der Länge der öden und felſigen Wüſte, durch welche man ſich, von der ſchon an ſich ſehr beträchtlichen Höhe, wo alle Vegetation aufhört, bis zu ihrem Gipfel hindurchwinden muß, ſchätzen.

Eine andre vorzügliche Schönheit der Schwei=

zer-Gebirgsgegenden, nicht als Gebirge, ſondern als Landſchaften betrachtet, fehlt den unſrigen gleichfalls, die Menge großer Seen, welche die Zwiſchenräume zwiſchen den Bergen zum Theil anfüllen. Wie ſehr das Waſſer eine Landſchaft belebt, wiſſen auch wir Einwohner der Ebnen. Aber wir können nur an wenigen Orten viel Waſſer und viel Land zugleich überſehn. In den Gebirgen verliert ſich das Waſſer: und an großen Strömen verlieren ſich das Erdreich und deſſen Producte. *) Ohne Zweifel ſah Gibbon aus den Studierzimmern ſeines Lauſanner Landhauſes eine Ausſicht, die Beydes, unſre Fluß- und unſre Berg Gegenden übertrifft, und deren gleichen ihm ſein Vaterland nicht darboth: zu ſeinen Füßen eine große Waſſerfläche, mit einer reizenden Landſchaft und allen Annehmlichkeiten einer angebauten Natur umgeben, und in der Entfernung, eben ſo große Erdflächen, die, vor ihm in ſchiefliegender Richtung aufgelehnt, ihm die ganze Stufenleiter der natürlichen Fruchtbarkeit, von ihrer üppigſten Fülle bis zur völligen Unbeweglichkeit ſtarrer Felſen und Eismaſſen, zeigten.

*) Dresden vereinigt unter allen Orten, die ich geſehen habe, dieſe beyden Schönheiten am vollkommenſten.

Dieß ſind alſo Bilder, die meiner Imagination nicht ganz fremd ſind, ob ſie gleich nie ſich meinem Auge gezeigt haben. Die einzelnen Gruppen dieſes Gemähldes hat Niemand mir anſchaulicher ausgemahlt, als Herr von Bonſtetten, deſſen Beſchreibung eines der Thäler, welche zu den Gipfeln der Alpen führen, zugleich das Eigenthümliche des Landes nnd ſeiner Einwohner ſchildert.

Aber alles Andre, was eine Gebirgsgegend reizend, oder erhaben macht, ſcheint ſich mir in jeder großen Bergkette zu finden, weil es zum Theil in der ſchief liegenden Richtung der Linien, welche die Umriſſe der Berge beſchreiben, und in den Geſetzen der Natur liegt, welche die Wirkſamkeit derſelben, die Quelle alles Schönen, auf eine beſtimmte und immer gleichförmige Weiſe in den verſchiedenen Höhen abändern.

So groß und einzig in ihrer Art aber auch die Schönheiten ſeyn mögen, deren Anblick ich entbehrt habe, da ich mich nie der Schweiz habe nähern können: ſo habe ich doch diejenigen mit Aufmerkſamkeit geſehen, welche die Gebirge meines Vaterlandes, und des mit ihm ſo nahe gren-

zenden, ſo nahe durch Boden, Klima und Charakter der Einwohner verwandten Sachſens, darbiethen. Vielleicht verſchaffe ich einigen mit mir gleichgeſtimmten Leſern, durch dieſe Erinnerung an die verſchiedenen Scenen unſers Gebirgsſchauplatzes, eine Erneuerung eines ehemahligen Sinnengenuſſes, verſtärkt durch das Vergnügen einer leichten Geiſtesbeſchäftigung.

Ueber die Veränderungen unſrer Zeit in Pädagogik, Theologie, und Politik.

Unter zwey Fehlern, der Neuerungsſucht und der Anhänglichkeit ans Alte, iſt der letztere der geringere. Denn er hält ſich zuerſt an das Bekannte und ficht gleichſam im Lichte: der andre, nur durch das Schimmerlicht ungewiſſer Vorausſetzungen und nie erbropter Grundſätze aufgehellt, wandelt einen unſichern und gefährlichen Weg, und giebt, im Streite mit ſeinem Gegner, bald Blößen, bald thut er vergebliche Luftſtreiche.

„Der Menſch vom gemeinſten Verſtande kann, ſagt Montesquieux, die übeln Folgen, welche ein noch jetzt beſtehendes Geſetz nach ſich zieht, einſehen: — aber der durchdringendſte iſt nicht im Stande, diejenigen vorauszuſehen, welche aus einem neuen entſpringen werden.“ Wie unendlich viele Fehler werden die Richter in jedem neuen Geſetzbuche gewahr, welche dem ſcharfſin-

nigſten Geſetzgeber entgingen: und wie oft muß man von dem, was die Vernunft vorzuſchreiben ſchien, auf das zurückkommen, was die Erfahrung gelehrt hatte.

Aber wenn man dieſe Hartnäckigkeit, bey alten Meinungen und Gewohnheiten zu verharren, übertreibt; wenn man ſie bis auf kleine, erkünſtelte Formalitäten ausdehnt, welche augenſcheinlich zum Zwecke nichts beytragen, und nur die Geſchäfte erſchweren; wenn man ſie, im Widerſpruche mit dem allgemeinen Geiſte der Zeit, mit dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und der Cultur, mit den Grundſätzen und den Lehren der aufgeklärteſten Männer des Jahrhunderts, beybehält, und dem alles mit ſich fortziehenden Strome ſeine eigenen Kräfte allein entgegen ſtemmen will: ſo folgt man nicht dem Anſehn der Erfahrung, ſondern man verläugnet ſeine geſunde Vernunft; man ſtürzt ſich freywillig in die Dunkelheit barbariſcher Zeitalter, da man in dem Lichte eines cultivirten leben könnte; man wird ohne Nutzen Despot, kränkt ſich und verfolgt Andre, wegen vermeinter Neuerungen, vergebens, und befördert zuletzt, durch die Lächerlichkeiten, deren man ſich in ſeiner Sache ſchuldig macht,

den Fortgang derjenigen Meinungen, welchen man ſich widerſetzen wollte.

Diejenigen Neuerungen, welche am meiſten Anhänglichkeit und Vorliebe, oder Widerwillen und Widerſtand erregen, betreffen in unſrer Zeit vornehmlich die Erziehungskunſt, die Religion, und das Regierungs- und Verwaltungs-Syſtem der Staaten. Es wird nicht unnütz ſeyn, die Wirkungen jenes doppelten Geiſtes, in dieſen verſchiedenen Kreiſen, wo er am thätigſten iſt, zu beobachten.

I.

Die öffentliche und die häusliche Erziehung haben in unſern Zeiten die größten Veränderungen erfahren. Männer vom größten Genie haben ſich damit beſchäftiget, und die Regierungen haben endlich daran Theil genommen. Jene haben durchgedrungen, die Aeltern, der allgemeinen Gewohnheit zum Trotze, zu überzeugen, daß die Gelindigkeit und die der Entwickelung der Natur gegebne Freyheit der Strenge und dem Zwange, bey der Erziehung, vorzuziehen ſey; daß der Unterricht in den Wiſſenſchaften nicht das Ganze ausmache, und, „viel gelernt haben," nicht ſo viel heiße, als ein gebildeter Menſch ſeyn;

daß die Sachkenntniß der Sprachkenntniß vorzuziehn, und dieſe nur ein Hülfsmittel und eine Vorbereitung zu jener ſey. Vornehmlich haben ſie die Methoden dieſes Sprachſtudiums ſelbſt verbeſſert, und dadurch Zeit für die Sachen erſpart; ſie haben die Naturkenntniß zu den übrigen Wiſſenſchaften hinzugefügt; ſie haben Augen und Ohren der jungen Leute, nicht bloß ihr Gedächtniß und ihren Verſtand zu ihrer Belehrung und Bildung zu Hülfe genommen. Dieſe, die Regierungen, haben neue Inſtitute, worin dieſe neuen Methoden zuerſt eingeführt wurden, errichtet; oder haben den alten den neuen Studienplan vorgeſchrieben. — Sie haben für die Naturgeſchichte, die mehr, als alle andern Wiſſenſchaften, Aufwand erfordert, Sammlungen veranſtaltet. — Durch beydes vereiniget, haben unſre Gymnaſien und Univerſitäten eine neue Geſtalt gewonnen. Aber noch iſt die öffentliche Meinung nicht entſchieden: ob unſre darin erzogne Jugend beſſer, gelehrter, mehr ſelbſtdenkend, (worauf die neuen Unterrichtsmethoden vornehmlich abzielen,) und beſonders, ob ſie zu den verſchiednen Geſchäften des bürgerlichen Lebens brauchbarer iſt, als zuvor.

Gewiſſe Endzwecke, die, bey der alten Erziehung, erhalten wurden, gehen unſtreitig, bey der

gegenwärtigen, verloren. Die Kenntniß des Lateiniſchen wird bey weitem nicht ſo weit als ehedem getrieben; man findet wenige mehr, welche dieſe Sprache, nach ihrem wahren Genius, ſchreiben, und faſt niemanden, welcher ſie ſo ſpricht. Die litterariſchen und bibliographiſchen Kenntniſſe haben abgenommen. Das Griechiſche wird nur noch von Philologen, oder von Liebhabern der allgemeinen Litteratur erlernt. Aber andre Wiſſenſchaften, und andre Zweige der menſchlichen Vollkommenheit haben dafür ausnehmend gewonnen. Die Kenntniß der Naturgeſchichte iſt ſehr allgemein geworden. Und mit ihr ſind die ökonomiſchen und artiſtiſchen Kenntniſſe geſtiegen, und die Chymie iſt durch neue Entdeckungen, welche der ganzen Phyſik eine neue Geſtalt geben, bereichert worden. Beſonders aber iſt die ſtaatswirthſchaftliche Verwaltung, die ſonſt nur einer blinden Routine überlaſſen war, in wiſſenſchaftliche Unterſuchung gezogen, und ein wichtiger Theil der Philoſophie geworden. Dadurch hat die Geſchichte zugleich einen neuen Geſichtspunkt, größere Brauchbarkeit, und ein allgemeineres Intereſſe gewonnen: indem ſie jezt nicht mehr bloß, für Krieg und Frieden, und die Unterhandlung unter Völkern, ſondern auch für Ackerbau, Handel

und die Geſetzgebung, beſonders für die, welche die Auflagen und die innere Policey betrifft, und endlich für die Kenntniß der menſchlichen Natur ſelbſt und die Geſetze ihrer Entwickelung, die belehrenden Facta ſammelt. Man ſage, was man wolle; wir haben keine der Kenntniſſe, in deren Beſitz unſere Vorfahren waren, verloren: und wir haben neue hinzu erlernt. Es mögen noch ſo viele unwiſſende Candidaten von der Univerſität kommen: ſo ſehen wir uns doch noch allenthalben von Leuten von Talenten umgeben, und vortreffliche Werke über alle Zweige der Wiſſenſchaften erſcheinen. „Die alten Sprachen, ſagt man, werden augenſcheinlich vernachläſſigt.“ — Aber ich ſehe alle Tage ſich die Anzahl der Ausgaben der Autoren vermehren, — und verkauft werden. Sie werden immer prächtiger; und finden alſo Liebhaber und Käufer auch unter den Reichen und Vornehmen. Sie werden immer vollkommner, von leerem Wortkrame gereinigter, durch philoſophiſche Sprachkenntniß und durch geſchichtliche und naturhiſtoriſche Aufklärungen brauchbarer: — und ſie ſetzen alſo immer gelehrtere Philologen voraus, von welchen ſie veranſtaltet werden.

2) Was, zweytens, die Brauchbarkeit der

jetzt erzognen Jugend zu den verſchiednen Geſchäften und Berufsarbeiten des bürgerlichen Lebens betrifft, — den zweyten Hauptgeſichtspunkt, nach welchem die Güte eines Erziehungs- und Studien-Syſtems beurtheilt werden muß: ſo ſind in der Natur der Sache Urſachen vorhanden, warum das Urtheil darüber, beſonders, wenn es eine Vergleichung mit den Früchten unſrer alten Schulerziehung in ſich enthält, ſchwankend ſeyn muß; und ſelbſt zuweilen für das neue Syſtem nachtheilig ausfallen kann. —

Beym Menſchen kommt es überhaupt auf Erziehung und Unterricht nicht allein, ſondern es kommt zugleich auf Natur und Anlage an. Er iſt nicht ein Thon, der zu einer Bildſäule geformt wird; ſondern er iſt eine Pflanze, die vom Gärtner nur gepflegt, mit ſchicklichem Erdreiche bedeckt, begoſſen, höchſtens durch Einimpfung fremder Baumzweige in gewiſſem Grade veredelt wird. Wenn dieß, in Abſicht der Vollkommenheit des Menſchen im Allgemeinen, wahr iſt: ſo iſt es weit mehr, in Abſicht der praktiſchen Vollkommenheit, in Abſicht ſeiner Brauchbarkeit zu Geſchäften, wahr. Es gehört dazu noch weit mehr Genie, als Wiſſenſchaft. Bey einigen Zweigen, wie z. B. der Rechtspflege, hat die Wiſſenſchaft,

bey andern, als den militäriſchen und Verwaltungsgeſchäften, hat das Genie ein größeres Gebieth. Aber in allen kommt auf eigne Urtheilskraft, auf Gegenwart des Geiſtes, kurz auf Talente und Tugenden, die von jedem Studienplane unabhängig ſind, ſehr viel an. Daraus folgt, daß in Abſicht dieſes Punktes wenigſtens kein großer Fortgang ſeyn kann, — auch wenn die Studien noch ſo ſehr verbeſſert worden ſind. Denn die Natur des Menſchen bleibt in allen Jahrhunderten dieſelbe. Die natürlichen Kräfte deſſelben verändern ſich unendlich weniger, als ſeine Kenntniſſe: und der Zufall oder die Vorſehung, welche eine gewiſſe Anzahl größerer Genies, und mehr hervorragender Fähigkeiten, zu jeder Zeit, unter die übrigen Menſchen — als ein Salz, welches ſie würzen und ſchmackhaft machen ſoll, ausſtreut, beobachtet in dieſer Vertheilung faſt immer das gleiche Verhältniß der Anzahl. Kein Wunder alſo, daß wir auch jetzt noch eben ſo viele mittelmäßige Köpfe, und ſo viel ſeichte oder ſchlechte Arbeiter unter den Candidaten aller Aemter, als ehedem, finden. Das Mittelmäßige wird im menſchlichen Geſchlechte, — beſonders auf dem Theater der Welt und der Geſchäfte, wo das Bedürfniß, der Eigennutz und

der Ehrgeitz, nicht innerer Trieb, nicht Bewußtſeyn der Geſchicklichkeit, nicht Verlangen andern zu nutzen, die Menſchen zuſammendrängen, — das Mittelmäßige, ſage ich, wird dort immer herrſchen: das durchaus Schlechte, und das ganz Vorzügliche wird gleich ſelten ſeyn.

Es kann indeß zuweilen der Zufall, an einen Ort, in ein Collegium, eine größere Anzahl fähiger und arbeitſamer junger Leute, oder unwiſſender und den Müſſiggang liebender, zuſammenführen. Und aller Bemühungen der einſichtsvollſten Männer ungeachtet, der Jugend, durch einen beſſer gewählten Studienplan, mehr wahre Liebe zu den Wiſſenſchaften einzuflößen, und beſonders auch ſie zu den praktiſchen Kenntniſſen mehr einzuweihen, (wie denn dieß in der That einer der Endzwecke iſt, auf welchen die Beſten der neuern Pädagogen losarbeiten, den Menſchen zu dem eigentlich bürgerlichen Leben und deſſen Geſchäften zu erziehn,) — können doch gerade jetzt, in dieſem Lande, durch einen bloßen Zufall, ſich wenigere brauchbare Jünglinge finden, als, den unſichern Ueberlieferungen zu Folge, in vorigen Zeiten vorhanden geweſen ſeyn ſollen.

Die Sitten und die Charakterbildung ſind das dritte Hauptſtück der Erziehung. Und nun, fragt

man, „ſind unſre nach dem neuen Syſtem erzog-
„nen Jünglinge beſſer und geſitteter, als die nach
„dem alten erzogenen, oder das Gegentheil?“
Und die laudatores temporis acti ſind ſehr ge-
neigt, das letztre zu glauben. „Zuerſt, ſagen ſie,
während der Zeit der Erziehung ſelbſt, ſind die
Zöglinge unſrer Schulen und Univerſitäten nicht
ausſchweifender und ſittenloſer, als je? Haben
ſie nicht, da ſie von dem heilſamen Zwange der
ehemahligen Schulzucht befreyt worden ſind, zu-
gleich alle Schranken durchbrochen, welche ihnen
vor Zeiten das Anſehn ihrer Eltern und Lehrer
ſetzte? Herrſchen unter ihnen nicht Wollüſte,
die der Jugend voriger Zeiten unbekannt wa-
ren? Iſt nicht Unbeſcheidenheit und Anmaßung
der jungen Leute, Verachtung gegen Aeltere,
und, — was immer damit verbunden iſt, —
auch Verachtung der Geſetze, oder eines wohl-
gemeinten Raths, an der Tagesordnung? —
Und wie zeigen ſich die jungen Männer, die in
dieſen Treibhäuſern gereift ſind? Fleiß und
Ordnungsliebe und reine Achtung für Geſetze und
Obern, ſind dieß nicht, aus gewöhnlichen Eigen-
ſchaften, ſeltne geworden?“

Es iſt ſchwerer hierauf, als auf alle Fragen,
welche die Folgen der gegenwärtigen Erziehung

betreffen, zu antworten. — Fragt man warum? — weil ſich über Sitten und Charaktere überhaupt weit ſchwerer, als über Talente, urtheilen läßt; — weil der Charakter weit weniger durch die Erziehung, — und noch weit weniger durch den Schul- und akademiſchen Unterricht, gebildet wird, als der Kopf; weil auf den Charakter, welcher bleibt, immer Leidenſchaften, welche vorübergehen, Einfluß haben, — und beſonders jene Zeit der Jugend oder der erſten Reiſe, welche hier beurtheilt werden ſoll, dem Einfluſſe der Leidenſchaften am meiſten unterworfen iſt; — weil der Fortgang moraliſcher Vollkommenheit im menſchlichen Geſchlechte, oder die Veränderungen der Sitten überhaupt, weit unmerklicher und zweydeutiger ſind, als die, welche in dem Verſtande und in der Aufklärung vorgehn; endlich, weil ſelbſt die Beurtheiler hier mehr von Leidenſchaften und fremden Rückſichten regiert werden, und oft mehr das, was ihnen mißfällt, als das, was allgemein gemißbilligt zu werden verdient, tadeln.

Die Verbeſſerung der Sitten erwarte ich mehr von der Vorſehung: und, wenn ja die Bemühungen der Menſchen etwas dazu beytragen können, ſo iſt ſie die langſame und ſpäte Folge der vereinigten Hülfsmittel der Religion, der Regierung und

der Erziehung. Daß unſere Jugend moraliſch beſſer iſt, würde mir ſchwer werden, zu beweiſen. Aber daß ſie nicht ſo ſchlimm iſt, als die Tadler der gegenwärtigen Zeit behaupten; daß die Laſter eher unter einander abgewechſelt, als ſich abſolut vermehrt haben; daß es noch viele vortreffliche, in ihrer Aufführung regelmäßige, gegen Aeltern und Vorgeſezte ehrerbiethige, keuſche und fleißige Jünglinge giebt: davon würde ich leicht auch die hartnäckigſten Gegner überzeugen. Ich habe die Jünglinge voriger Zeiten weniger gekannt, ich habe die guten, weder damahls noch jezt, gezählt, — und würde ſie immer nur, in einem ſehr kleinen Kreiſe, aufgezählt haben. Wie wäre es mir möglich, eine gründliche Vergleichung unter ihnen anzuſtellen? Es geht hiemit, wie mit der Vergleichung des Reichthums der Sprachen. Dieſe iſt auch immer gewagt und grundlos, wenn man nicht alle Wörter der einen mit allen Wörtern der andern Sprache verglichen, und ſich dadurch wirklich überzeugt hat, daß die eine in der That für mehr Sachen, Nahmen, und für mehrere Schattirungen oder Combinationen der Ideen, Wörter enthält, als die andere. So viel weiß ich, daß ich in meiner Jugend, von den Univerſitäten, Abſcheulichkeiten gehört habe,

von denen ich jetzo nichts mehr höre; daß die Jugend damahls, wie jetzt, ihre Lehrer lächerlich gemacht hat; daß Trunkenbolde und Schläger unter ihnen unendlich häufiger waren; und daß es damahls weniger möglich war, dem Strome des allgemeinen Verderbens zu entgehen. —

Alles demnach zuſammen genommen, ſcheinen die Neuerungen in dem Erziehungs-Syſteme die Beſtätigung ihrer Güte durch die Erfahrung erhalten zu haben. Aber iſt die Abneigung gegen dieſelben, — iſt die Vorliebe für das alte Syſtem, bloß weil es alt iſt, aus allen Gemüthern verſchwunden?

Ich glaube beynahe, daß ſie es wenigſtens aus den Gemüthern aller derjenigen iſt, die Einfluß auf die Sache haben können, und deren Meinungen wieder die Urtheile vieler andern mit ſich fortziehen, oder das Verfahren vieler andern beſtimmen. Die Verbeſſerungen werden nun, frey vom Widerſtande und Enthuſiasmus, — welcher letztere faſt immer durch jenen erregt wird, und durch ſeine Ausſchweifungen ihn von neuem reitzt, — wahrſcheinlich ihren Gang natürlicher Weiſe fortgehn, und dahin gedeihen, wohin es, nach der Natur des Menſchen und der Macht der Erziehung über dieſelbe, kommen kann.

Ehedem war Rom der Thron, wo das Vorurtheil des Alterthums, in jedem der drey oben genannten Gebiethe, beſonders aber auch in dem Erziehungsweſen, mit eiſernem Scepter herrſchte, und es durch alle Macht des eignen Despotismus, und durch zu Hülſe gekommne Macht der Staaten-Regierungen unterſtützte. Da hier das Anſehn dieſer Regierung ſelbſt auf dem Anſehn des Alterthums faſt einzig gegründet war: ſo war auch daſelbſt die Anhänglichkeit an alte Formen in jeder Art unumſchränkt, und jede Neuerung, ſollte ſie auch eine augenſcheinliche Verbeſſerung ſeyn, war Rebellion. Unter der Aufſicht derſelben ſtanden auch die Schulen und Univerſitäten. Rom ſtellte die Muſter des Unterrichts für das übrige Europa auf; es gab ihm ſeine Erzieher und Lehrer, indem es die geiſtlichen Aemter, mit welchen Lehrſtellen verbunden waren, beſetzte, oder die Mönchsorden, aus denen die meiſten Profeſſoren genommen wurden, ausſandte; — und daher kommt die Unterordnung, in welcher noch jetzt die ältern Lehranſtalten unter der Geiſtlichkeit jedes Orts ſtehn; — es führte zuletzt eine ſtrenge Aufſicht über Lehrbücher und Lehrer, verboth jene, und zog dieſe vor ſein Gericht, ſobald ſie von dem vorgeſchriebnen Syſteme im mindeſten abwi-

chen. Zu dieſer Zeit war die Heftigkeit, mit welcher das Vorurtheil des Alterthums über ganz Europa herrſchte, fürchterlich, und keines hat in der That den Fortgang der Cultur in den mittlern Zeiten mehr zurückgehalten.

Nach und nach hat das Reich dieſes Vorurtheils ſich immer mehr ins Enge zuſammengezogen, oder ſich in immer mehrere Theile zerſplittert. Jede Religions-Partey hat ihr eignes Alterthum, auch in Abſicht der Erziehungsmethode; und was ſtrafbare Neuerung in Rom iſt, ſcheint ſchon längſt in allen proteſtantiſchen Ländern, den hartnäckigſten Anhängern des Alterthums alt, und von unbeſtreitbarer Wahrheit und Güte. — Dieſe dergeſtalt zerbrochne Macht, iſt in unſern Tagen immer mehr zerfallen, und in Abſicht der Erziehung hat ſich der Despotismus, welcher das alte Syſtem aufrecht erhalten ſoll, in die Köpfe einiger alten Schulleute, — von welchen unſer große König, als er einen derſelben kennen gelernt hatte, ſagte, daß ihre race in kurzem ausgeſtorben ſeyn würde, und er froh wäre, vor ihrem Untergange, noch ein Muſter derſelben geſehen zu haben, — und in die dunkeln Gewölber einiger Kloſterſchulen zurückgezogen: wo er aber in einem ſo engen Raume und mit ſo wenigen

Hülfsmitteln herrſcht, daß er ſelbſt anfängt, an der Sache, welche er verficht, zu verzweifeln. — Bey alten Schulleuten iſt ein natürlicher Grund vorhanden, warum ſie mehr, als andre Menſchen, am Alten hängen. Sie ſind ſelbſt alle Tage ihres Lebens auf eine gleichförmige Art mit denſelben Sachen nach denſelben Regeln beſchäftigt geweſen, und haben ſich in die Methode, die ſie dabey befolgten, ſo tief hineingearbeitet, daß es ihnen unmöglich wird, ſich in eine andre zu fügen; ſie leben überdieß ſo entfernt von dem Schauplatze der Welt, wo ſich die Meinungen und Gewohnheiten unaufhörlich verändern, und der Stoß, welcher bey allen übrigen Menſchen ihr Gedanken- und Gewohnheits-Syſtem erſchüttert, reicht ſo ſpät zu ihnen, daß ſie weit unveränderlicher, als andre, bey den frühern Eindrücken, den Grundſätzen und dem Geſchmacke ihrer Jugend verharren müſſen. Sie ſind endlich Herrſcher, — und alle Herrſchaft beruht zum Theil auf Gewohnheit und Alterthum. Kein Wunder alſo, wenn ſie nichts von dem verändert wiſſen wollen, worauf, wie ſie fühlen, ſich ihr eignes Anſehn gründet, und daß ſie nichts von dem, was ſie verehren, vernachläſſigt wiſſen wollen. Sie ſind daher ſtrenge Orthodoxen in der Reli-

gion, ſehr demüthige und unter die Gewalt ſich beugende Unterthanen, ſehr herrſchſüchtige Despoten über ihre Untergebnen. Man muß Nachſicht gegen ſie haben, wenn ſie gegen die Verbeſſerungen mit Gründen und allenfalls mit Klagen ſtreiten; ſie werden unerträglich, aber ſie ſchaden noch weniger, wenn ſie zornig werden und poltern. Ihre Wuth, da ſie von aller Macht entblößt iſt, wird nur lächerlich: und alles, was lächerlich geworden iſt, nähert ſich eben deßwegen ſeinem Ende.

II.

Die Religion iſt die zweyte Sache, welche zu unſrer Zeit in den Gemüthern der Menſchen die zwiefache Leidenſchaft einer übereilten und hitzigen Neigung zu Neuerungen, und eines ungegründeten und ſtürmiſchen Eifers für die Aufrechterhaltung des Alten erregt hat. Und in Abſicht ihrer ſcheint das Recht noch weit mehr, als bey der Erziehung, auf der Seite derer zu ſeyn, welche, auch ohne überzeugende Gründe anführen zu können, das Alte nicht verlaſſen wollen, als auf Seiten derer, welche, mit gleich mangelhaften Beweiſen verſehen, das Neue vorzuziehen geneigt ſind.

Die, welche der Religion, um der Religion ſelbſt willen, als wahrhaſt fromme und gottesfürchtige Menſchen, ergeben ſind, halten das, was ſie für unmittelbar von Gott empfangne Belehrungen halten, nothwendig auch für unabänderliche Wahrheit; und glauben alſo, daß jede Neuerung in der Religion nothwendig ein Verderbniß derſelben, jede anſcheinende Berichtigung ihrer Lehren im Grunde eine Verfälſchung, jede vermeintliche Verbeſſerung in ihren Gebräuchen eine Abweichung von heiligen Geſetzen ſeyn müſſe.

Die, welche zwar anerkennen, daß in demjenigen Syſteme der Glaubenslehren und in derjenigen Verfaſſung des Gottesdienſtes, die eben jetzt in ihrer kirchlichen Geſellſchaft herrſchen, Menſchenſatzungen mit göttlichen Wahrheiten, und willkührliche Einrichtungen mit weſentlichen Uebungen verbunden ſind, und daß in beyden ſelbſt eigentliche Mißbräuche ſich mit der Zeit eingeſchlichen haben; welche aber doch zugleich an die Ehrwürdigkeit und Wahrheit des ganzen Religionsſyſtems glauben, werden Verbeſſerungen deſſelben nicht überhaupt für unmöglich halten, nicht jede vorgeſchlagne: bloß als Neuerung verwerfen aber ſie werden ſehr abgeneigt ſeyn, in dieſen Reformen ſchnell zu Werke zu gehn, und gänzlich

gegen ſie ſtimmen, wenn ſie befürchten, daß durch ſie das alte Gebäude ſelbſt erſchüttert werden, oder die einmahl rege gewordne Neuerungsſucht alle Schranken der Beſcheidenheit und der Mäßigung durchbrechen möchte.

Diejenigen endlich, welche die Religion als Stütze des Staats, als zuſammenhängend mit allen politiſchen und moraliſchen Grundſätzen betrachten; welche allein durch das Anſehn der Religion das Anſehn der Obrigkeit und und der bürgerlichen Geſetze geſichert glauben, und welche endlich jede große Aenderung in Religionsmeinungen und Gebräuchen als die Urſache einer großen Zerrüttung in den Gemüthern der Menſchen, und als den Anfang unabſehlicher Aenderungen in allen Theilen des menſchlichen Lebens betrachten, haben Urſache, dieſe Aenderungen, auch wenn ſie ſie für Verbeſſerungen halten ſollten, zu fürchten, und ſich mit aller Macht einem Strome zu widerſetzen, der, wenn er einmahl aus ſeinen Ufern tritt, nie vorausſehen läßt, wie weit ſeine Ueberſchwemmungen reichen werden.

So ſtarke Gründe, welche die Anhänger des Alten in der Religion für ſich haben, müſſen uns, ſelbſt, wenn ſie ihre gute Sache durch Vorurtheil und Leidenſchaft beflecken, ſehr duldſam gegen ſie

machen, und uns abhalten, wenn wir ihre Ueberzeugung nicht durch Beweiſe bewirken können, ihre Einſtimmung je durch Gewalt zu erzwingen, oder durch Verachtung und Spott zu erſchleichen.

Aber es können deſſen ungeachtet wirklich Vorurtheil und vernunftloſe Leidenſchaft ſich in dieſen Religionseifer einmiſchen, und dieſe können, wenn ſie hartnäckig, und beſonders mit Gewalt bekleidet ſind, auch großen Schaden thun, wenigſtens die Veredlung des Menſchengeſchlechts lange Zeit aufhalten.

Um auf eine intereſſantere Weiſe über dieſen Gegenſtand zu ſprechen, muß ich denſelben enger einſchränken. Ich will beſonders von denjenigen Religions-Neuerungen reden, welche zu unſrer Zeit unter den proteſtantiſchen Theologen und Layen, mit einer Schnelligkeit, von welcher die vorige Zeit kein Beyſpiel aufweiſt, vorgegangen ſind. — Die Ausbreitung derſelben iſt zwar ſchon ſo allgemein, und ſie vergrößert ſich alle Tage ſo ſehr, daß die Hitze der orthodoxen Partey ſich ſchon durch die Gewohnheit, lauter Neologen um ſich zu ſehen, nach und nach abgekühlt hat. Wenigſtens wird ihr Widerſtand täglich ohnmächtiger, und ſie verzweifelt immer mehr an einem guten Erfolge. Die Gemüther ſind indeß noch

ſehr getheilt. Die des gemeinen Mannes, wenn er nicht aus bloßer Sittenloſigkeit die Lehren der alten Religion geringſchätzt, hängen natürlicher Weiſe an denſelben, da ihm wenig Zugang zur gründlichen Kenntniß der neuen Meinungen und ihrer Gründe geöffnet iſt, und er überhaupt in ſeiner Ueberzeugung und in ſeiner Verehrung der Religion, mehr durch das Anſehn der Perſonen, von welchen ihm dieſelbe beygebracht worden iſt, durch das Anſehn der Bibel und des Geſangbuchs, durch welche er allein das Andenken an ſie erhält, und durch die Gewohnheit, die ihm in der frühen Jugend beygebrachten Grundſätze für heilig anzuſehn, als durch eine deutliche Einſicht in den Sinn und in die Beweiſe der dogmatiſchen Lehrſätze regiert wird.

Von ältern Perſonen, beſonders von alten und frommen Theologen, iſt eben ſo natürlicher Weiſe zu erwarten, daß, unfähig, ein neues Studium über die Religion, und Prüfungen, zu welchen ſie bisher keine Veranlaſſung hatten, zum erſten Mahle anzufangen, ſie ihre eigne, durch ſo viele Jahre unerſchütterte Ueberzeugung, die Ueberzeugung ihrer frommen und doch auch verſtändigen Vorfahren, und die Beruhigung, welche dieſe und ſie ſelbſt in den bisher für wahr gehaltenen Lehren ge-

funden haben, als den einzigen, und als einen hin- länglichen Maßſtab der Wahrheit annehmen, und dasjenige aus Gründen a priori im Allgemeinen verwerfen, was ſie einzeln und ſtückweiſe nicht unterſuchen können.

Ich ſage nichts von Schwärmern, oder von gewiſſen Religionspartheyen, die ſich zur Schwär- merey hinneigen, und die, da ſie durch das Sy- ſtem der Dogmatik und des eingeführten Gottes- dienſtes, ihre Einbildungskraft zu exaltiren, und ihre Leidenſchaften zu entflammen gewußt haben und ſich auch durch gewiſſe ſinnliche Gefühle, der Freude und des Troſtes, welche andern Chriſten unbekannt ſind, in ihrem Glauben beſtärkt hal- ten, und an ihre Religionsübungen angezogen wer- den, nothwendig den Neuerern, welche ihnen die- ſe höhern Genüſſe rauben wollen, mit größerer Heftigkeit, als andre Andächtige, abgeneigt ſind. Aber dieſer Enthuſiasmus iſt nicht dazu gemacht, ſich einer großen Anzahl von Perſonen mitzuthei- len; er iſt nicht dazu gemacht, beſonders bey Leu- ten von Geſchäften, und die an der Regierung Theil haben, lange zu dauern. Er iſt alſo für die Neuerer ſelten fürchterlich, und ſetzt, zu unſrer Zeit, den theologiſchen Reformen nur einen ſchwa- chen Widerſtand entgegen.

Doch es iſt Zeit, mich, ſo wie ich es in Abſicht des neuen Erziehungs-Syſtems gethan habe, in eine kurze Entwickelung und Beurtheilung der Veränderungen einzulaſſen, die zu unſrer Zeit in der Dogmatik unſrer Theologen und in der religiöſen Denkungsart der Layen vorgegangen ſind. Bey der Unbefangenheit und Unparteylichkeit, mit welcher ich dieſe Beurtheilung anzuſtellen gedenke, und bey der Ehrfurcht für Religion, welche mich bey derſelben belebt, hoffe ich, keinen meiner Leſer zu ärgern, und einige vielleicht aufzuklären.

Die erſte Frage, wie ich ſchon zu verſtehen gegeben habe, iſt immer die: „ſind denn Verbeſſerungen in einer von Gott geoffenbarten Religion möglich?" Dieſe Frage muß durchaus verneint werden, ſobald von Lehren die Rede iſt, die unmittelbar von Gott den Menſchen mitgetheilt, oder die, im eigentlichen Sinne des Wortes, den erſten Lehrern eingegeben worden ſind. — Wie kann an dem, was ewige Wahrheit iſt, die Zeit etwas verändern? Wie kann die fortſchreitende Aufklärung des menſchlichen Verſtandes Irrthümer da entdecken, wo die unendliche Weisheit und Allwiſſenheit unmittelbar zu uns geredet hat? Es iſt alſo über alle Neue-

rungen in der Religion auf einmahl der Stab gebrochen, ſobald die unmittelbare und wörtliche Eingebung der Bibel ausgemacht iſt.

Darüber haben aber alle aufgeklärten und denkenden Männer unſrer Zeit nur eine Stimme: daß dieſe Eingebung ſich wenigſtens nicht erweiſen läßt.

Woraus will ich mit Gewißheit erkennen, daß ein gewiſſer Satz, den man mich als göttliche Wahrheit lehrt, unmittelbar von Gott, und nicht aus der Denkkraft eines Menſchen herſtamme? — Nur entweder aus dem Inhalte deſſelben, oder aus der Geſchichte, wie derſelbe zuerſt dem menſchlichen Geſchlechte bekannt geworden iſt.

Was den innern Gehalt irgend einer Idee oder eines Lehrſatzes ſelbſt betrifft: ſo ſehe ich für Menſchen die abſolute Unmöglichkeit ein, zu erkennen, ob dieſelben nur von Gott herkommen können, oder auch zuerſt von Menſchen gedacht und durch menſchliche Verſtandskräfte entdeckt werden konnten? Welchen Maßſtab der Göttlichkeit kann die eingeſchränkte menſchliche Vernunft haben? Wie kann der Unwiſſende beurtheilen, wie weit der Weiſe und der Gelehrte mit ihrer Einſicht wohl reichen mögen? Und wie viel weniger kann der endliche Verſtand ſich anmaßen,

in irgend einer Erkenntniß das Gepräge des Unendlichen zu finden?

Iſt der als geoffenbart und von Gott eingegeben mir beygebrachte Satz geheimnißvoll, d. h. mir unverſtändlich: ſo kann ich durchaus nicht, nicht einmahl über Wahrheit oder Falſchheit deſſelben, noch weniger über deſſen Werth, und noch weniger über das Maß von Verſtandskräften, welches ihn zu entdecken nothwendig war, urtheilen. Iſt er mir verſtändlich: ſo überſteigt die Idee, welche er enthält, nicht die Gränze meines Verſtandes. Und was ich faſſen kann, warum ſollte das ein anderer größerer Geiſt, als ich bin, nicht entdecken können? Warum ſollte nicht irgend jemand zum erſten Mahle denken können, was ich fähig bin, meinen Vorgängern nachzudenken? — Das Faſſen eines Satzes geſchieht nur durch eine Verknüpfung deſſelben mit unſerm übrigen Gedankenſyſteme. Was aber mit unſerm Gedankenſyſteme verknüpft oder vereinbar iſt, kann auch aus demſelben geſchloſſen werden.

Es bleibt alſo nur noch die Geſchichte der Offenbarung als ihr Beweis übrig. Aber welche Geſchichte derſelben iſt möglich, als die Verſicherung gewiſſer Männer, daß ſie von Gott inſpi-

rirt waren, und daß ſie in dieſen Zeiten der höhern Einwirkung jene Sätze zum erſten Mahle dachten? — Aber wodurch unterſchieden ſie ſelbſt eine unmittelbar göttliche Einwirkung von einer außerordentlichen Thätigkeit ihres eigenen Geiſtes? Wodurch wurden ſie ſelbſt gewiß, daß ſie von Gott inſpirirt waren? — Darüber können ſie uns keine Rechenſchaft mehr geben. Wenn alſo auch ihre eigne Ueberzeugung feſt und gegründet war: ſo haben ſie doch kein Mittel in den Händen, uns zu überführen.

„Aber ſie thaten, heißt es, Wunder, und ſagten, daß es in der Abſicht geſchähe, ihre Inſpiration, und alſo die Göttlichkeit dieſer Lehren zu beweiſen.“

Auf dieſen Beweis der Wunder kommt allerdings alles an. Die Bibel und die Verfaſſer und Lehrer derſelben berufen ſich augenſcheinlich auf Wunder, als auf Beweiſe ihrer Lehren. Es iſt nicht ehrlich von den Neuerern unter den Theologen gehandelt, wenn ſie dieſes läugnen, und die Wunder des A. und N. Teſtamentes als natürliche Begebenheiten erklären wollen; oder es iſt ein Beweis einer ſchiefen Denkungsart, der alles ihr übriges Argumentiren verdächtig macht.

Es iſt indeß unſtreitig, daß die Kraft dieſes

Beweiſes unmöglich die Gemüther der Menſchen zu unſrer Zeit mit eben dem Grade von Zuverſicht überzeugen kann, mit welchem wir andre hiſtoriſche Zeugniſſe annehmen; daß Begebenheiten, einzig in ihrer Art, deren ähnliche wir nie geſehen haben, deren ähnliche in völlig aufgeklärten Zeiten nie geſchehen ſind, in Zeiten der Unwiſſenheit und der Barbarey aber in zahlloſer Menge erdichtet und fälſchlich angenommen worden ſind, immer einigen Verdacht gegen ihre Wahrheit in unſerm Gemüthe zurücklaſſen; und daß alſo die Gewißheit, welche daraus entſteht, weder mit den Beweiſen, die aus Vernunftgründen geführt werden, noch mit der Gewißheit, die aus einer glaubwürdigen Erzählung von natürlichen, alltäglichen und wahrſcheinlichen Begebenheiten entſteht, verglichen werden kann. — Bey aller Ehrfurcht alſo, die ich ſelbſt gegen die Schriften, welche unſre Bibel ausmachen, häge, und bey aller der, welche verſtändige und nachdenkende Männer, die der Geſchichte der Aufklärung im menſchlichen Geſchlechte nachforſchen, gegen dieſe Bücher, als erſte und älteſte Quellen unſrer Belehrung, haben müſſen: iſt es doch mir, iſt es doch den meiſten dieſer mit mir gleichdenkenden Weiſen unmöglich, die Wunder, die in der Bibel ſtehen, mit ſo voller

Ueberzeugung anzunehmen, daß wir dadurch gehindert würden, die Lehren der chriſtlichen Dogmatik von neuem zu prüfen, und die Vermiſchung von Wahrheit und Irrthum, von Vorurtheilen eines gewiſſen Zeitalters und von ewig unabänderlichen Grundſätzen in jenen Lehren für möglich zu halten.

Auf dieſe Weiſe hat alſo die Partey, zu welcher ich mich bekenne, für die Reformen, welche ſie in ihrem Glaubensſyſteme nothwendig finden, ſich Raum verſchafft: und welches ſind nun dieſe Reformen ſelbſt?

Die eigentliche und vornehmſte, der Mittelpunct, aller übrigen, und zugleich der Gegenſtand des heftigſten und noch nicht geendigten Streites, betrifft die Verſöhnungs- oder die Genugthuungs-Lehre.

Ohne Zweifel ſind die Dogmen von einem urſprünglichen Stande der Unſchuld und einem Sündenfalle, durch welchen die ganze Natur des Menſchen verdorben und dieſes ſittliche Verderben erblich geworden iſt, — die Lehre von der Gerechtigkeit Gottes, als einer Eigenſchaft, welche die Strafe des ſündigen Geſchöpfs nicht als Beſſerungs- nicht als Abſchreckungs-Mittel, ſondern als Befriedigung eines unerlaßlichen Geſetzes, verlangt, —

von der Ewigkeit dieſer Strafen, wegen der Unendlichkeit des Oberherrn, gegen welchen die Sünde begangen wird, von der daraus folgenden ewigen Verdammniß, die allen Menſchen, als gebornen Sündern, bevorſteht, — von der Unmöglichkeit, daß dieſe Strafe ihnen anders erlaſſen und ihre Glückſeligkeit wieder hergeſtellt werde, als wenn die ihnen gebührende unendliche Strafe, in ihrer Unendlichkeit, von irgend einem Weſen ausgeſtanden würde, — daß unendliche Strafen in einer endlichen Zeit nur von einem Weſen, das ſelbſt unendlich iſt, und bey welchem die Intenſion ſeines Weſens und aller ſeiner Handlungen und Leiden, dasjenige erſetzen kann, was ihnen an Extenſion abgeht; daß alſo nur eine Gottheit die Strafen der Menſchen an ihrer Statt übernehmen könne, — die Lehre von der Dreyeinigkeit, welche mehrere gleich unendliche Perſonen in der Gottheit annimmt und jeder alſo ihre eignen Functionen anweiſt, und das Verhältniß zwiſchen einem Verſöhner und einem Verſöhnten, (welches, wenn beyde eine und dieſelbe Perſon ſind, ungereimt ſcheint,) dadurch für die menſchliche Vernunft erträglicher macht, daß beyde zwar Gott, aber doch verſchiedne göttliche Perſonen ſind; — die Lehre von der urſprünglichen Abſicht und dem

dem Inhalte der Jüdiſchen Offenbarung, die darauf ſich vereinigen ſollen, die Befreyung der Menſchen durch eine an ihrer Stelle die Strafen der Sünden leidende göttliche Perſon anzukündigen, — die Lehre von Jeſu Chriſto, als einem mit der zweyten Perſon in der Gottheit innigſt vereinigten Menſchen, — eine Vereinigung, durch welche die dadurch zuſammengeſetzte Perſon des Leidens fähig wird, und zugleich unendlich bleibt; endlich die Leidens- und Todes-Geſchichte des Stifters der chriſtlichen Religion, verbunden mit ſeiner Auferſtehung; welche eine ſolche Begebenheit zeigt, die man für ein freywillig übernommenes Leiden einer außerordentlichen Perſon anſehen kann, und die mit der völligen Wiederherſtellung derſelben zu ihrer vorigen Herrlichkeit endiget: — alle dieſe Lehren und Geſchichten ſind ſo zuſammenhängend und machen ein ſo wohl verbundnes Syſtem aus, daß dieſe ihre genaue Verknüpfung, wie ſie überhaupt dem menſchlichen Verſtande Ehre macht und vielleicht ſein erſtes völlig ſyſtematiſches Werk iſt, auch eine gewiſſe Ueberzeugungskraft bey ſich zu führen ſcheint, wenigſtens ſehr geſchickt iſt, diejenigen, welche einmahl überzeugt ſind, Jahrhunderte lang in dieſem Glauben unerſchüttert zu erhalten. Aber ſo

bald man ſich erlaubt, ſie einzeln mit ſeiner Vernunft zu unterſuchen: ſo iſt faſt keine einzige, die gegen die Einwürfe derſelben aushielte, ja die nicht ihren erſten und ſicherſten Grundſätzen widerſpräche. Dieſes ganze Syſtem hat alſo zwar nach und nach, — aber unfehlbar in ſeinem ganzen Umfange, fallen müſſen, und iſt gefallen; obgleich in der Bibel unverkennbare Spuren vorhanden ſind, daß Begriffe und Meinungen der Art, wiewohl nicht ſo ausführlich, ſo beſtimmt, ſo verkettet unter einander, den Verfaſſern der heiligen Schriften vorſchwebten.

An die Stelle dieſes Syſtems iſt nun folgendes einfachere mit den allgemeinen Begriffen der Vernunft und dem moraliſchen Gefühle mehr übereinſtimmende getreten, für deſſen Wahrheit ebenfalls Zeugniſſe aus den heiligen Schriften angeführt werden können, und das, wenn es auch nicht ohne alle Dunkelheit in den Begriffen, noch ohne alle Inkonſequenzen in den Schlüſſen iſt, doch zur Erreichung der allgemein anerkannten Endzwecke aller Religion zureicht und der chriſtlichen Religion ſelbſt und deren Urkunden deßhalb die Verehrung gut denkender Menſchen ſichert, weil dieſe zur Bekanntmachung und Ausbreitung der darin enthaltenen Wahrheiten unter ganzen Völkern und in

ganzen Welttheilen am meiſten beygetragen haben.

Der Menſch iſt, nach dieſem Syſteme, nicht als Sünder geboren: denn eine Sünde iſt eine freye Handlung, und was angebohren iſt, kann nicht frey ſeyn. Der Menſch bringt nichts als die Unvollkommenheiten und Einſchränkungen ſeiner Natur auf die Welt, — die, da ſie ſich zugleich auf das Sittliche erſtrecken, auch ſeine freyen Handlungen, wenn er bey erlangter Reife des Verſtandes anfängt zu handeln, unvollkommen, oder mit einem andern Worte ſündhaft machen. Die Sünden, d. h. die fehlerhaften und von dem Geſetze der Vernunft und der Schicklichkeit abweichenden Handlungen ziehen Strafe nach ſich, entweder in ſo ferne ſie als moraliſche Unvollkommenheiten und Mängel auch phyſiſche, d. h. Schmerzen zur Folge haben, und überhaupt den Zuſtand des Menſchen verſchlimmern; oder in ſo fern Strafen von Gott als Mittel der Verbeſſerung des Sünders oder der Verhütung künftiger Sünden unmittelbar veranſtaltet werden. Wir können uns von der Gerechtigkeit Gottes keinen andern Begriff machen, als den, nach welchem wir auch die Ausſprüche eines menſchlichen Richters gerecht oder ungerecht nennen. Die

Gerechtigkeit, welche Strafe verlangt, bloß, weil es ſchicklich iſt, daß der, welcher geſündigt hat, leide, ſieht weit mehr der Leidenſchaft der Rache, als der Tugend, welche wir bey Menſchen Gerechtigkeit nennen, ähnlich. Jene Schicklichkeit iſt auch ungefähr von gleicher Art, als wenn man den, welcher einen Krebsſchaden hat, bloß deßwegen zu ſchneiden und zu brennen für Pflicht hielte; weil es ſchicklich wäre, daß äußere Urſache des Schmerzes bey dem hinzukäme, der ſchon durch innere gequält würde. — Iſt die Strafe als Strafe nicht nothwendig: ſo iſt ſie auch nicht unerlaßlich, wenn ſie gleich weder von dem Sünder ſelbſt noch von einem Andern ausgeſtanden worden iſt. Und da Sünde Unvollkommenheit in Abſicht der Handlungen iſt, — die zum Theil aus Freyheit, zum Theil aus Unvollkommenheit der Natur entſteht, — alles uns aber darauf hinweiſt, daß die Vorſehung durch die Natur und die Offenbarung die menſchliche Natur ſtufenweiſe zu vervollkommnen ſucht: ſo iſt höchſt wahrſcheinlich der göttliche Plan zur Wiederherſtellung oder vielmehr zur Erhöhung der menſchlichen Glückſeligkeit nicht der, daß er eine Perſon ſendet, welche alles aus der Sünde zu erwartende Elend ausſtehe, — ſondern dieſer, daß

er durch eine allmählige Ausbreitung ſittlicher Begriffe und Wahrheiten, verbunden mit der Veranſtaltung ſolcher Weltbegebenheiten und Umſtände, wodurch jene Wahrheiten noch wirkſamer werden, die Menſchen nach und nach weiſer und beſſer mache: woraus ihre Glückſeligkeit unmittelbar entſteht, und wodurch ſie auch derjenigen Glückſeligkeit noch empfänglicher werden, die er aus Gnaden ihnen zuſetzen will. — Jene Ausbreitung der wichtigſten Wahrheiten nun hat Gott, ſo ſagt dieſes Syſtem weiter, vorzüglich durch die Iſraelitiſche und Chriſtliche Religion und durch die Lehrer und Urkunden beyder veranſtaltet. Durch die Iſraelitiſche ſind zu allererſt reine und vernünſtige Begriffe von Gott, dem Urſprunge der Welt und unſrer Verbindlichkeit gegen den Schöpfer unter die Völker gekommen. Und es kann als ein Wunder von der größten Ueberzeugungskraft für den göttlichen Urſprung der Moſaiſchen Geſetzgebung angeſehen werden, daß das Iſraelitiſche Volk, — ſonſt unter den übrigen Nationen durch keine vorzüglichen Gaben der Natur, durch keine von ihm hervorgebrachten Werke der Kunſt oder der Wiſſenſchaft ausgezeichnet, ſich, in Abſicht ſeiner Religionsbegriffe, ſo weit über alle übrigen erhebt.

Dieſe Vorzüge der Iſraelitiſchen Religion ſind erſt durch die Schriften und Lehrer der Chriſtlichen den übrigen Völkern bekannt und mitgetheilet worden, und dieſe für Sittlichkeit und Glückſeligkeit der Menſchen ſo wichtigen Lehren ſind von Chriſto und ſeinen Apoſteln weit mehr entwickelt, von allem Willkührlichen unweſentlicher Gebräuche, und noch mehr von den Vorurtheilen und Irrthümern der Jüdiſchen Traditionen gereiniget, — in allgemeinen Umlauf gebracht worden. Mit Recht alſo ſehen wir Jeſum, unter allen, die uns in der Schrift als Propheten und Lehrer religiöſer Wahrheiten merkwürdig werden, für den erſten und ehrwürdigſten an: — und ohne ſeine Natur erforſchen zu wollen, wozu alle uns gegebnen hiſtoriſchen Nachrichten nicht zureichen, weihen wir ihm unter allen Predigern der Wahrheit den vornehmſten Dank und die größte Verehrung.

Die Wahrheiten nun ſelbſt, auf welche ſich ſeine Lehren vereinigen, und die alſo in der That den ganzen Körper unſrer Dogmatik ausmachen, ſind die von dem Daſeyn Gottes, als eines verſtändigen und moraliſchen Weſens, die von der Unſterblichkeit der Seele, wodurch allein unſer Streben nach Vollkommenheit einen erreichbaren Zweck erhält, und endlich die, daß nur durch mo-

raliſche Verbeſſerung die Gnade Gottes erhalten, und der Zuſtand nach dieſem Leben glücklich werden könne."

In dieſer Theologie ſind freylich, ſo wie es in unſern an die Theologie gränzenden philoſophiſchen Wiſſenſchaften geſchehen iſt, — unſre Kenntniſſe, deren wir ehedem ſehr viele zu haben glaubten, auf eine ſehr geringe Anzahl zuſammen geſchwunden: aber die, welche übrig geblieben ſind, reichen zu unſrer Beruhigung und Beſſerung zu. Wir können uns kaum mehr rühmen, eine Dogmatik, ſo wenig als eine Methaphyſik zu beſitzen: aber wir haben noch geſunde Vernunft und Sittlichkeit, und haben noch die ehrwürdigen in den heiligen Schriften niedergelegten Ueberlieferungen des Alterthums, welche mit beyden übereinſtimmen und ſie befeſtigen. Wir haben für jene Wahrheiten weder die Sanction des Anſehens noch die der Vernunftgründe verloren: aber beyde ſind mit einander übereinſtimmender, und das menſchliche Gemüth, welches ſich zuvor unaufhörlich ängſtigen mußte, ſo oft es ſich in dem Falle befand, entweder ſeine evidenteſten Ueberzeugungen zu unterdrükken, oder ſich durch den Zweifel an heiligen und allein ſeligmachenden Wahrheiten in Gefahr der Verdammniß zu ſetzen, iſt ruhiger geworden.

Zwar hat, durch eine ſeltſame Verknüpfung widerſprechender Dinge, eben der Mann, der uns, ſelbſt in unſrer natürlichen Religion, der Unwiſſenheit da überwieſen hat, wo wir ganz evidente Einſichten zu haben glaubten, Kant, in ſeiner Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft die ganze Wiſſenſchaft unſrer alten Dogmatik aufrecht zu erhalten und mit ſeiner Philoſophie zu vereinigen geſucht. Er nimmt ein radicales Böſe, oder ein angebornes Verderben im Menſchen, das ſittlich und frey, und doch zugleich angeerbt iſt, — (ein ſchwer zu faſſender Begriff:) er nimmt eine Gerechtigkeit Gottes an, welche Strafe, bloß der moraliſchen Ordnung wegen, verlangt, und ſie alſo auch in dem Falle, daß der Sünder ſich beſſert, nicht erlaſſen kann; er nimmt die Unmöglichkeit einer allmähligen Beſſerung des Menſchen, und die Nothwendigkeit einer plötzlichen Sinnesänderung, — einer vollkommnen Wiedergeburt im alttheologiſchen Sinne, — an; er behauptet endlich die Nothwendigkeit einer Genugthuung, und nimmt Chriſtum für den, welcher ſie geleiſtet hat. Daß Kant mit dieſen Sätzen gleichſam nur geſpielt, und indem er ihnen einen ganz neuen und fremden Sinn untergeſchoben, die eifrigen Anhänger des alten theologi-

ſchen Syſtems habe täuſchen, und für ſein philoſophiſches gewinnen wollen; iſt eine Vermuthung, die eines ſo großen und wahrheitsliebenden Mannes, der ſelbſt die Lüge zu dem erſten aller Verbrechen und zur Quelle der übrigen macht, ganz unwürdig wäre. Ich geſtehe es indeß, daß ich mir die ſeltſame Erſcheinung nicht anders habe zu erklären wiſſen, als daß ich Kanten, der in der Zeit des noch völlig herrſchenden Glaubens an die alte Dogmatik ſeine Erziehung erhielt, wirklich von einer ihm zur Gewohnheit gewordnen Verehrung für die Lehrſätze derſelben eingenommen glaube: weßwegen er dann, um dieſe aus den frühen Eindrükken ſeiner Erziehung übrig gebliebene Hochachtung dagegen mit den ſpätern, durch eignes Nachdenken erworbnen, Einſichten und Ueberzeugungen zu vereinigen, ſeinen Witz und ſeinen Scharfſinn, — denn mit beyden iſt Kant gleich reichlich verſehen, — aufgebothen habe, jenen dogmatiſchen Lehrſätzen einen verſtändlichen und mit ſeiner Philoſophie übereinſtimmenden Sinn zu geben. Dieſes hat nun freylich, ohne jenen Lehrſätzen große Gewalt anzuthun, ohne den wahren Altgläubigen nichts deſto weniger geradezu zu widerſprechen, nicht geſchehen können.

Chriſtus, als Stellvertreter des menſchlichen Geſchlechts, im wahren dogmatiſchen Sinne, inſofern er nähmlich im Gerichte Gottes als die Perſon angeſehen wird, welche alle Sünden aller Menſchen begangen hätte, und ſo beſtraft wird, daß ſein Leiden die allen Menſchen für alle ihre Vergehungen gebührenden und bevorſtehenden Strafen aufwiege; — und eben dieſer Stellvertreter des menſchlichen Geſchlechts nach Kantiſchen Begriffen, nach welchen er nur ein Ideal einer vollkommen ſittlichen Menſchennatur iſt, und ſich gegen das ganze menſchliche Geſchlecht verhält, wie die Idee des Plato gegen die Gattung der Individuen, welche nach ihrem Modell geformt iſt: — dieß ſind zwey ſo durchaus verſchiedene Begriffe, daß es auch Kanten ſelbſt nicht möglich geweſen iſt, das Auffallende dieſer Auslegung durch die Neuheit und Originalität derſelben zu mildern. — Obgleich, um es beyläufig zu ſagen, das Anſehen eines großen Mannes, wenn es einmahl die Sanction des öffentlichen Ruhms erhalten hat, oder die Menge blinder Nachbether unter uns Deutſchen ſo groß iſt, daß über dieſe Schrift von Kant, auf die er ſelbſt ſicherlich keinen großen Werth ſetzte, Commentarien ohne Ende gemacht worden, und

daß man Exegeſe, Predigten, Catechiſationen, kurz die ganze Theologie nach derſelben hat reformiren wollen.

Doch ſo ſtark der erſte Eindruck geweſen ſeyn mag, den dieſe Schrift von Kant bey ihrer Erſcheinung gemacht hat, ſo iſt es unmöglich, daß er dauerhaft ſey: und jene drey ſimplen Wahrheiten werden wahrſcheinlich noch immer fort die Dogmatik unſrer aufgeklärten Gottesverehrer ausmachen.

Ich muß, um in dem Urtheile über den Werth derſelben meine Unparteylichkeit zu beweiſen, noch dieſe Anmerkung hinzuſetzen. Den ängſtlich Frommen ſcheint mit der Aufhebung der eigentlichen Verſöhnungslehre ein Grund der Beruhigung, wegen ihres künftigen Schickſals und der zu erwartenden Beſtrafung der Sünden, geraubt zu ſeyn, deſſen gleichen ihnen keine andre Lehre wiedergiebt. Ein ſolcher Beweis der göttlichen Menſchenliebe, als die Einwilligung in das Leiden und den Tod ſeines Sohnes, um die Menſchen zu erlöſen, ſcheint durch keine andre Wohlthat Gottes im Reiche der Natur oder der Gnade den Menſchen gegeben zu werden, — und eine ſo ſichere Gewährleiſtung für die wieder erlangte göttliche Gnade, als die durch eben dieſen Tod der göttlichen Gerechtigkeit geleiſtete Genugthuung, liegt weder in den allgemeinen

Verſicherungen, welche uns die Erfahrung und die Schrift von der göttlichen Güte geben, noch in der Zuverſicht, welche uns das Bewußtſeyn unſrer ſtets ſo unvollkommnen Tugend giebt.

Von der andern Seite glauben einige hitzige Beſtreiter der Verſöhnungslehre in ihr einen Grund zur Unſittlichkeit zu entdecken; und ſind geneigt, das Verderben der Religion und der Chriſten in den Zeiten des Pabſtthums aus dieſer Quelle herzuleiten.

Ganz augenſcheinlich ſind die letztern gegen die alte Lehre ungerecht, und die erſtern im Irrthume in Abſicht der neuen.

An und für ſich kann es wahr ſcheinen, daß, wenn eine fremde Genugthuung uns rechtfertigen, die Tugend eines Andern uns in den Augen Gottes als tugendhaft darſtellen kann, die Bemühung um eigne Tugend, wenigſtens zur Erlangung der Gnade Gottes, überflüſſig ſey: und in der That hat ſich in der Römiſchen Kirche die Anzahl der Stellvertreter, welche die Sünden Andrer bey Gott durch ihre Frömmigkeit oder durch ihre Kaſteyungen abbüßten, dergeſtalt vermehrt, und die reichen Sünder, welche die Stellvertreter belohnen können, haben dadurch ſo große Vortheile gewonnen, daß dieſe Claſſe allerdings wegen ihrer Ausſchweifun-

gen unbeſorgter werden konnte. Aber die proteſtantiſche und die wahre Chriſtliche Dogmatik erklärt die Beſſerung des Lebens und die unabläſſige Bemühung, ſeine Pflichten zu beobachten, für das einzige ſichere Zeichen des Glaubens, welcher ſich die Genugthuung Chriſti zueignen darf, und für die einzige Bedingung, unter welcher ſie dem Sünder zu Gute kommt. Die redlichen Enthuſiaſten, wie z. B. die der Brüdergemeine, welche die ganze Religion in die Verſöhnungslehre concentrirt haben, ſind immer die ſtrengſten Moraliſten geweſen und haben ſich ſelbſt durch einen untadelhaften Wandel ausgezeichnet.

Aber dafür verſchwindet auch die höhere Beruhigung, welche der orthodoxe Chriſt in der Verſöhnungslehre finden will, und welche in der Lehre von der unendlichen Güte Gottes nicht vorhanden ſeyn ſoll, für den denkenden Mann, wenn er überlegt, daß Gott, welcher die Anſtalten zu ſeiner Verſöhnung mit dem menſchlichen Geſchlechte ſelbſt macht, ſchon in dieſem Augenblicke mit ihm ausgeſöhnt ſeyn muß; und daß ſich überhaupt ein Feind oder ein erzürnter Oberherr, der ſeinen Gegner oder ſeinen Unterthan ſo ſehr liebt, daß er ſelbſt ſeinen Sohn aufzuopfern bereit iſt, um die Vereinigung mit ihm wieder herzuſtellen, und doch ſich

außer Stande befindet, die Vergebung, die ganz von ihm abhängt, auch ohne dieſe Aufopferung zu ertheilen, durchaus nicht denken läßt. Wenigſtens iſt es immer die weſentliche und allgemeine Güte Gottes, welche uns von der Wahrheit dieſer veranſtalteten Genugthuung verſichert, die dann uns wieder von der Gnade Gottes verſichern ſoll.

Alſo unſtreitig iſt es, daß die neuern Aufklärungen unſrer Theologen, welche die Anhänger an der Orthodoxie voriger Zeiten als ſchreckliche Verfälſchungen des Chriſtenthums anſehen, dem guten Menſchen keinen Bewegungsgrund zur Tugend, dem für ſein künftiges Schickſal bekümmerten Menſchen keine Quelle des Troſtes entzogen, — daß ſie aber dem denkenden Manne mehr Liebe zur Religion, mehr Anhänglichkeit an die Sätze, welche aus derſelben, als durch das Feuer einer neuen Prüfung geläutert und bewährt, übrig geblieben ſind, eingeflößt, — und in ſein ganzes Gedankenſyſtem mehr Harmonie und Verſtändlichkeit gebracht haben.

Wir haben alſo, ſo dünkt es mir wenigſtens, durch die Neuerungen gewonnen. Aber deßwegen können die Hitze, mit welcher man ſie verficht, die Uebertreibungen, zu welchen man ſich durch ſie hinreißen läßt, die Art und Weiſe, mit welcher

man dem Widerſtande der alten Partey begegnet, noch ſehr unrecht und ſehr ſchädlich ſeyn. Es iſt daher noch ein Theil meiner Unterſuchung übrig: Was kann man, zu unſrer Zeit, von den redlichen Orthodoxen, was von den ächten Aufklärern unter den Theologen billiger Weiſe erwarten und fordern?

Ich geſtehe es, daß die Rolle der letztern, beſonders, wenn ſie in öffentlichen Aemtern ſtehn, bey weitem die ſchwerere ſey; und daß ich mich ſelbſt nicht, auf eine mich befriedigende Art, aus den Schwierigkeiten herauszuwickeln wüßte, die der Widerſpruch zwiſchen der Amtspflicht eines Geiſtlichen, den Forderungen ſeiner Gemeinde, den Bekenntnißſchriften ſeiner Kirche, und zwiſchen ſeinen innigſten Ueberzeugungen in unzähligen Fällen verurſacht.

Einer Gemeinde, welcher ich verſprochen habe, den Lutherſchen Lehrbegriff vorzutragen, unvermerkt an deſſen Stelle eine bloß philoſophiſche Religion in meinen Predigten unterzuſchieben, ſcheint unredlich zu ſeyn. Und doch iſt es auch wieder Unredlichkeit, und noch dazu eine Verrätherey an der Wahrheit, wenn ich mit dem Schein eigner Ueberzeugung und unter dem Nahmen von Gott geoffenbarter Lehren vortrage,

was ich ſelbſt nicht mehr glaube; und wenn ich überdieß diejenigen Irrthümer bey meiner Gemeinde noch immer fortpflanze, die ich ſchon längſt abgelegt habe, — und diejenigen Wahrheiten ihr vorenthalte, auf deren Erkenntniß ich ſelbſt ſtolz bin.

Wie ſind in dem hier angeführten Falle zwey ſo unverträgliche Pflichten zu vereinigen?

In den Predigten, die an das ganze Volk gerichtet ſind, iſt dieſes ſchon ſchwer, aber doch nicht unmöglich. Ich kann es nicht anders als für erlaubt halten, daß ein von dem neuen theologiſchen Syſtem überzeugter Religionslehrer, in ſeinen öffentlichen Vorträgen, bey denjenigen Wahrheiten, welche er mit den Orthodoxen gemeinſchaftlich anerkennt, am längſten verweilt, ſie am öfteſten wiederhohlt, und am ausführlichſten entwickelt; — und doch dabey ſich der Ausdrücke und Formen des alten Syſtems bedient, wo dieſelben einen wahren und einen guten Sinn zulaſſen.

Das erſte muß ihm erlaubt ſeyn: einmahl, weil darüber alle Parteyen übereinkommen und die Schrift es ausdrücklich ſagt, daß unſre Religionserkenntniſſe nur in dem Grade wichtig ſind, als ihr Einfluß auf die ſittliche Beſſerung

der Menſchen ſichtbar iſt: zweytens, weil jene geheimnißvollen Lehren, z. B. von der Dreyeinigkeit und der Genugthuung, nur einen einzigen unabänderlichen Begriff darbiethen, der nur immer wiederhohlt, nie entwickelt, nie erweitert werden kann; die Sittenlehre hingegen, gegründet auf die Kenntniß der menſchlichen Natur, unzählige Seiten hat, und eines unaufhörlichen Fortgangs der Einſichten fähig iſt.

Das andere muß ihm erlaubt ſeyn: einmahl, weil kein vernünftiger Theologe von ſeiner neuen Weisheit ſchon ſo eingenommen ſeyn kann, daß er ſein Syſtem für apodictiſch gewiß, und die Ueberzeugung, welche andre von dem alten haben, für durchaus ungereimt halten ſollte. Wer ſagt ihm, daß in dieſen dunklen und geheimnißvollen Gefilden des Unſichtbaren und des Zukünftigen ihm nicht Dinge verborgen bleiben, die ihn auf einmahl über Wahrheit und Irrthum ganz anders, als er jetzt thut, würden urtheilen laſſen? — Zweytens, weil die Verehrung, welche die Chriſten ſo vieler Jahrhunderte für jenes orthodoxe Syſtem gehabt haben, und die, welche ein achtungswürdiger Theil unſrer Zeitgenoſſen für daſſelbe noch jetzt hat, es auch in den Augen eines jeden Menſchenfreundes, der für die religiöſen Gefühle

ſeiner Mitbürger Achtung heget, zu einem Gegenſtande nicht nur der Schonung, ſondern auch der Aufmerkſamkeit und immer erneuerter Prüfungen machen muß; endlich, weil durch jene Lehren ſo viele frommen Gemüther wirklich getröſtet und zum Guten erweckt worden ſind und noch getröſtet und erweckt werden.

Aber weit ſchwerer wird die oben angeführte Colliſion für den Prediger bey dem Unterrichte der Jugend. Hier darf, hier kann er nichts verſchweigen, was zum Lehrgebäude der Religion gehört. Welches ſoll er ihr nun vortragen, das ſeinige oder das alte? Das letztere fordern oft die Aeltern, die Vorgeſetzten, die Beſtallung zu ſeinem Amte: das erſte ſcheint ſein Gewiſſen zu fordern.

Hier ſehe ich keinen andern Ausweg, als, welchen ſchon vor geraumer Zeit der beſcheidne und behutſame Hermes in Quedlinburg in ſeinem Handbuche vorſchlug; — das alte Syſtem mit ſeinen Beweiſen auf das treueſte und deutlichſte darzuſtellen, und ſelbſt dieſe Beweiſe ſo ſehr zu ſchärfen, als es nur die eigne Natur derſelben, oder der Scharfſinn des Predigers zuläßt; dann aber auch die Einwürfe, welche dagegen vorhanden ſind, und welche in den neuern Zeiten ſo viele redliche und aufgeklärte Menſchen von jenem Syſtem abge-

bracht haben, nicht zu verſchweigen, und endlich der Jugend die höhere Wichtigkeit derjenigen Lehren, welche unmittelbar auf ihr Verhalten Einfluß haben, und in welchen beyde Parteyen übereinkommen, begreiflich zu machen; wobey es zugleich der Geiſtliche ſeinen Lehrlingen zur Pflicht machen kann, die Prüfung beyder Syſteme bey reifern Jahren von neuem anzuſtellen, und dann ſich für diejenige Seite zu entſcheiden, wo ſie die meiſte Ueberzeugung und Beruhigung finden.

Dieß halte ich wenigſtens bey Kindern der Aufgeklärten und bey ſelbſt aufgeklärten jungen Leuten für eine mögliche und nützliche Methode ihres Religionsunterrichts. Bey den Kindern der gemeinen Volksclaſſe hingegen muß man nothwendig dem Prediger ein wenig mehr Nachſicht zugeſtehen, entweder den tief eingewurzelten Vorurtheilen und Meinungen dieſer Claſſe mehr nachzugeben, oder freyer bloß ſeiner eignen Ueberzeugung zu folgen.

Was ich aber für die erſte Pflicht der Theologen, welche Anhänger des neuen Syſtems ſind, zu unſrer Zeit halte, iſt, derjenigen Art von Täuſchung, mit welcher ſich ihre erſten Vorgänger, — die auf einem noch nie betretnen Wege furchtſam einhergiengen, — ſelbſt zu verblenden ſuchten,

und mit welcher ihre Nachfolger jetzt nur noch andre blenden könnten, — der Täuſchung, nach welcher ſie das ganze neue Syſtem geradezu im neuen Teſtamente finden wollen, und allen Stellen, welche für das alte Syſtem zu zeugen ſcheinen, einen mit dem ihren übereinſtimmenden Sinn geben, — gänzlich zu entſagen. Der redliche Theologe, wenn er auch keine Wunder glaubt, kann nicht anders als anerkennen, daß in der Bibel Erzählungen von wirklichen Wundern vorkommen; daß dieſe darin nicht als bloß außerordentliche Naturbegebenheiten, ſondern als von Gott unmittelbar bewirkte Stöhrungen des Laufes der Natur vorgeſtellet werden. Er muß, wenn er auch keine vertretende Genugthuung, im ſtrengen Sinne des Wortes, mit den Eigenſchaften Gottes und der Natur des ſündigen Menſchen verträglich findet, doch zugeſtehen, daß die Lehre von den Opfern, die er auf allen Blättern der Bibel antrifft, und die im neuen Teſtamente ganz deutlich auf Chriſtum angewandt wird, geradezu auf eine ſolche Genugthuung hinweiſet. Wenigſtens muß er dieſes Geſtändniß in Schriften, die nicht für das Volk, *) ſondern

*) Ein lehrreiches Muſter der Vorſichtigkeit, in einer für das Volk beſtimmten Schrift nicht anſtößig zu werden, ohne gleichwohl der Wahrheit, oder ſeiner Ueberzeugung das geringſte zu vergeben, iſt der Verfaſſer ſelbſt in dieſem theologi-

ſelbſt für die Religionslehrer beſtimmt ſind, zu thun ſich nicht weigern. Wenn er und ſeine Leſer ſich einmahl von der Vorausſetzung einer unmittelbaren Eingebung der bibliſchen Bücher frey gemacht haben:* ſo kann die Hochachtung beyder für dieſe Bücher ſehr wohl mit der Meinung beſtehen, daß nicht alles durchaus, was in denſelben ſtehet, Wahrheit ſey. Die Vorſehung hat ſich mehrerer Schriften des Alterthums, die voll von Irrthümern, aber dabey reich an nützlichen Wahrheiten ſind, bedient, um das Menſchengeſchlecht zu erleuchten und zu beſſern; wozu unſtreitig die Schriften der Griechiſchen und Römiſchen Philoſophen gehören. Aber unter allen dieſen Schriften iſt keine, welche an ſich von irrigen Zeit- und Orts-Begriffen ſo rein, und ſo reich an, für alle Zeiten und alle Claſſen der Menſchen, verſtändlichen und nützlichen Wahrheiten iſt, keine dabey, welche in

ſchen Theile ſeiner Fragmente. Er ließ ihn zuerſt in dem November-Stücke der Schleſiſchen Provinzial-Blätter drucken: und hierzu arbeitete er diejenigen Theile deſſelben, in welchen er ohne Zurückhaltung ſein Glaubensbekenntniß ablegt, beſonders aus, ſo daß ſie in der angeführten Zeitſchrift mehr eine Vorbereitung ſeiner Leſer auf Erklärungen und Bekenntniſſe dieſer Art, als dieſe Erklärungen und Urtheile ſelbſt, enthalten.

A. d. H.

einem ſo weiten Kreiſe und in einer ſo langen Dauer gewirkt, und ſo viel Gutes im menſchlichen Geſchlechte hervorgebracht hat, als die Schriften der Bibel. Dieß reicht zu, auch ohne die unbeweisbare Eingebung derſelben, ihnen die Hochachtung aller Freunde der Wahrheit und der Tugend zu ſichern.

Dieß ſind alſo die Pflichten der Neuerer; welches ſind nun die Pflichten der Anhänger des alten Syſtems?

Ohne Zweifel vor allen Dingen Duldſamkeit gegen die, welche ſie als ihre Gegner anſehen. Je zahlreicher die Partey derſelben von Tage zu Tage wird; eine je größere Zahl vortrefflicher Männer ſie in ſich einſchließt; deſto weniger iſt es erlaubt, ſie in ihren Meinungen, durch Leichtſinn, oder gar durch Sittenloſigkeit regiert zu glauben. Welchem Menſchen, dem nicht eine blinde Ergebenheit an das, was er ſelbſt glaubt und thut, alles Gefühl des Rechts und ſelbſt des Anſtandes und der Schicklichkeit raubt, kann es einkommen, eine ſo große Anzahl der einſichtsvolleſten, und in ihrer ſittlichen Aufführung untadelhafteſten Männer, unter welchen auch Spaldinge und Zollikofer ſind, ſtrafbarer Leidenſchaften oder unlauterer Abſichten zu beſchuldigen?

Wenn aber auch ſolche Zeloten ſich durchaus nicht überzeugen können, daß man ehrlicher Weiſe, und bloß durch Gründe und Vernunftſchlüſſe beſtimmt, von einem Syſtem abweichen könne, welches ſie zu dem ihrigen gewählt haben: ſo ſollten ſie wenigſtens aus Klugheit die Gegenparten ſchonen und glimpflich behandeln, da ſie viel zu mächtig iſt, als daß ſie ſelbige durch Gewalt und Heftigkeit überwinden könnten, und viel zu geachtet, als daß ihre harten Beſchuldigungen gegen ſie dieſelbe um ihr Anſehn bringen könnten. Die alte Methode, den Neuerungen in der Religion durch Ungeſtüm, Drohungen und wirkliche Verfolgung Einhalt zu thun, iſt heute zu Tage durchaus unmöglich, da die von mir entwickelten Neuerungen in ſo vielen von einander unabhängigen Ländern ausgebreitet ſind, und gewiß durch eben ſo viel Macht und Anſehen durch ganz Europa unterſtützt als bekämpft werden.

Aber deßwegen fordre ich, zweytens, von den Orthodoxen nicht, daß ſie die Vertheidigung ihrer Ueberzeugungen unterlaſſen ſollen. In der Religion, der wichtigſten Angelegenheit des Menſchen, iſt es Pflicht eines jeden, das, was er für Wahrheit erkannt hat, ſo treu zu bewahren, ſo

ſtandhaft zu behaupten, ſo muthig gegen Angriffe zu vertheidigen, als er kann. Sie ſollen alſo, — wir wünſchen es von ihnen und werden ihnen ein Verdienſt daraus machen, — dieſe altgläubigen Lehren mit der möglich größten Deutlichkeit und Präciſion vortragen, ſie von allen den menſchlichen Zuſätzen, mit welchen ſie vielleicht verunſtaltet, und wodurch ſie verdächtig gemacht worden ſind, reinigen, und ſie mit den ſtärkſten Beweiſen verſehen, welche ſie für ſie aufbiethen können. Alle Schwächen ihrer Gegner, alle Inconſequenzen in deren Syſtem, alle ſittlich ſchlimmen Folgen der Neuerungen ſollen ſie aufdecken. Aber hier muß auch ihr Eifer ſtehen bleiben. Wenn ſie ſich bis zum Schimpfen und Poltern herablaſſen: ſo ſind ſie nur unartige Thoren, welche andere beleidigen, indem ſie ſich ſelbſt lächerlich machen. Wenn ſie die obrigkeitliche Autorität zu Hülfe nehmen: ſo ſind ſie Verfolger, und ſchaden durch den Zwang, den ſie dem Gewiſſen anthun, der Religion mehr, als ſie ihr durch die gewaltſamen Anſtalten, die vermeinten Wahrheiten derſelben aufrecht zu erhalten, nutzen. Wenn ſie endlich die Gegenpartey der Unſittlichkeit, bloß ehrgeiziger Abſichten, oder eines Haſſes gegen die Religion überhaupt beſchuldigen, ſo ſind ſie Verläum-

der, die ſchon durch ihr eignes pflichtwidriges Verfahren ihre Grundſätze verdächtig machen.

III.

Ich komme auf den dritten Gegenſtand, bey welchem leidenſchaftliche Anhänglichkeit an das Alte, und heftige Begierde nach Neuerungen die Menſchen zu gewiſſen Zeiten, und auch zu der unſrigen, in Parteyen theilt, die ſehr gegen einander erbittert ſind. Das iſt die Verfaſſung der Staaten, und was am meiſten mit derſelben zuſammen hängt, die Unterordnung der verſchiedenen Stände, und die Vorrechte des einen vor dem andern.

Dieſer Zwiſt ſpinnt ſich vornehmlich zwiſchen denjenigen an, die ſich in der gegenwärtigen Verfaſſung vorgezogen, und in einem höhern Glücksſtande als andere finden, und zwiſchen denen, welche ſich zurückgeſetzt, und in einer neuen Ordnung glücklicher zu werden glauben. Wenigſtens wird ein großer Theil von denen, die in den Staaten über Beybehaltung der alten Verfaſſung, und Einführung neuer Verbeſſerungen ſtreiten, durch dieſen eigennützigen Bewegungsgrund regiert. Ein weit kleinerer Theil ſtreitet dabey über Prinzipien,

ſieht wirklich auf das Wohl des Menſchengeſchlechts, vertheidigt das Alte, oder iſt dem Neuen ergeben, weil er das Eine oder das Andere für das Vollkommnere hält. Eine noch geringere Anzahl vielleicht vertheidiget das Alte bloß, weil ſie in demſelben Ordnung und Ruhe, und alſo die Befeſtigung der allgemeinen Sittlichkeit findet, oder ſucht das Neue, weil dieſes, mit Unordnung und Anarchie verbunden, allen Lüſten und Leidenſchaften einen freyen Spielraum giebt.

Man ſieht leicht, wie heftig dieſer Streit, wenn er lange dauert, werden muß, da jede der drey Unterabtheilungen, aus welchen jene beyden großen Parteyen beſtehn, ſo verſchieden auch ihre Endzwecke und Triebfedern ſind, doch alle ſehr wichtige Gegenſtände vor Augen haben, — wichtige an ſich oder in Abſicht auf ſie. Was liegt dem Menſchen mehr am Herzen, als ſeine Vorrechte vor Andern? Was iſt in den Augen des Weiſen ſelbſt von höherem Intereſſe, als die Vollkommenheit der bürgerlichen Geſellſchaft und der Geſetze, wodurch dieſelbe regiert wird? Was bringt endlich die Guten mehr auf, als eine befürchtete Störung der öffentlichen Ordnung, oder reizt die Böſen mehr, als was der Unſittlichkeit Vorſchub giebt? Wenn man die Sache im Allgemeinen be-

trachtet, ſo hat bey keiner der von mir in dieſen Blättern betrachteten Arten des Streites, welche über das Anſehn des Alten, und die Vorzüge der neueren Verbeſſerungen geführt werden, der Anhänger des erſteren ſo viel Recht auf ſeiner Seite und der Liebhaber der letztern ſo viele Gründe gegen ſich, als in dem Streite über die Neuerungen in der Staatsverfaſſung.

In Abſicht des Erziehungsſyſtems hat das Alte gar keinen ſichtbaren Vorzug, als den, ſchon durch die Erfahrung und den Erfolg geprüft worden zu ſeyn. Vielmehr ſcheinet der immer währende Fortgang der Wiſſenſchaften auf neue Methoden in dem Vortrage derſelben führen, und dieſelben nothwendig machen zu müſſen.

In der Religion iſt das Anſehn des Alterthums ſchon viel bedeutender, nicht nur bey denen, welche überhaupt das Menſchengeſchlecht in den älteſten Zeiten für weiſer, und mit dem Unſichtbaren vertrauter, als das gegenwärtige, halten; ſondern bey allen denen, welche ihre Religion aus einer alten Offenbarung, und aus vorlängſt von Gott eingegebenen Schriften herleiten. Doch iſt auch bey der Religion nicht das Alterthum an ſich, ſondern die Wahrheit der Probierſtein ihrer Güte und ein Grund zu ihrer Annahme. Nur in ſo fern kann

das alte Syſtem als das unveränderlich wahre erſcheinen, in ſo fern es unmittelbar von Gott kommt, und nur in ſo fern kann es die Vermuthung der Wahrheit für ſich haben, als es aus Zeiten herſtammt, wo Gott vertrauter, als jetzt, mit den Menſchen umging.

In Abſicht der Staatsverfaſſungen und der Regierung hingegen iſt das Alter ſelbſt ein Grund und ein weſentlicher Beſtandtheil der Vollkommenheit. Eine alte Verfaſſung, alte Geſetze, ſind eben deßwegen beſſer, als neue, weil ſie alt ſind: denn ſie werden als ſolche von dem großen Haufen tiefer verehrt, und gehorſamer befolgt. Das Volk vergißt es endlich, daß es auch ein Menſch, mit Schwächen und Fehlern, wie alle andern, war, welcher die Geſetze machte. Lykurg erſchien endlich in den Augen der Spartaner als ein Halbgott, und die ſpätern Juden glaubten viel feſter an die Prophetenwürde des Moſes und hielten ſeine Geſetze weit heiliger, als die Iſraeliten, ſeine Zeitgenoſſen. Dieſe Furcht vor den Geſetzen, — dieſe Gewohnheit, ſie als unumſchränkte Gebiether anzuſehen, welche Demaratus, bey dem Herodot, dem Xerxes als den größten Vorzug der Griechen und den Grund ihrer Tapferkeit im Kriege angiebt, kann unmöglich bey Geſetzen Statt finden, welche

man eben erſt aus dem Kopfe, oder vielleicht aus den Leidenſchaften eines Menſchen, aus dem Streite der Parteyen, oder aus den Inſinuationen von Günſtlingen eines Monarchen hat entſtehen ſehen, und bey denen ſelbſt ihr Urſprung ihre Güte verdächtig macht. Von alten Geſetzen wird aber nicht nur das Anſehn durch die Dunkelheit ihres Urſprungs erhöht, ſondern auch die Ausübung durch die Gewohnheit, ſie immer ausgeübt zu haben, erleichtert und befördert. Und ſo wie bey Staatsverfaſſungen und Geſetzen das Alte an ſich gewiſſe Vortheile mit ſich führt; ſo haben, bey eben denſelben, Neuerungen weſentliche Nachtheile, welche auch bey der weiſeſten Reform und dem glücklichſten Erfolge ſchwerlich vermieden werden können. Zuerſt erregen die politiſchen Gegenſtände, eben weil ſie ſo groß und wichtig ſind, die Leidenſchaften der Menſchen allzuſehr. Und wer kann für den Charakter der Menſchen ſtehen, ob er ſeine ihm bisher eigene Sittlichkeit behalten werde, wenn ſie von heftigen Leidenſchaften entflammt werden. Zweytens wird bey den verſtändigſten und redlichſten Reformatoren ihr Wahrheitsſinn durch die großen Verſuchungen in Gefahr geſetzt, welche ungewohntes Anſehn und oft ungewohnte Reichthümer dem Menſchen geben. Auch die Stifter der Reli-

gionen haben ſich nicht immer davor ſchützen können, und die Stifter politiſcher Revolutionen haben ihnen faſt immer untergelegen.

Endlich iſt die bloße Auflöſung der bisherigen Bande der Geſetze, das verminderte Anſehn der bisherigen Magiſtratsperſonen, die geſchwächte Unterordnung der Stände, welche von Staatsrevolutionen unzertrennlich iſt, in der oft langen Zwiſchenzeit, ehe die neuen Geſetze Anſehn erhalten, und die neu errichteten Obrigkeiten ſich Gewalt zu verſchaffen wiſſen, eine Urſache ſchrecklicher Verbrechen und ſchrecklicher Unglücksfälle, giebt den Böſen, welche zugleich Geiſtes- oder Körper-Kraft in ſich fühlen, eine Gewalt, welche ſie ſonſt nie hatten, und raubt den Guten, welche zugleich ſchwach ſind, ihre vornehmſte Stütze in dem Beyſtande der Richter und der Obrigkeit.

Ohne alſo auf die eigentliche Beſchaffenheit irgend einer großen Staatsreform zu ſehen, oder ehe wir von derſelben unterrichtet ſind, haben wir Urſache, auf die Seite derjenigen zu treten, welche ſich derſelben widerſetzen. Bey der alten Verfaſſung war wenigſtens für die Einwohner der jetzigen europäiſchen Staaten, Leben und Eigenthum, wenige außerordentliche Fälle ausgenommen, ſicher. Ihr Wohlſtand wurde vielleicht durch unweiſe Ge-

ſetze geſchmälert, aber ihr Unglück wurde durch keines geradezu befördert. Die Regierungen und Obrigkeiten konnten vielleicht habſüchtig, gegen das Wohl der Bürger gleichgültig, und ihre Macht über ihre Rechte auszudehnen bemüht ſeyn. Aber ſie hatten keine Urſache, die Unterthanen — ihnen unbekannte Menſchen — unmittelbar zu haſſen und zu verfolgen. Während der Zeit bürgerlicher Unruhen hingegen, — und ſolche laſſen ſich bey dem Anfange großer Staatsreformen immer erwarten, — wird Leben und Eigenthum eines jeden Bürgers, der nicht ganz vor der Welt verborgen, und ganz um ſie unbekümmert lebt, in Gefahr geſetzt. Die ſogleich ſich erhebenden und ſich bekämpfenden Parteyen haſſen und verfolgen einander, nicht bloß aus Ehrgeitz und Eigennutz, ſondern aus Rachſucht und mit Wuth.

Die Vertheidiger der alten Einrichtungen im Staate vertheidigen vielleicht, ihrer Abſicht nach, nur ihre Privilegien, von welchen einige vielleicht ungerecht, und für die übrigen Stände drückend ſeyn können; aber ſie vertheidigen doch zugleich, der Wirkung nach, die Ordnung, die Ruhe und den Grad von Sittlichkeit und Glückſeligkeit, welchen die Menſchen bisher im Staate erreicht haben.

Auch das kann für dieſe Partey ein günſtiges Vorurtheil werden, daß ſie größtentheils aus dem älteren und erfahrneren Theile unſrer Mitbürger, aus denen, welche Anſehn und Eigenthum haben, beſteht, und daß die Revolutionsfreunde ſich vorzüglich unter der Jugend, unter den Hitzköpfen, und unter denen, welche nichts zu verlieren haben, finden.

Die Neuerer, wenn man von ihnen das günſtigſte Urtheil fällt, durch welche Characterzüge findet man ſie ausgezeichnet?

Entweder ſind es Leute von Genie, lebhafte und erfinderiſche Köpfe, die ihre Speculation auf die Politik, das Staatsrecht, und beſonders auf die Geſchichte und den gegenwärtigen Zuſtand ihres Vaterlandes und deſſen Regierung gewandt haben, und nun durch ihr bloßes Nachdenken und durch Vernunftſchlüſſe eine beſſere Ordnung der Dinge aufſuchen und gefunden zu haben glauben. Zu dieſer Claſſe gehören die Mablys, die Rouſſeaus, die Lockes: und ich wäre geneigt, auch den Sieyes dazu zu rechnen, wenn nicht bey ihm ein feuriges, obgleich in ſtiller Tiefe brennendes Temperament mit einem ſehr metaphyſiſchen Kopfe ſich vereinigte. Oder es ſind feurige, empfindungsvolle Leute, die das ihnen, oder andern von Höhern wider-

fahrne Unrecht auf die Urſachen deſſelben in der alten Verfaſſung aufmerkſam, und nach Veränderungen, wodurch es verhütet werden kann, begierig macht; es ſind Leute von lebhafter Einbildungskraft, und zum Enthuſiasmus geneigt, die jedes ihnen vorſchwebende Ideal einer höhern Vollkommenheit und Glückſeligkeit, als die gegenwärtige des Menſchengeſchlechts, in Wirklichkeit ſetzen wollen.

Aber jene ſpeculativen Köpfe ſind gemeiniglich nie in öffentlichen Geſchäften gebraucht worden, und ermangeln des Beyſtandes der Erfahrung gänzlich. Beſonders fehlt es ihnen an Vorausſicht der Hinderniſſe, welche die Reformen vom einleuchtendſten Nutzen in einem alten und in einem volkreichen Staate finden.

Dieſe enthuſiaſtiſchen Menſchenfreunde, auſſerdem daß ſie nicht von perſönlichen Rückſichten frey ſind, übertreiben oft, wie Rouſſeau wirklich gethan hat, ihre Gemählde von den Ungerechtigkeiten und dem Drucke, welchen die Geringen leiden. Der Feuereifer, in welchen ſie dadurch ſich und andere verſetzen, ſchadet ihrer guten Sache, verfälſchet ihre richtigen Einſichten, und verunreiniget ihre wohlwollenden Abſichten.

Ich alſo, alt und krank wie ich bin, Freund der Ruhe vor allen andern Gütern der Erde, Feind des Streits und ſelbſt jedes großes Geräuſches, und vielleicht doch nicht ganz unerfahren in den Wegen der Welt, und von der Unrichtigkeit vieler Meinungen überzeugt, welche der Regierung die Unterthanen verdächtig, und dieſe gegen die Regierung unwillig machen, den Adel vom Bürgerſtande entfremden, und die Begierde nach Neuerungen erwecken: ich bekenne mich, in Abſicht der Staatskunſt und der Verfaſſung, zu der Partey der Altgläubigen. Ich finde die Einwohner der Europäiſchen Reiche ſo glücklich, und ſo ſittlich, als die Menſchen zu irgend einer Zeit und in irgend einem Lande geweſen ſind. Was ſollte mich alſo bewegen, große und totale Aenderungen zu wünſchen? Die ſo ſehr gerühmten Griechen und Römer blenden mich nicht mehr. Von allen übrigen Nationen wiſſen wir wenig, oder wir wiſſen das Schlimmſte. — Auch ich habe das Drückende von vielen Einrichtungen der jetzigen Staatenregierung und Ständeverfaſſung erfahren, und eine mir günſtigere Ordnung der Dinge gewünſcht. Aber von meinem erſten Unwillen abgekühlt, bin ich immer geneigter geblieben, ein altes Uebel, das ich kenne, zu ertragen, als im Beſtreben nach einer unſichern

und entfernten Glückſeligkeit mich neuen und unbekannten Gefahren auszuſetzen.

Die Franzöſiſche Revolution, weit entfernt, die Neuerungsſucht bey mir anzufachen, hat vielmehr auch die Begierde nach nützlichen Reformen bey mir gemäßiget. Ich war anfangs, ich geſtehe es, leidenſchaftlich für den Erfolg jener Revolution eingenommen, ſo lange nur noch die ihr von ihren Stiftern zum Grunde gelegten Principien und Meinungen bekannt waren, und ich in denſelben das Werk der Philoſophie und des Patriotismus zu erkennen glaubte. Aber ſie ſelbſt hat in ihrem Fortgange mich über ihre weſentliche Beſchaffenheit und ihren Werth belehrt. Ich ſehe jetzt deutlich ein, daß da, wo eine große Menge von Menſchen mitwirken muß, nie auf die Wirkung ſicher gerechnet werden kann, und dieſe immer unvollkommner uud ſchlechter ausfällt, als man ſich vorgeſtellt hatte. Ich ſehe ein, daß, wenn die Unterthanen gegen die Regierung Gewalt brauchen, zu allen Gewaltthätigkeiten der Bürger gegen einander das Thor geöffnet iſt.

Ich habe aus der Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution gelernt, daß, ſobald die Reformatoren das Volk und die Waffen zu Hülfe nehmen müſſen, um ſich ſelbſt zu ſchützen, und ihre Ent-

würfe durchzuſetzen, ſie, bey den größten Talenten und ſelbſt dem glücklichſten Erfolge ihrer Unternehmung, doch eines fortdauernden Einfluſſes auf ihre Partey nicht ſicher ſind, vielmehr höchſt wahrſcheinlich von weit ſchlechtern und weit unfähigern Menſchen, die aber die Sprache des Volks beſſer verſtehn, und ſeine Vorurtheile und Leidenſchaften beſſer zu handhaben wiſſen, zuerſt überwältiget und verdrängt, zuletzt verfolgt und vernichtet werden. Wenn auch nicht bey allen Nationen unter ähnlichen Umſtänden die Succeſſion der ſich vertreibenden Parteyhäupter, ſo ſchnell, als in Frankreich, iſt; wenn auch nicht bey allen Revolutionen ſich, am Ende dieſer Reihe, aus den Hefen der Nation, ein Tyrann wie Robertspierre erhebt, welcher mit einer, in den Annalen der Welt unerhörten, Grauſamkeit beſchließt, was mit den Grundſätzen der erhabenſten Menſchenliebe angefangen hatte: ſo iſt doch bey jeder Staatsumwälzung das Glück der Nation ein Spiel des Zufalls und der Leidenſchaften; bey jeder ſind die mit einem offenbaren oder geheimen Bürgerkriege verbundenen Greuel und Unglücksfälle gewiß und nahe, und die von der neuen Verfaſſung zu erwartende Glückſeligkeit iſt ungewiß und entfernt. Wer mit ſo eingeſchränkten Einſichten, als die menſchlichen ſind, Unter-

nehmungen dieſer Art anfängt, ſcheint mir ein Verbrecher, und wer ſie nach den Belehrungen, die wir darüber in unſern Tagen erhalten haben, noch mit eben der billigenden Theilnehmung anſieht, welche der Anfang der Franzöſiſchen Revolution bey ihm erregte, ſcheint mir ein Thor und des Nachdenkens unfähig zu ſeyn.

Ob ich aber gleich die Treue und Anhänglichkeit an diejenige Staatsverfaſſung, in welcher man geboren und erzogen iſt, für die Pflicht eines jeden guten Bürgers halte; ob ich gleich jede gewaltſame Störung derſelben für ein Verbrechen, und jede ſchnelle und ins große gehende Verbeſſerung derſelben für einen äußerſt gewagten Verſuch halte: ſo müßte ich doch meine Vernunft ſelbſt verläugnen, wenn ich nicht den neuern Politikern zugeſtehen wollte, daß es Mißbräuche in der Verwaltung der Staaten geben könne, welche unerträglich ſind, und durchaus geändert werden müſſen, daß mit der Zeit in einem Staate die Veränderungen in den Verhältniſſen der Dinge und Menſchen, gegen einander ſowohl als gegen Auswärtige, ſo groß ſeyn können, daß die alten Geſetze durchaus nicht auf ſie paſſen, und alſo zwecklos oder ſchädlich ſind; daß durch den unſtreitigen Fortgang, welchen die Menſchen in allen Zweigen der Kenntniſſe gemacht

haben, auch die politiſchen Begriffe haben aufgeklärt, und eben deßwegen verändert werden müſſen; und daß endlich, ſo wie es in jedem Producte der Natur einen Zeitpunct der Reife und einen andern des Verfalls und des Untergangs giebt, welcher letztere, ſo wie z. B. der leibliche Tod nur in einer Umgeſtaltung, nicht in einer Vernichtung des untergehenden Dinges beſteht, — ſo auch die politiſchen Körper, oder die Staaten durch ähnliche Perioden hindurch gehen, und daß es zu gewiſſen Zeiten der Weisheit und der ängeſtrengteſten Kraft der Menſchen unmöglich iſt, das Leben und die Fortdauer derſelben zu erhalten.

Es giebt unter den alten politiſchen Meinungen und Maximen ſo augenſcheinliche Irrthümer, daß es dem vernünftigen Manne heute zu Tage unmöglich iſt, jene noch beyzubehalten. Unter den verſchiedenen Ständen haben ſich durch die Veränderung der Menſchen, aus welchen jeder beſteht, auch die Verhältniſſe dergeſtalt verändert, daß dieſelbe Geſinnung, daſſelbe Betragen des einen Standes gegen den andern unmöglich jetzt ſchicklich ſeyn kann, welches vor mehrern hundert Jahren allgemein gebilliget, oder wenigſtens vollkommen ruhig geduldet wurde.

Sehr richtig unterſcheidet eines der aufklär-

teſten und beſcheidenſten Mitglieder der conſtitui-renden Verſammlung in Frankreich, Rabaud de St. Etienne, die Staatsrevolutionen in drey Claſſen; in ſolche, welche der Perſonen, in die, welche der Sachen, und in die, welche der Meinungen wegen geſchehn. Wenn ein ver-haßter Regent, oder eine verhaßte Dynaſtie ver-trieben wird, um eine andere Perſon oder eine an-dere Familie auf den Thron zu ſetzen; wenn die Engländer Jacob den zweyten der Krone verluſtig erklären, und ſie ſeinem Tochtermanne, dem Prinzen von Oranien, außer der Ordnung zuwen-den; ſo iſt dieſe Revolution mehr ein Wechſel in den Perſonen, welche den Staat regieren, als ei-ne Veränderung der Verfaſſung, wonach er regiert wird, obgleich vielleicht das Volk und die Großen dieſe Gelegenheit ergreifen, ihre Rechte zu befeſti-gen, oder vergeßne wieder hervorzurufen.

Die Völkerwanderungen waren die größten Beyſpiele von Revolutionen, die der Sachen we-gen geſchahen. Ein Volk warf ſich auf das andere, zerſtörte deſſen Regierung, und führte ſeine eigene Verfaſſung ein, weil es, von Bedürfniſſen ge-drängt, die Befriedigung derſelben ſuchte, und es brachte eine große Veränderung in den politiſchen Verhältniſſen der Menſchen hervor, weil es eine

große Verbeſſerung in ſeiner phyſiſchen Exiſtenz ſuchte.

Dieſe beyden Arten von Revolutionen ſind zufällig und vorübergehend. Sie können auch ſehr zerſtörend ſeyn: aber ihr Erfolg iſt bald entſchieden; und eben dadurch wird die mit ihnen verbundene Unruhe und Gefahr vermindert.

Aber eine dritte Art von Revolutionen entſtehet aus den veränderten Meinungen und Begriffen, und dieſe ſind von der einen Seite unvermeidlich und unwiderſtehlich, von der andern die gefährlichſten und am längſten dauernden unter allen.

Es iſt nähmlich offenbar, daß jede Staatsverfaſſung und jedes Geſetz ihre letzte Stütze in der Meinung der Majorität haben, daß man ſich ihnen unterwerfen müſſe. — Man irrt ſich, wenn man, durch den Schein des ſichtbaren Einfluſſes, den ſtehende Heere auf die Sicherung des Gehorſams der Unterthanen haben, verblendet, glaubt, daß Gewalt und Armeen allein eine Staatsverfaſſung ſchützen können. — Wenigſtens muß alſo in der Armee noch die Gewohnheit, den Befehlshabern zu gehorchen, und die Meinung, daß man ihnen gehorchen müſſe, herrſchen. Man glaube nicht, daß eine Uniform, oder — welches ohne Zweifel mehr thut, die ſtrenge Kriegsdiſciplin, die alte

Denkungsart unter dieſer Claſſe beſtändig erhalten, und die Einführung neuer Begriffe und Meinungen auf immer verhindern könne. Auch ſie ſind dem Einfluſſe der Zeit unterworfen, und ſchreiten, wiewohl langſamer, mit dem Menſchengeſchlechte von Einſicht zu Einſicht, oder wenigſtens von Meinung zu Meinung fort.

Wenn nun von einem Syſteme der Sitten, der Religion, oder der Regierung dieſe erſte, in der Denkungsart der Menſchen liegende, Stütze völlig morſch geworden iſt; ſo fällt jenes Syſtem unausbleiblich. Zwar nicht ſogleich als die Meinungen ſich ändern, — weil anfangs dieß im Verborgenen geſchieht, und die Menſchen nicht ſogleich ihre neuen Ueberzeugungen einander mitzutheilen die Gelegenheit, oder das Herz haben. — Aber es geſchieht ſogleich, als ein dreiſterer Mann aufſtehet, der das laut zu ſagen wagt, was Tauſende vor ihm gedacht haben; oder ſobald ſich zu den Meinungen noch eine gemeinſchaftliche Leidenſchaft geſellet, welche die Menſchen noch ſtärker, als jene, mit einander vereiniget.

So iſt die Reformation Luthers entſtanden. Er würde nicht ſo viel ausgerichtet haben, wenn nicht in ganz Europa der Zunder ſchon bereit gelegen hätte, in welchen er nur den Funken durfte

fallen laſſen. Und ſo, behauptet Rabaud, ſey die jetzige Revolution in Frankreich entſtanden, weil der größere Theil der Franzoſen über Monarchie und Königswürde, über den Unterſchied der Stände, über Juſtiz- und Finanz-Verwaltung, über Religion und Prieſterſchaft, anders habe denken lernen, als ihre Vorfahren gedacht haben.

Dieſe Revolutionen, ſagt jener Autor ferner, ſind unaufhaltſam. In der That findet man, wenn man die Geſchichte der Religionen, der Philoſophie, oder auch nur der Volksmeinungen im menſchlichen Geſchlechte ſtudieret, daß die Begriffe deſſelben gleichſam in einer geraden Linie immer vorwärts gehen, daß ſie wenigſtens, wenn ſie auch Krümmungen machen und von ihrer Richtung abweichen, doch nie auf den alten Punkt, von welchem ſie ausgegangen ſind, zurückkehren. Es iſt eine aus Gründen nicht ganz zu erklärende, aber wahre Thatſache, daß nie ein Syſtem von Meinungen, das einſt im menſchlichen Geſchlechte, oder unter den civiliſirten Völkern deſſelben, — welche allein feſtſtehende Meinungen und ein Syſtem derſelben haben, — allgemein herrſchend geweſen iſt, in der Folge aber nach und nach bezweifelt, und endlich allgemein verworfen worden iſt, ſey wieder angenommen und von neuem herrſchend

0.266

geworden. Als die alte Religion der Griechen und Römer, welche Jahrhunderte hindurch die Verehrung dieſer beyden aufgeklärteſten Nationen des Alterthums beſeſſen hatte, einmahl ihre Gewißheit und ihre Achtung in den Gemüthern der Menſchen verlohren hatte, ſo war alle Macht und alle Kunſt Julians, ſelbſt verbunden mit ſeinen großen Regententugenden, und mit den Bemühungen einiger ſehr ſcharfſinnigen Männer, ſeiner Lehrer und Freunde, die Ungereimtheiten der Mythologie und des heidniſchen Gottesdienſtes vernünftig zu erklären, nicht im Stande, das ſinkende Gebäude wieder aufzurichten, oder die Einführung des Chriſtenthums, welches zu dem Geiſte der Zeit, und dem Zuſtande der menſchlichen Kenntniſſe beſſer paßte, zu verhindern. So hat Muhameds Religion über den alten Sabäismus der Orientaler nicht nur den Sieg erfochten, ſondern auch die Herrſchaft bis heute behauptet. Die Macht des Pabſtes und der Geiſtlichkeit, ehedem ſo ausgebreitet und ſo kräftig unterſtützt, iſt geſunken, um, wie es ſcheint, nie wieder aufzuſtehn. Und durch welche Schreckensbilder man auch vor einiger Zeit die Proteſtanten in Furcht geſetzt hat, als wenn die allgemeine Herrſchaft des Pabſtes ſich wieder näherte: ſo hat doch nicht nur der Erfolg dieſe Vorausſetzun-

gen nicht wahr gemacht, ſondern der Catholicismus ſcheint ſeit der Zeit noch weit mehr an Anſehn und Einfluß, ſelbſt in den Ländern, wo er vor kurzem noch unbeſchränkt herrſchte, abgenommen zu haben. Descartes Wirbel werden vor Newtons Attraction und Ariſtoteles Categorieen vor den Kantiſchen nie wieder aufkommen. Kurz alles beweiſt, daß Ueberzeugung oder Glaube der Menſchen ſich durchaus durch Gewalt nicht beſtimmen laſſe, und unter dem größten Widerſtande doch immer dahin fortſchreite, wohin ſie eben jetzt durch die einleuchtendſten Gründe oder durch das ſcheinbarſte Blendwerk gezogen worden. Und wäre dieſe Erfahrung allgemein richtig, ſo würde allerdings auch in Geſetzen und Verfaſſungen eine Revolution, trotz allem Widerſtande der Klugheit und der Macht, zu Stande kommen, wenn dieſe Revolution wirklich in neuerworbenen Kenntniſſen und Ueberzeugungen der Völker ihren Grund hätte.

Doch wenn auch hierüber geſtritten werden könnte, ſo hat doch Rabaud ſicher in dem folgenden Punkte recht, daß die Revolutionen dieſer Art die langwierigſten und die unruhvollſten ſind. Die Urſache iſt, weil die Meinungen der Menſchen ſich nicht zu gleicher Zeit, und auf einmahl in gleichem Grade ändern. Einige bleiben noch

lange dem alten Syſteme anhänglich, indem andre in den Neuerungen ſchon zu den Extremen fortgeſchritten ſind; viele bleiben auf mittlerem Wege ſtehn, und wollen das alte Syſtem mit dem neuen, ſo gut ſie können, vereinigen. Daraus entſtehet eine große Mannigfaltigkeit von Parteyen, die alle, von der Wahrheit und Güte ihres Syſtems überzeugt, hartnäckig in Vertheidigung deſſelben und gegen jede andere Partey, als gegen Feinde der guten Sache, erbittert ſind. Die Urſache des Krieges unter Feinden, welche um eines gewiſſen Intereſſes willen mit einander ſtreiten, kann dann auf einmahl gehoben werden, wenn eine Partey der andern nachgiebt, oder die Vortheile auf beiden Seiten ausgeglichen werden: aber eine Feindſchaft, die auf der Verſchiedenheit der Ueberzeugungen beruhet, kann durchaus nicht auf einmahl gehoben werden, weil die Ueberzeugungen der Menſchen ſich erſt mit der Zeit, nach und nach und langſam ändern, ſo wie ſie neue Einſichten und neue Begriffe bekommen.

So erregte die Reformation noch hundert Jahre, nachdem ſie ziemlich ruhig in ihrem Hauptumriſſe vollendet worden war, den blutigen dreyßigjährigen Krieg: und ſelbſt der weſtphäliſche Friede würde wenig zur Beruhigung von Deutſchland und

Europa genutzt haben, wenn nicht ſeit der Zeit die Meinungen der Proteſtanten und Catholiken ſich dem Syſteme der allgemeinen Duldung mehr genähert hätten.

Welches nun die Aenderungen ſind, die in den Meinungen der Menſchen, in Abſicht der Regierung, Politik und Staatsverfaſſung, vorgegangen ſind, und Aenderungen in dieſem Syſtem in einigen Ländern ſchon hervorgebracht haben, in andern vorzubereiten ſcheinen: dieß auseinander zu ſetzen, würde mich auch hier theils zu weit führen, theils zu einer Zeit, wo der Streit zwiſchen den alten und neuen Meinungen noch ſo heftig fortdauert, gewagt und vielleicht ſchädlich ſeyn. Aber als Beyſpiel und zur Erläuterung der bisherigen Theorie, werde ich einige ſolcher Neuerungen in den Begriffen anführen, die in den Gemüthern faſt aller vernünftigen und gemäßigten Perſonen aus allen Parteyen Platz genommen haben. Ich werde um deſto eher im Stande ſeyn, ſie von einigen andern neuen Meinungen, die ebenfalls ſehr ſcheinbar ſind, und ebenfalls bey ſehr vielen guten Köpfen und guten Bürgern Beyfall gewonnen haben, deren Wahrheit aber noch weit weniger entſchieden iſt, und de-

ren Einfluß auf manche Gemüther ſchädlich werden kann, zu unterſcheiden.

Ich rechne zu der erſten Klaſſe folgende:

1) Die unmittelbar göttliche Autorität entweder der Fürſten überhaupt, oder gewiſſer Regentenfamilien und Dynaſtien insbeſondere, war vor Alters allgemein herrſchende Meinung der Völker, und kam von da auch in die Lehrgebäude der Philoſophen. Mit ihr hing die Lehre von der Unrechtmäßigkeit jeder Einſchränkung dieſer von Gott ſelbſt eingeſetzten Macht zuſammen. So verehrt der rechtgläubige Türke noch heute den Sultan als Nachfolger der Kaliſen, und nie iſt es dieſem Volke eingekommen, ſeinem Regenten, der zugleich halber Prophet iſt, das Recht ſtreitig zu machen, daß er ohne Richter und Recht jedem Unterthan auf der Stelle das Leben nehmen könne. An die Stelle dieſer Meinung iſt unter den civiliſirten Völkern Europens folgende getreten: daß zwar die Macht der Fürſten, ſo wie alle bürgerliche Ordnung, in ſofern von Gott herkomme, als Gott dieſe zur Sittlichkeit und Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts unentbehrliche Einrichtung, da ſie dem zufolge Mittel zu dem Zwecke ſeiner Schöpfung iſt, nothwendig billigt und durch ſeinen Willen beſtätigt, und in ſofern er ſelbſt durch ſeine Vorſehung

diejenigen Umſtände veranlaßt hat, durch welche die Menſchen bewogen worden ſind, in die bürgerliche Geſellſchaft zu treten, und ſich der Regierung eines Oberhaupts zu unterwerfen: daß aber an und für ſich, und unmittelbar, der Staat, die Verfaſſung deſſelben und die Regierungsrechte ſeiner Oberhäupter Werke der Menſchen ſind, und von ihrer gemeinſchaftlichen Ueberzeugung, daß ſie in dieſen Einrichtungen ihre Glückſeligkeit finden, herkommen. Eine unmittelbare Folge hiervon iſt, daß, ſo wie die Völker ſich den Fürſten ſelbſt unterworfen haben, ſie auch nach der Abſicht, in welcher ſie es thaten, die Form und die Schranken der Regierung beſtimmen durften. Auf dieſer Baſis ruht nun gewiß das Anſehn der Monarchen in den Gemüthern denkender und friedliebender Bürger eben ſo ſicher, als auf jenem geheimnißvollen und unerweislichen göttlichen Urſprunge der Fürſten: aber der Gehorſam dieſer Bürger iſt nunmehr weniger blind, vielleicht aber auch weniger unumſchränkt, und vielleicht, wenn Umſtände der Zeit Unzufriedenheit in ihren Gemüthern erregen, leichter, als ehedem, wankend zu machen.

2) Vor Zeiten unterſchieden die verſchiedenen Caſten, Stämme und Geſchlechter der Menſchen ſich ſo ſchneidend und ſo abſolut, daß die Mitglie-

der derſelben ſich kaum für Geſchöpfe einerley Art hielten, und daß der Niedrige ſeinen angebohrnen Unadel und ſeine Verachtungswürdigkeit eben ſo ruhig erkannte, als der Höhere von ſeiner hervorragenden Würde und von ſeinen Vorrechten überzeugt war. Ich will nicht von den Aegyptern und Hindoſtanern ſprechen, unter welchen dieſe Abſonderungen am weiteſten getrieben wurden, welche aber doch als Beyſpiele dienen können, in welchem Grade ſolche Meinungen bey ganzen nicht unaufgeklärten Nationen herrſchen, und wie lange ſie ſich bey allem Empörenden, was ſie für den denkenden Mann oder für den Menſchenfreund haben, unangefochten erhalten können.

Ich will bloß bey dem Unterſchiede der adlichen und unadlichen Geburt ſtehn bleiben, ſo wie er unter Europens civiliſirten Völkern, von den älteſten Zeiten der Griechiſchen Geſchichte an, bis auf die unſrigen, geherrſcht hat.

Man laſſe ſich durch den Nahmen von Freyheit und Republik, welcher den Griechen und Römern gleichſam als ihr Eigenthum zuzugehören ſcheint, nicht irre machen. Ihre Freyheit und ihr Republicanismus waren mit keiner Gleichheit verbunden. Nicht nur ſahen ſie den Unterſchied zwiſchen Sclaven und freyen Leuten als ganz nothwendig und in

der Natur gegründet an, und bauten ſelbſt die Würde ihrer Bürger auf die Herabwürdigung dieſer von allen bürgerlichen Rechten entblößten Miteinwohner ihrer Staaten: ſondern ſelbſt unter ihren Freyen machten ſie einen ſehr großen Unterſchied, zwiſchen den edlen und unedlen Geſchlechtern, und leiteten dieſen Unterſchied nicht von Conventionen, ſondern von der göttlichen Herkunft ihrer Edlen, oder von den ihnen angebornen Vorzügen her. Bey dem Homer und den drey griechiſchen Tragikern, wovon die letztern in der blühendſten Zeit des Athenienſiſchen Freyſtaats lebten, aber den Inhalt ihrer Gedichte aus einem ältern Zeitraume hernahmen, erkennen die Helden und Söhne der Helden, das heißt im Grunde, die von edlen Geſchlechtern Abſtammenden, einander, bey der erſten Zuſammenkunft ſogleich an der Geſtalt, dem Gange und dem ganzen Betragen. Und ſehr oft wird die Sentenz wiederhohlt, daß Tapferkeit, Schönheit und Verſtand der Antheil einer vornehmen Geburt ſey. Wie weitläuftig und genau iſt Pindar, bey dem Lobe ſeiner Helden in der Herzählung ihrer Geſchlechtsregiſter, — ein Beweis, welche hohe Meinungen die Griechen von dem Werthe eines alten und vornehmen Herkommens hatten. Selbſt unter

der Demokratie, welche den alten fürſtlichen und adligen Geſchlechtern ihre politiſchen Vorrechte raubte, dauerten doch die Begriffe von der Würde des Adels fort: wie man aus der Sorgfalt der Geſchichtſchreiber ſchließen kann, mit welcher ſie bey Staatsmännern und Philoſophen des Geſchlechts, woraus ſolche herſtammen, erwähnen, wenn ſich daſſelbe durch ſein Alterthum, oder ſeine ehemahlige Größe unterſcheidet. Bey den Römern wiſſen wir, wie ungeheuer die Vorrechte der Patrizier vor den Plebejern waren. Und obgleich die politiſchen Vorrechte nach und nach den erſtern entzogen wurden; ſo blieben ihnen doch die, welche ſich auf die Religion und auf die geiſtlichen Aemter bezogen, — ein Beweis, daß man doch noch in dieſer alten Abſtammung ſogar eine gewiſſe Heiligkeit ſuchte.

Doch nirgends iſt dieſes Adels-Syſtem ſo vollſtändig ausgearbeitet, ſo ſehr durch Geſetze befeſtiget, und für ſo unwiderſprechlich, ſelbſt von denen, welchen es läſtig war, angenommen worden, als in den Europäiſchen Monarchien, und in dem ſogenannten Mittelalter. Der Bauer und der Bürger waren eben ſo feſt überzeugt, daß der Adlige nicht zu ihres Gleichen gehöre, als dieſer es immerhin von ſeiner Erhabenheit über jene ſeyn

mochte. Die Herrſchaft und ſelbſt der Stolz des letztern ſchien den erſtern ſowohl gegründet und ſo natürlich, daß ſie eben deßwegen beydes ohne Murren und Unzufriedenheit ertrugen.

Dieß alles hat ſich nun allerdings zu unſrer Zeit geändert. Man erkennet dieſe natürliche Ungleichheit unter den Menſchen, welche bloß von der Geburt und der Abſtammung herrühren ſoll, nicht mehr an. Man glaubt, daß der Unterſchied, der ſich zwiſchen den höhern und niedern Ständen, in Abſicht der Sitten, der Einſichten oder irgend einer andern Vollkommenheit, findet, nur eine Folge der verſchiedenen Erziehung und Beſchäftigung, und des langen auf die Niedrigern verübten Druckes, nicht der Natur und Geburt ſey. Dieſer Unterſchied hat ſich zwiſchen dem bürgerlichen Mittelſtande und dem Adel, durch den gewachſenen Reichthum und die verbeſſerte Erziehung des erſtern, an vielen Orten ſehr vermindert: und eben an dieſen Orten iſt es, wo die alte Meinung von der natürlichen Erhabenheit des Adligen über den Unadligen geſunken iſt.

Die vernünftigen Leute aus beyden Ständen können jetzt nicht mehr umhin, anzuerkennen, daß zwar vielleicht der Unterſchied erblicher Rechte zwiſchen dem Adel und Unadel, zur Ruhe der Staa-

ten, zur Aufrechthaltung der monarchiſchen Verfaſſung und überhaupt zur bürgerlichen Ordnung nothwendig ſeyn kann; und daß er ganz gewiß von allen guten Bürgern reſpectiret werden muß, ſo lange als die Geſetze des Staats jene Vorrechte ſchützen, daß aber zwiſchen einem vernünftigen und tugendhaften Bürger, und zwiſchen einem aufgeklärten und tugendhaften Adligen kein Unterſchied vorhanden ſey; und daß von dieſen einer den andern im eigentlichen Verſtande als ſeines Gleichen anſehen müſſe. Und ich geſtehe es, der Wahrheit und Evidenz dieſer Grundſätze hat auch mein Verſtand ſich nicht entziehen können.

3) Einer dritten alten politiſchen Meinung will ich noch erwähnen, welche jetzt beynahe von allen Staatsmännern und Philoſophen verworfen wird. Die älteſten Völker überließen ihren Fürſten alle politiſche Gewalt ganz unumſchränkt, die geſetzgeberiſche ſo wie die richterliche, und letztere am bereitwilligſten und am liebſten. Man ſahe es für die erſte Pflicht der Könige an, ſelbſt zu Gericht zu ſitzen, und die Privathändel der Unterthanen durch Machtſprüche zu entſcheiden. Vom Dejoces, dem erſten Könige der Meder, wird es ausdrücklich erzählt, und von ſehr vielen andern

erſten Königen der Völker iſt es glaublich, daß ſie eben deßwegen zu dieſer Würde von ihren Mitbürgern erhoben wurden, weil ſie ſchon zuvor, als Privatperſonen, das Schiedsrichteramt unter denſelben mit vorzüglicher Weisheit und mit Zufriedenheit der Parteyen verwaltet hatten. Und dieſe politiſchen Begriffe hatten ſich ſelbſt zur Zeit der Römiſchen Kaiſer unter dieſem durch Wiſſenſchaften aufgeklärten Volke ſo wenig geändert, daß ihre Geſchichtſchreiber den guten Kaiſern, den Trajanen und Antoninen, die eigene Verwaltung des Richteramts zum größten Verdienſte anrechneten, und alſo die Vereinigung der richterlichen und geſetzgeberiſchen Gewalt für vortheilhaft und gemeinnützig hielten. Heute zu Tage iſt man allgemein überzeugt, und ſeit Montesquieu iſt es gleichſam zu einem Glaubensbekenntniſſe aller Politiker geworden, daß die gute Organiſation eines Staates und die Freyheit und Glückſeligkeit der Völker davon abhänge, daß die geſetzgeberiſche von der richterlichen Gewalt in der Ausübung getrennt ſey, daß der, welcher die Vorſchriften zur Beſtrafung der Verbrechen und zur Entſcheidung der Streitigkeiten über das Eigenthum giebt, nicht zugleich über die Criminal- und Civil-Prozeſſe ſelbſt im Einzelnen den Aus-

ſpruch thun dürfe. In der That, wenn dieſe Aus- ſprüche nicht willkührliche Machtſprüche ſeyn, wenn ſie nach allgemein zuvor bekannten Geſetzen ge- ſchehen ſollen, ſo darf nicht derjenige Richter ſeyn, welcher alle Augenblicke das Recht hat, das Geſetz ſelbſt, wornach er richten ſoll, zu ändern. Das Geſetz muß, ohne Rückſicht auf Perſonen und Umſtände, bloß von der Vernunft, nach der Einſicht in die allgemeinen und weſentlichen Ver- hältniſſe der Handlungen und der Gegenſtände, gegeben werden, und ein Geſetz, welches bloß für einen einzigen Fall und eine einzige Perſon gege- ben worden iſt, hat immer den Verdacht der Par- teylichkeit und Ungerechtigkeit wider ſich. Dieſen faſt allgemein gebilligten Neuerungen in der Po- litik der neueren Philoſophen will ich zwey andre der Franzöſiſchen Politiker entgegen ſetzen, welche zwar auch ſehr ausgebreiteten Beyfall erhalten haben, aber weit weniger evident, ſehr vielen und großen Ausnahmen unterworfen, und, bey einer unrechten Anwendung, der Ruhe der Staaten gefährlich ſind.

Der eine Grundſatz iſt von den Engländern zu den Franzoſen übergegangen, und iſt deßwegen auch den Freunden des alten politiſchen Syſtems we- niger verdächtig geworden. Es iſt dieſer, daß,

da die Staaten zur Aufrechthaltung des Privateigenthums errichtet worden ſind, auch dieſes Eigenthumsrecht von der Staatsgewalt ſelbſt auf keine Weiſe angetaſtet werden könne; und daß alſo zu jeder Auflage, bey welcher der Staat einen Theil von dem Eigenthume des Bürgers für ſeine Bedürfniſſe fordert, die eigene Einwilligung des Bürgers, von Rechtswegen, unentbehrlich ſey; und daß daher keine ſolche Auflage rechtmäßig ſey, als wenn ſie von dem Volke ſelbſt oder deſſen Repräſentanten bewilligt wird.

Das zweyte Prinzip, welches mehr rein Franzöſiſch und unſrer Zeit eigenthümlich iſt, dehnt nur jenes erſtere Princip zu einem weitern Umfange aus. Es wird nähmlich behauptet, daß jedes Volk das Recht habe, ſich durch ſeine Repräſentanten ſelbſt zu regieren, und daß keine andere Oberherrſchaft gerecht oder wenigſtens für die Völker glücklich ſey, als welche von Magiſtratsperſonen verwaltet wird, die ſich das Volk, mittelbar oder unmittelbar, nach Mehrheit der Stimmen ſelbſt wählt.

Schon der erſte dieſer beyden Sätze iſt noch großen Zweifeln unterworfen. Es giebt wohlverwaltete Staaten und glückliche Nationen, bey welchen die Regenten die Auflagen vorſchreiben,

ohne das Volk oder Landſtände zu Rathe zu ziehn. Es iſt möglich, es iſt nicht unrechtmäßig, und es kann in vielen Fällen nützlich ſeyn, daß ein Volk ſich des Rechts, ſeinen Beytrag zu den öffentlichen Bedürfniſſen zu beſtimmen, entäußere, und ſie irgend einer einzelnen Perſon oder einem Corpus auftrage. Warum ſollte es ſo viel ſchwerer ſeyn, vernünftige und gerechte Auflagen, als gerechte Geſetze zu machen? und warum ſollte ich als Bürger über meinen Beutel weit abſoluter, als über meine Handlungen zu gebiethen haben?

Was den zweyten Satz betrifft, ſo iſt er nicht bloß zu bezweifeln, ſondern durchaus zu verwerfen. Denn wenn die Regierung eine Kunſt iſt, und Wiſſenſchaft vorausſetzt, ſo kann es nicht nur in vielen Fällen nothwendig, ſondern es ſcheint faſt in allen zweckmäßig zu ſeyn, daß die Regierung in den Händen einer und derſelben Perſon, oder einer und derſelben Anzahl mehrerer Perſonen, lange Zeit verharre; und daß dieſe Perſonen von Jugend auf zu den Regierungs-Geſchäften gebildet und erzogen werden. Die Vorausſetzung, daß die Menſchen, ſobald ſie ihre Obrigkeit nur ſelbſt, und immer neu wählen, gewiß gut regieret ſeyn werden, iſt durchaus falſch und ungegründet. Der Zufall herrſcht bey dieſen Wahlen

eben ſo, als bey der Beſtimmung des Regenten durch die Erbfolge, und die Cabalen und Leidenſchaften herrſchen bey jenen weit mehr, als bey irgend einer andern Art der Beſetzung öffentlicher Aemter.

Ich komme nun noch zu dem dritten Theile der Unterſuchung, welches, nach meiner Ueberzeugung, die Pflichten ſowohl derer ſind, welche ſich den neueren politiſchen Meinungen in ihrer Ueberzeugung genähert haben, als derer, welche noch ſteif dem ganz alten Syſtem anhängen. Dieſe Materie wird kürzer zu behandeln ſeyn, weil jene Pflichten einleuchten, und ſie wird angenehmer zu behandeln ſeyn, weil ich auf die volle Einſtimmung aller vernünftigen und billigen Leſer rechnen kann.

Ich rede alſo zuerſt von denen, welche den neuen Grundſätzen in der Politik, auch den noch zweifelhaften, auch den von mir für gefährlich gehaltenen, zugethan ſind: aber ich rede zu den ehrlich und durch Gründe Ueberzeugten, nicht zu den Enthuſiaſten, nicht zu den Unzufriedenen, welche nur eine Verbeſſerung ihres eigenen Zuſtandes ſuchen, noch weniger zu den Rachſüchtigen, welche nur ihre Feinde, oder Rivalen erniedrigen wollen; ich rede

zu Freunden der Wahrheit und des öffentlichen Wohls, welche ſich wenigſtens einbilden, daß, durch eine Veränderung in gewiſſen Theilen der Staatsverfaſſung, die Sittlichkeit und Glückſeligkeit der Menſchen ungemein erhöht werden würden. Da nun dieſen am allermeiſten um die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu thun iſt; ſo werden ſie in der Art und Weiſe, wie ſie ihre für wahr gehaltenen Grundſätze ausdrücken und ausbreiten, ſich der größten Klugheit und Behutſamkeit befleißigen. Da ſie einſehen müſſen, daß einige dieſer Grundſätze von ſchwachen Köpfen und Unwiſſenden, oder ſelbſt nur von denen, welche nicht in die ganze politiſche Theorie eingeweiht ſind, leicht mißverſtanden und gemißbraucht werden können; ſo werden ſie mit denſelben allenthalben zurückhalten, wo ſie ſolche Zuhörer vor ſich haben, und wo es ihnen an Zeit, an Gelegenheit und an Beruf fehlt, denſelben eine vollſtändige Belehrung zu ertheilen.

Andere dieſer Grundſätze, wie, zum Beyſpiele, die von der Grundloſigkeit oder Schädlichkeit gewiſſer Vorrechte des einen Standes vor dem andern, ſind mit den unter den Menſchen ſo gemeinen Leidenſchaften, der Eiferſucht und dem Neide, ſo nahe verwandt, daß ſie bey dem gro-

ßen Haufen der mittlern und niedrigern Stände, ſelten bloße Grundſätze bleiben, ſondern immer zugleich Bewegungen des Unwillens und des Haſſes erwecken. Dieſe wird alſo auch der vernünftige Neuerer nicht nur mit allen den Einſchränkungen verſehen, wodurch ſie unſchädlich gemacht werden, er wird ſie nicht nur mit der größten Beſcheidenheit ausdrücken, ſondern ſie auch im Umgange mit Unbekannten gänzlich verſchweigen, oder ihnen immer die Gründe für die entgegenſtehenden Grundſätze, und die Urſachen beyfügen, welche wir haben, mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge zufrieden zu ſeyn.

Eine zweyte und noch heiligere Pflicht der politiſchen Neologen, und die ſelbſt von ihnen noch ſtrenger, als von den theologiſchen, gefordert werden kann, iſt, daß ſie ſich in dem Streite mit ihren Gegnern vor aller Hitze und Heftigkeit, zu welcher in unſerer Zeit politiſche Dispüten ſo leicht verleiten, auf das ſorgfältigſte hüten. Je leichter ſich in alles, was über die Mängel der Regierung, die Mißbräuche in der Staatsverwaltung, den Druck der niederen Stände, und die Privilegien der höhern geſagt wird, perſönliche Rückſichten einmiſchen, die immer auf Leidenſchaften, eben dadurch aber auf Uebertreibungen

und Irrthümer führen; deſto mehr wird der Mann, welcher die Wahrheit ſucht, und die Gerechtigkeit liebt, nicht nur nicht mit Bitterkeit und Unwillen, ſondern ſelbſt nicht mit allzugroßer Wärme und Theilnehmung ſeine Mißbilligung gewiſſer von der Regierung angenommenen Maximen und gewiſſer noch jetzt im Staate beſtehenden Einrichtungen ausdrücken, und ſein Verlangen nach einem veränderten Zuſtande der Dinge mit der größten Gelaſſenheit und Ruhe äußern.

Wenn irgend bey einer Unterſuchung Kaltblütigkeit und Herrſchaft der Vernunft über die Affecten nothwendig iſt, ſo iſt es heute zu Tage bey den politiſchen Unterſuchungen. Eben weil ſie ſchon an ſich durch Umſtände der Zeit ſo äußerſt intereſſant geworden ſind, erreget das kleinſte ausgeworfene Fünkchen ſo leicht ein großes Feuer, und der Unterſucher iſt in Gefahr, entweder ſelbſt zu Fehltritten verleitet zu werden, oder ſeine Gegner wider ſich aufzubringen und aller Belehrung unempfänglich zu machen, oder endlich in den Gemüthern der beyſtehenden Zuhörer Leidenſchaften zu erregen, welche ihnen und andern ſchädlich werden können.

Aber nicht nur mit Duldſamkeit, ſondern auch mit Achtung und Aufmerkſamkeit muß der politiſche

ſo genannte Aufklärer die Gründe der Alten und bloß durch die Praxis Belehrten, welche das Anſehn des Alterthums und des Herkommens vertheidigen, anhören. Ich habe ſchon geſagt, daß dieſe Gründe ſtark ſind, daß, wenn die Vortheile auf beyden Wagſchalen gleich ſind, es unſtreitig vernünftig und Pflicht iſt, bey dem Alten zu bleiben; und daß ſelbſt wahre Verbeſſerungen in einer neuen Ordnung der Dinge durch den höheren Vortheil der öffentlichen Ruhe ſoweit überwogen werden können, daß es Verbrechen gegen den Staat und gegen die Menſchheit ſeyn würde, nach jenen Verbeſſerungen zu trachten. Die Treue und Anhänglichkeit gegen die Verfaſſungen, Geſetze, und ſelbſt, gegen allgemeine Gebräuche, welche im Staate bisher als Recht angenommen und herrſchend geweſen ſind, iſt, wie ich ſchon geſagt habe, eine wahre Bürgertugend: ſie muß alſo von uns an den Perſonen, welche ſie beſitzen, geehrt werden, ſelbſt wenn wir nicht mit ihnen in dem Urtheile über jene Verfaſſungen übereinſtimmen. Dieſe Perſonen, welche neuen Gründen nicht ſo leicht Gehör geben und den neu gepredigten Lehren nicht ſogleich den Eingang in ihr Gemüth erlauben, mögen immerhin, vielleicht aus bloßer Trägheit ſich der Unterſuchung der neuen Grundſätze entziehn, oder aus

Eigenſinn und um ihrer perſönlichen Vortheile willen, in Vertheidigung der alten hartnäckiger werden: immer machen ſie doch in gewiſſer Rückſicht die Pfeiler des Staats aus; immer ſind ſie Urſache, daß auch fehlerhafte Einrichtungen der Dinge in demſelben eine große Feſtigkeit und Fortdauer erhalten können; und dieſe Feſtigkeit iſt zur Glückſeligkeit der Menſchen und zu ihrem Fortgange in Einſichten und Tugenden durchaus unentbehrlich.

Ganz fehlerlos werden unſere politiſchen Einrichtungen nie werden. Und von der andern Seite ſind die Meinungen der Menſchen über Gegenſtände, die ſo weit über die Faſſungskraft des großen Haufens erhaben, ſo dunkel an ſich und ſo vielſeitig ſind, äußerſt ſchwankend und veränderlich.

Wie würde irgend eine Verfaſſung der Staaten ihre Stifter, irgend eine Geſetzgebung die Geſetzgeber überleben können, wenn nicht ein ſehr großer Theil der Bürger, nicht aus Ueberzeugung von der Güte derſelben, ſondern bloß aus Gewohnheit, bey dem bliebe, was einmahl vorhanden iſt.

Drittens, — und das iſt vielleicht der wichtigſte Punkt, — muß der, welcher die neuen Maximen in einem Staate, in deſſen Verfaſſung und Geſetzen noch die alten herrſchen, angenommen hat,

zu eben der Zeit dieſe Geſetze mit noch pünktli⸗cherem Gehorſam befolgen, indem er die mit den⸗ſelben zuſammenhangenden Irrthümern beſtreitet. Wenn er, ohne Schaden zu thun und ohne Ta⸗del zu verdienen, über Auflagen philoſophiren, und nach der beſten Methode ſie zu erheben for⸗ſchen will, ſo muß er die von ihm, nach den bis⸗her beſtehenden Finanzgeſetzen, geforderten Abga⸗ben auf das pünktlichſte bezahlen. Er muß ſich keine Contravention gegen ein zu Recht beſtändi⸗ges Herkommen erlauben, ſelbſt, wenn er dieſes Herkommen nicht in der Vernunft und in der Natur der Dinge gegründet findet, und er muß ſeine Ehrerbiethung gegen den Regenten und alle Obrigkeiten verdoppeln, indem er wiſſenſchaftlich den Urſprung ihrer Gewalt unterſucht und prüft. Der unadlige Bürger, welcher nicht nur ſeiner Menſchenwürde ſich bewußt, ſondern auch durch wahre Verdienſte, Einſichten und Tugenden aus⸗gezeichnet, ſich mit Recht für perſönlich gleich mit dem vornehmſten und verdienſtvollſten Ade⸗ligen ſchätzen kann, wird mit deſto größerer Be⸗ſcheidenheit ſich, im äuſſeren Umgange, in den Schranken ſeines Standes halten, und, aus Ach⸗tung für die Geſetze ſeines Vaterlandes, ſich vor dem Manne höheren Standes, in welchem er

keine natürliche und angebohrne Erhabenheit über ſich erkennt, doch ehrerbiethig beugen. Wie geringhaltig und unbedeutend ſcheint dieſer äußere Glanz dem Manne, welcher weiß, was der Werth von Weisheit und Tugend iſt, weil er ſie ſelbſt beſitzt! Wie könnte es ihm ſchwer werden, jenen Glanz an einem andern zu erblicken und ſich ſelbſt deſſen beraubt zu ſehen? Wenn der dadurch ausgezeichnete Mitbürger auch von wahren Verdienſten nicht entblößt iſt; ſo wird er dem beſcheidenen Weiſen auf halbem Wege entgegen kommen. Und wie leicht iſt es alsdenn, die Ungleichheiten des Standes auszugleichen, wenn Gleichheit zwiſchen den Perſonen vorhanden iſt.

Ich komme endlich zu den Pflichten derer, welche die heutigen Neuerungen in den politiſchen Grundſätzen uneingeſchränkt verdammen, und dem Alten ohne Ausnahme anhängen. Denn auch ſie haben Pflichten und ſind der Verſuchung ausgeſetzt, Ungerechtigkeiten zu begehen. Ich habe zugegeben, daß, vor aller Unterſuchung, die alte Einrichtung vor der neuen den Vorzug habe. Aber derjenige thut auch gewiß Unrecht, der, nachdem die Sache unterſucht worden iſt, den Gründen kein Gehör giebt, oder immer noch die neuen Begriffe

und Sätze verdammt, die er doch weder zu verſtehn, noch weniger zu prüfen ſich die gehörige Mühe gegeben hat. Ich will derjenigen Pflichten, die beyden Parteyen gemein ſind, nur kurz erwähnen. Auch die Vertheidiger der uneingeſchränkten Regentengewalt, des leidenden Gehorſams, aller Privilegien des Adels, kurz alles alten Herkommens, ſind geneigt in Hitze und Leidenſchaft zu gerathen, und laſſen dieſer um deſto mehr Raum, da ſie die Geſetze und Richterſtühle auf ihrer Seite haben, und ſo leicht ihre Gegner für ungehorſame Unterthanen anſehen, oder als ſolche darſtellen können. Aber wie leicht iſt es, die Vernünftigen unter ihnen zu überzeugen, daß ſie durch dieſe Hitze ſowohl Unrecht als Schaden thun, — Unrecht, indem ſie rechtſchaffenen und wohlgeſinnten Bürgern ungegründete Beſchuldigungen machen; Schaden, indem ſie durch ihre Hitze die Hitze der Gegner erwecken, und die ruhige und vernünftige Entſcheidung des Streits immer mehr erſchweren. Ich will nur zwey Vergehungen berühren, deren ſich die Anhänger der alten Politik heute zu Tage nicht ſelten ſchuldig machen, und werde ihnen dadurch Gelegenheit geben, eben ſo viele Tugenden auszuüben.

Die erſte Vergehung iſt, daß ſie ſich durch die

Neuerungen verleiten laſſen, ihre eignen Grundſätze zu übertreiben, und ſelbſt diejenigen Mißbräuche in Schutz zu nehmen, welche ſie zuvor ſelbſt gemißbilliget haben. Es giebt Leute, und es hat ſogar unter uns Deutſchen Schriftſteller und Philoſophen gegeben, die, weil die Franzöſiſchen Revolutionärs mit einer Tafel der Menſchenrechte ihre neue Konſtitution angefangen haben, und einige darunter auf Empörung zu führen ſcheinen, und vielleicht wirklich Volksunruhen in Frankreich erweckt haben, gerade zu läugnen, daß es angebohrne Rechte des Menſchen gebe, und behaupten, daß alle unſere Rechte bloß von der bürgerlichen Geſellſchaft herkommen. Und doch, wer kann die Bündigkeit derjenigen Beweiſe verkennen, mit welchen ſchon vor hundert Jahren Hobbes widerlegt worden iſt. Auch er behauptete, daß der Menſch von Natur weder Rechte noch Pflichten habe, ſondern daß beyde erſt aus Verträgen entſtehen. Aber, antwortete man ihm, woher entſteht denn die Pflicht, die Verträge zu halten, ohne welche alle aus ihnen hergeleiteten Pflichten null ſind? Dieſe Replik iſt unbeantwortlich.

Weil die Schranken, welche die Franzoſen der monarchiſchen Gewalt ſetzen wollten, zuletzt die

Umſtürzung der Monarchie herbeygeführt haben: ſo ſind die treuen Anhänger der Königswürde geneigt, auch den willkührlichſten Despotismus in Schutz zu nehmen. Um die jetzt beſtrittenen Vorrechte des Adels aufrecht zu erhalten, glauben viele Perſonen dieſes Standes, daß dieſe Vorrechte noch mehr vergrößert werden, und der Bürger- und Bauernſtand noch mehr erniedriget werden ſollten.

Weil bey der Franzöſiſchen Revolution auch Schriftſteller und Philoſophen Einfluß gehabt haben, iſt manchen Perſonen auch der Nahme der Aufklärung verhaßt: und, was das Edelſte im Menſchen iſt, gebildete Vernunft und Kenntniß, ſcheint ihnen der Grund alles Verderbniſſes der neuern Zeiten zu ſeyn.

Wer ſieht aber nicht, daß durch ſolche Uebertreibungen nicht nur die Wahrheit gänzlich verloren geht, ſondern auch die vertheidigte Sache ſelbſt den Schein der Wahrheit verliert.

Der zweyte Fehler, welchen die alten Politiker ſo leicht begehen, iſt, daß ſie den Verdacht übler und aufrühriſcher Geſinnungen gegen die Vertheidiger der neuen Grundſätze, ohne davon Beweiſe zu haben, entweder ſelbſt hägen oder bey andern erwecken.

Wie unſchuldig werden nicht oft heut zu Tage diejenigen, welche von Freyheit und allgemeinem Menſchenwohl mit Theilnehmung und Wärme, und von Despotismus und Unterdrückung mit Unwillen ſprechen und ſchreiben, für Beförderer der Franzöſiſchen Neuerungen gehalten? Der Philoſoph, welcher die Rechte der verſchiedenen Stände unparteyiſch unterſucht, ſcheint dem nur für ſich und ſeines gleichen eingenommenen Adligen ein Feind des Adels zu ſeyn.

Nichts thut in der That der freundſchaftlichen Verbindung und dem angenehmen Umgange der Menſchen mehr Schaden, als Argwohn. Und wenn nun ganze große Claſſen gegen einander argwöhniſch werden, und dieſen Argwohn recht geſliſſentlich nähren: was kann anders daraus erfolfolgen, als Spaltung und Erbitterung von allen Seiten, und ein ſtillſchweigender Bürgerkrieg? Wenn dieſe verdachtvollen und Verdacht erweckenden Perſonen das Ohr der Fürſten haben: ſo können ſie leicht ſchuldloſe Bürger vor Gericht bringen und gute Menſchen unglücklich machen.

Das

Chriſtenthum als Lehrgebäude und als Inſtitut betrachtet.

Ein Fragment.

Bisher hat die Chriſtliche Religion beynahe nur Gegner und Vertheidiger, aber wenige unparteyiſche Prüfer gefunden. Die einen gingen von dem Glauben an dieſelbe, als einer göttlich gebothnen Pflicht, aus, und ſuchten nur das, was ihre Ueberzeugung wankend machen, oder ihre Verehrung mindern könnte, niederzuſchlagen und zu entkräften. Die andern, die ſich von dem Einfluſſe des Anſehns und der Erziehung losgemacht hatten, ſuchten ihre Abweichung von der gemeinen Meinung durch Aufſuchung aller ſcheinbaren Mängel in den Urkunden des Chriſtenthums zu rechtfertigen. Jene hielten es für nothwendig, in den Schriften des N. T. keine hiſtoriſche noch dogmatiſche Unrichtigkeit zuzugeben, und alles, was unſern jetzigen Einſichten der Wahrheit widerſprach, entweder durch gewaltſame Erklärungen damit zu vereinigen, oder ſelbſt

zur Beſtreitung der Vernunftkenntniſſe zu gebrauchen. Dieſe, ebenfalls leidenſchaftlich gegen das Chriſtenthum eingenommen, es ſey der Gewalt wegen, die ſie nöthig gehabt hatten, ihren erſten Glauben von ſich zu werfen, es ſey, wegen der ſtärkern Ergebenheit, die wir für neue und ſelbſterfundne Meinungen haben, zum Theil auch zur Streitſucht durch die Heftigkeit der Gegner aufgefordert, waren eben ſo wenig geneigt, der Offenbarung, und ihren Lehren und ihrem Nutzen, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, als die eifrigen Gläubigen geneigt waren, die unſtreitigen Rechte der Vernunft anzuerkennen.

Es iſt endlich Zeit, es iſt eines philoſophiſchen Jahrhunderts würdig; und es iſt nach den durch ſo langen Streit erſchöpften Quellen der Gründe und Gegengründe eher möglich, die Chriſtliche Religion, es ſey als ein Inſtitut, wie ſie uns die Geſchichte zeigt, es ſey als einen moraliſchen und theologiſchen Unterricht, wie wir ſie in den Schriften des N. T. finden, ganz unbefangen zu prüfen: von dem erſten die nützlichen und ſchädlichen Folgen für das menſchliche Geſchlecht, von dem andern Wahrheit und Irthum, ſo weit jetzt unſre hiſtoriſchen und philoſophiſchen gewiſſen Kenntniſſe reichen, gegen einander zu halten, und

dadurch die Verehrung, die wir ihr ſchuldig ſind, und den Nutzen, den wir von ihr ziehn müſſen, zu beſtimmen.

Es verſteht ſich, daß dieß freylich nur nach dem Maße der Begriffe und Kenntniſſe geſchehen kann, die der Autor einer ſolchen Unterſuchung hat. Meine Hoffnung iſt nicht, die ſtreitenden Meinungen der Menſchen zu einem mehr ſichern Mittelpuncte zu bringen: aber mein Vorſatz iſt, den Gegenſtand ſo zu betrachten, als wenn er ſich mir jetzt in meinem Alter zum erſten Mahl zeigte, und ich ſeine Würde erſt aus ſeiner Beſchaffenheit ſchließen wollte. Dieß iſt mein Vorſatz. Aber freylich können vorgefaßte Meinungen und Begriffe den Menſchen unvermerkt beſchleichen, und ich kann für nichts ſtehen, als für die Aufmerkſamkeit, mit welcher ich Liebe oder Haß gegen irgend ein Syſtem von mir entfernen will, um der Sache ſelbſt ihren natürlichen Einfluß auf mein Gemüth zu laſſen.

Hier ſind alſo zuerſt einige Reſultate meiner Betrachtungen über das, was die Einführung des Chriſtenthums, theils als Unterricht, theils als geſtiftete Geſellſchaft, in den Einſichten und dem Zuſtande der Menſchen vortheilhaftes oder nachtheiliges gewirkt hat.

1.

Das erſte was unſtreitig die Predigt des Chriſtenthums gewirkt hat, iſt, daß ſie den Begriff von einem einzigen, höchſten und ganz unſichtbaren Gotte, deſſen Weſen nur durch geiſtige Vollkommenheiten für uns beſtimmt iſt, in der Welt ausgebreitet, und alſo unter den Völkern, unter welchen ſie Eingang gefunden, die Vielgötterey und den Götzendienſt nach und nach ausgerottet hat. Dieſe Lehre kam von der alten Jüdiſchen Religion her, von welcher Chriſtus und ſeine Apoſtel gleichſam nur die Reformatoren und die Miſſionarien waren. Durch die Lehrer der Chriſtlichen Religion, wurden die Vorzüge, welche die Jüdiſche, in Abſicht der Lehre von Gott, unſtreitig vor der Volks-Religion aller andern, auch der aufgeklärteſten Nationen beſaß, zuerſt dieſen Nationen mitgetheilt und den Menſchen aller Stämme und jedes Urſprungs gemein gemacht.

Die Veränderung, die dadurch in den Begriffen der Menſchen vorgieng, war groß, und unſtreitig eine Veränderung zum Beſſern. Sinnliche Gottheiten, und die nach der Mannigfaltigkeit der Theile und der Vorfälle in der Welt vervielfältigt waren, mußten nothwendig einen eben ſo ſinnlichen Gottesdienſt, und eine abergläubiſche Verehrungs-

art hervorbringen. Die Volksreligion der Heiden hieng mit der Moral gar nicht zuſammen, und arbeitete ihr in vielen Rückſichten entgegen. Der Begriff eines unſichtbaren, geiſtigen, moraliſch vollkommnen Gottes, den das Chriſtenthum verbreitete, konnte höchſtens unwirkſam auf die Gemüther ſeyn, aber ſchädlich konnte er nicht werden. Er mußte die Verpflichtung gut zu ſeyn und verſtändig zu handeln, verſtärken; weil Verſtand und Güte die einzigen Eigenſchaften des Weſens waren, welches das Chriſtenthum als oberſten Herrn der Menſchen und als höchſtes Muſter für ihre Nachahmung vorſtellte. — Die Begierde, ſich dieſem unſichtbaren Weſen, welches nur die Vernunft denken ſoll, mehr zu nähern, konnte Enthuſiaſten hervorbringen. Aber der Aberglaube, welcher durch kleine, abgeſchmackte und niedrige Mittel ſich die Gunſt der höhern Weſen zu erwerben ſucht, konnte nicht Statt finden, ſo lange jene Lehre von einem einigen Gott, der ein Geiſt ſey, nicht von neuem verfälſcht wurde.

2.

Durch die Ausbreitung dieſer Lehre von Gott, welche die Juden bisher als ihr Eigenthum und als ein Vorrecht ihrer Nation angeſehen hatten,

wurde nun, auf der Seite der Juden ſelbſt, ei=
ne zweyte Veränderung bewirkt, die man nicht
nur als Folge des Chriſtenthums, ſondern als ei=
ne der Hauptabſichten ſeines Stifters und ſeiner
erſten Lehrer anſehn kann. Die Ausſchließung
aller nichtjüdiſchen Völker von der Theilnahme an
der Erkenntniß und dem Troſte, den die Jüdiſche
reinere Dogmatik gab, wofern dieſe Völker nicht
zugleich ſich allen Vorſchriften ihres Nationalge=
ſetzbuchs unterwürfen, dieſe Ausſchließung hörte
auf, ein weſentlicher Artikel der Jüdiſchen Reli=
gion zu ſeyn; die wichtigen und allen Menſchen
unentbehrlichen Wahrheiten, welche dieſe Religion
enthielt, wurden dadurch von den Ceremonien des
Gottesdienſtes getrennt und abgeſondert, und ſie
ſelbſt wurde demnach reiner und geiſtiger.

Dieſer Gegenſtand nimmt in Chriſti Reden
und in der Apoſtel Briefen einen weit größern
Raum ein, als die meiſten der andern Gegenſtän=
de, die wir jetzt zur Chriſtlichen Dogmatik und
Moral rechnen; ich meine die Lehre, daß auf der
einen Seite die moraliſchen Gebothe von höherer
Wichtigkeit auch für Juden ſelbſt ſind, als die
Vorſchriften von äußern Gebräuchen, und daß
auf der andern, dieſe moſaiſchen Kirchen= und Po=
licey=Geſetze, beſonders ſo wie ſie durch Tradition

und Subtilität der Ausleger vermehrt worden, nimmermehr für alle Völker verbindlich ſeyn können, deren Pflicht und Glückſeligkeit es doch iſt, den einigen Gott der Juden zu kennen und durch Gehorſam gegen ſein Sittengeſetz zu verehren.

Da die erſten Lehrer der Chriſtlichen Religion, wie ich ſchon geſagt habe, mehr wie Reformatoren der Jüdiſchen Religion, als wie Stifter einer neuen handelten: ſo war es natürlich, daß ihre vornehmſte Bemühung darauf gerichtet war, die Vorurtheile, die der erſten anklebten, zu beſtreiten, und ihre Mängel zu verbeſſern. Chriſtus beſtändiger Streit mit den Phariſäern entſtand aus dieſem Angriffe, den er auf die übertriebne Verehrung der bloß poſitiven Gebothe des Moſaiſchen Geſetzes und der Tradition that, und aus dem Vorzuge, den er den Vorſchriften der Sittenlehre, beſonders den Pflichten der Menſchenliebe vor jenen Gebothen gab; und die Apoſtel hatten in den neugepflanzten Gemeinden keinen Unterricht öfter einzuſchärfen nöthig, als den, daß die Heiden durch das Evangelium gleichen Antheil an der Gnade Gottes, als die Juden, hätten, ohne zur Annahme und Befolgung des ganzen Jüdiſchen Geſetzes verpflichtet zu ſeyn. Für die aus dem Judenthume bekehrten Chriſten, blieb es

noch eine Zeitlang ſchwankend, welchen Gehorſam ſie, um ihrer Abſtammung willen, den Gebräuchen und Ueberlieferungen ihrer Väter ſchuldig wären. Auch machten noch die Apoſtel ſelbſt einige von dieſen Vorſchriften, die Enthaltung vom Eſſen des Blutes und des Erſtickten, zu allgemeinen Gebothen der Neubekehrten. Aber der Geiſt, der in ihren und ihres Meiſters Lehren herrſchte, gieng doch dahin, den moraliſchen Geſetzen über die gottesdienſtlichen Gebräuche der Juden das Uebergewicht zu geben, die Anhänglichkeit an dieſe in der Nation ſelbſt zu ſchwächen, und die Erkenntniß von jenen unter die übrigen Nationen, ohne Zuſatz des daran haftenden Ceremoniels, auszubreiten.

3.

Eine dritte Folge welche hieraus entſtand, daß die Chriſtliche Religion darauf abzweckte, gewiſſe Lehren in der Welt auszubreiten, war dieſe, daß ein Lehrſtand durch ſie errichtet wurde, und die gottesdienſtlichen Verſammlungen zugleich die Abſicht bekamen, das Volk in jenen Lehren zu unterrichten. Das war im Grunde ebenfalls eine Eigenheit und ein Vorzug der Jüdiſchen religiöſen Verfaſſungen, welche das Chriſtenthum nun

überall verbreitete. Zwar hatte Moſes keinen andern Gottesdienſt geſtiftet, als der in Feyerlichkeiten, Opferungen und ſinnbildlichen Handlungen beſtand. Seine Prieſter waren von ihm nicht zu Lehrern beſtimmt worden, und ſie hatten auch in den erſten und blühendſten Zeiten der Jüdiſchen Religion und des Jüdiſchen Staats dieſe Functionen nicht verrichtet. Aber nach Zurückkehr der Juden aus der ſogenannten Babyloniſchen Gefangenſchaft, da ſie ihr Geſetzbuch als eine alte Urkunde anſehen mußten, welche Erklärung brauchte, hatten bey ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen auch die Ausleger deſſelben aufzutreten angefangen. Mit der Auslegung des Geſetzes, wurden bald andre religiöſe und moraliſche Unterweiſungen verbunden. So entſtand in ihren Synagogen ein Lehrſtuhl; und ein Theil ihrer Sabbathe und Feyertage war den Vorträgen der Schriftgelehrten, und ſelbſt ihren Disputen gewidmet. Die Chriſtliche Societät, die in ihren Zuſammenkünften viel von der Jüdiſchen Synagoge annahm, die zwar anfangs nur Aelteſte und Diener, nicht eigentlich Prediger und Lehrer hatte, trug doch jenen zugleich das Amt und das Recht auf, für Ermunterung, Belehrung und Tröſtung der übrigen Gemeindeglieder zu ſor-

gen. So entſtand dann nach und nach der große Vorzug, den die Chriſtliche Religion als Partey, vor allen vorhergehenden Volksreligionen bekam, daß ihr Gottesdienſt nicht in Gebräuchen, oder doch nicht allein in Gebräuchen, ſondern, neben Gebeth und Dankſagungen, auch in öffentlichen Religions-Vorträgen beſtand. Dadurch allein mußte dieſe Religion dem menſchlichen Geſchlechte Gutes erweiſen. Sie ſtiftete faſt zuerſt einen öffentlichen Unterricht für das Volk; und ſey derſelbe anfangs noch ſo eingeſchränkt geweſen, bloß auf die eigenthümlichen Lehren, welche die Partey unterſchieden, auf die Pflichten, die ihr gerade in ihrer Lage die heiligſten waren; ſey derſelbe auch bald darauf durch alle die Verderbniſſe verunſtaltet worden, welche die Einſichten der Menſchen oder ihre Beredtſamkeit betroffen haben: ſo wurde doch dadurch ein Grund zu der allgemeinen Aufklärung der Menſchen gelegt, der wir uns in der heutigen Zeit nähern. Die Chriſten erkannten und rühmten auch von ſich frühzeitig dieſen Vorzug, daß der gemeinſte Menſch unter ihnen, über die Religion, die Natur Gottes und des Menſchen Verpflichtung, ſo reine Begriffe hätte, als unter den Griechen und Römern bisher nur der Antheil der Philoſophen und der von ihnen erzognen Reichen geweſen wäre.

4.

Eben hieraus aber, daß in der Chriſtlichen Religion ſelbſt durch die einfachen Lehren ihrer Stifter, der Grund zu einer Dogmatik gelegt wurde, hieraus, daß von ihren Anhängern ſie nicht bloß die Beobachtung gewiſſer Regeln, ſondern die Anerkennung gewiſſer Wahrheiten verlangte, entſtanden entferntere, nützliche ſowohl als ſchädliche Folgen. Von der einen Seite hat dieß die Religion mit der Philoſophie und den Wiſſenſchaften mehr in Verbindung geſetzt, und zu einer langen Reihe von Unterſuchungen Anlaß gegeben, die, wenn ſie auch an ſich fruchtlos waren, doch zu andern Kenntniſſen führten, oder andre Studien als Hülfsmittel beförderten. Von der andern Seite war es nicht nur für das Praktiſche der Religion, welches ihr wichtigſter Endzweck iſt, ſchädlich, daß die Lehrſätze und deren Beſtimmung die Aufmerkſamkeit der Chriſten und beſonders ihrer Aufſeher ſo ganz an ſich zogen: ſondern es entſtanden auch, (da wenige und einfache Wahrheiten, und wenige nicht ganz verſtändliche Schriften, worin man dieſe Wahrheiten als in Urkunden aufſuchte, der Gegenſtand eines immer währenden Studiums ſo vieler Köpfe wurden,) zu dem erſten Lehrgebäude ſelbſt ſo viele unnütze Zuſätze, und unter den Lehrern verſchied-

ner Denkungsart, ſo viel Streit, daß, über der Begierde die reine Lehre feſtzuſetzen, die Chriſtliche Tugend beynah verlohren ging, und durch die Bemühung eine allgemeine Gleichheit der Lehrform zu erhalten, die Secten ſich bis ins unendliche vervielfältigten. Von dieſem Streite der Religionsparteyen, und beſonders von ihrem Haſſe, war zwar die heidniſche Religion nicht, wie einige Gegner der Chriſtlichen behaupten, frey geweſen, aber ſie hatte doch weniger davon gewußt. Da jene nur in Gebräuchen beſtand, und keine Lehren hatte: ſo konnte die Verſchiedenheit der Parteyen, in die ſie ſich theilte, nicht bis zur Entgegenſetzung gehn. Eine Ceremonie widerſpricht niemahls einer andern Ceremonie: aber eine Lehre kann der andern widerſprechen. Die, welche den Inſtituten des Numa folgten, mochten vielleicht die Gebräuche beym Gottesdienſte der Iſis anſtößig finden. Aber die erſten läugneten nichts von dem, was die Anbether der letztern bejahten: denn keiner hatte mit allgemeinen Wahrheiten zu thun, ſondern nur mit Gebräuchen, durch welche ſie das Andenken alter Göttergeſchichten erneuerten, oder mit Formen, unter welchen ſie ihre gegenwärtige Noth den verſchiedenen Göttern vortrugen. Der Haß des Aegypters konnte deßwegen doch noch gegen den

Römer rege werden, wenn er ihn dem Bilde der Gottheit, das er verehrte, verächtlich begegnen, oder ihn bey Religionshandlungen leichtſinnig ſah, die er mit Andacht verrichtete. So konnte auf der andern Seite der Römer die Entmannung der Phrygiſchen Prieſter der Cybele mißbilligen, und von der Verachtung ihrer ihm ungereimt ſcheinenden Gebräuche auf einen Widerwillen gegen ihre Perſon übergehen. Aber die Quelle des Haſſes, (und es iſt eine reiche Quelle,) der aus dem Streite über dogmatiſche Lehrſätze fließt, wenn der Stolz und die Rechthaberey an die Stelle der Wahrheitsliebe treten, wenn ſich die eine Partey die Autorität anmaßt zu entſcheiden, und die andre die Denkfreyheit gegen dieſe Autorität aufrecht erhalten will; wenn endlich das Bekenntniß gewiſſer Lehrſätze mit Einkünften und Ehrenſtellen, die die eine Partey beſitzt, verbunden wird, und die andre den Beſitz dieſer Vortheile zugleich mit ihren Sätzen ihren Gegnern beſtreitet: — dieſe Quelle, ſage ich, war für die verſchiednen National-Religionen der alten Welt verſtopft, und floß reichlich für die Secten des Chriſtenthums. Durch die Streitigkeiten der Ketzer und deren Entſcheidung wurde die Dogmatik der orthodoxen Partey immer weitläuftiger und immer

ſubtiler; und die Anläſſe zu neuem Streite vermehrten ſich mit der Ausdehnung und Subtilität des Syſtems. So hat die Welt, ſo haben die Staaten und die Wiſſenſchaften, durch die entfernten Folgen des dogmatiſirenden Geiſtes der Chriſtlichen Religion, viel gelitten; — ein Geiſt, der an ſich zwar viel vernünftiger, als der ſinnliche oder allegoriſirende der heidniſchen Religion iſt, welcher ſich mit Schauſpielen, Aufzügen und Opfern begnügt, — aber der doch, wenn er nicht durch eine reife Vernunft im Zaume gehalten wird, eben um deſto mehr ausartet, weil er die Vernunft und alle Wiſſenſchaften mit in ſein Intereſſe ziehen kann, und an allen den Unvollkommenheiten Theil nimmt, welche dieſen in jeder Zeitperiode ankleben.

f.

Das Gute und das Böſe, welches daraus entſtand, daß die Chriſtliche Religion nicht bloß eine Praxis hatte, welche ſie geboth, ſondern auch eine Theorie, an deren Vertheidigung, Entwickelung und Reinigung ihre Anhänger und Lehrer arbeiteten, wurde in einem vorzüglichen Grade dadurch befördert, daß ſie zuerſt unter allen Volksreligionen, außer der Jüdiſchen, ſich auf ein Buch

gründete, und ihren Anhängern ſchriftliche Urkunden überlieferte, in welchen ihr weſentlicher Inhalt ſowohl als ihre Beglaubigung zu finden ſeyn ſollte. So wie die Prediger des Chriſtenthums in andern Punkten nur dasjenige unter den geſitteten Völkern der Welt gemein gemacht hatten, was der Jüdiſchen Religion und, um der Religion willen, dem Jüdiſchen Volke eigenthümlich geweſen war: ſo wurden auch, in dieſem Punkte, die Folgen, welche ſich unter den Anhängern der Moſaiſchen Religion daraus ergeben hatten, daß ſie gewiſſe Bücher als göttliche Offenbarungen und Quellen der Religion verehrten, nur auf die weit größre Anzahl der Menſchen und Nationen ausgebreitet, welche die auf gleiche geſchriebene Dokumente ſich ſtützende Chriſtliche Religion annahmen. Die Apoſtel ſelbſt brachten keine andre, als eben jene alten jüdiſchen Urkunden mit. Und ob ſie gleich von den Menſchen einer andern Herkunft nicht einen unbedingten Gehorſam gegen alle Gebothe forderten, welche in dieſen Urkunden den Nachkommen Abrahams gegeben werden: ſo machten ſie doch dieſelben zu einem Hülfsmittel ihres Unterrichts, und zu einem Grunde ihrer Beweiſe, flößten durch ihr Beyſpiel und durch ihre Ermahnungen den Neubekehrten die größte

Verehrung gegen die heiligen Bücher der Juden ein, und machten es ohne Zweifel zur Pflicht und Gewohnheit der Gemeinden, dieſelben in den Privathäuſern zu leſen und öffentlich auszulegen. Das Beyſpiel dieſer Jüdiſchen Religionsbücher, und der Gebrauch, den man davon zum Religions-Unterrichte und beym Gottesdienſte machte, bereiteten die Chriſten vor, den Schriften ihrer erſten und verehrteſten Lehrer ein gleiches Anſehn zu geben, und ſie zu einem gleichen Gebrauche zu beſtimmen. Viele Gemeinden hatten eigne Dokumente dieſer Art, Briefe und Aufſätze von den Apoſteln, von welchen ſie waren gepflanzt worden. Mehrere Gemeinden tauſchten dieſe gegen einander aus oder vereinigten ſie alle. Unter den Erzählungen von dem Leben Jeſu wurden diejenigen, die ihrer Verfaſſer wegen in der größten Achtung ſtanden, oder deren Aechtheit und Werth am allgemeinſten anerkannt war, jenen Briefen beygefügt. So entſtand endlich eine neue Sammlung heiliger Bücher für die Chriſten, die den von den Jüdiſchen Stiftern des Chriſtenthums überlieferten an die Seite geſetzt, auf gleiche Weiſe vermehrt, gebraucht und behandelt wurden.

Wenn man nun dieſen der Jüdiſchen und Chriſtlichen Religion eignen Umſtand und deſſen

Folgen überlegt: ſo erkennt man zuerſt, daß er einen wahren Vorzug von beyden ausmacht. Schrift und Buch iſt das beſte Mittel unter allen, die Menſchen zu belehren; und nicht mündliche Ueberlieferung, nicht Hieroglyphen, nicht Ceremonien und Gebräuche, (die eine Art von Hieroglyphen ſind,) können die Stelle des Schreibens zur Mittheilung und Aufbewahrung gewiſſer allgemein wichtigen Begriffe erſetzen. Erſtlich wo ein Buch der Religion zum Grunde liegt, da liegen ihr Ideen zum Grunde: und dieſe Ideen bleiben. Wo die Religion ohne Buch iſt, da hat ſie entweder nie etwas für den Verſtand belehrendes enthalten, oder dieſes verliert ſich unter dem Sinnlichen immer mehr mit der Länge der Zeit. Wenn den ſymbolischen Handlungen der heydniſchen, d. h. der mythologiſchen Religion gleich anfangs auch gewiſſe Vorſtellungen zum Grunde lagen; wenn ſie auch, nach der Abſicht der Stifter, gewiſſe erkannte Wahrheiten fortpflanzen ſollten: ſo verlohren ſie doch mit der Zeit die Deutlichkeit ihrer Bedeutung; der Geiſt verſchwand, der Körper blieb. Und was zuerſt eine Art von pantominiſcher Sprache geweſen war, wurde zuletzt Aberglaube und Alfanzerey.

Schriftlich verfaßte Geſetze und Lehren der

Religion gaben zweytens einen Leitfaden des Unterrichts, und einen Leitfaden der Reform für alle künftigen Zeiten ab, den keine Religion haben konnte, welche bloß auf Herkommen und Gewohnheit gegründet war. Die Mißbräuche und Verderbniſſe, die in jedem menſchlichen Inſtitute entſtehen, wenn es durch die Hände vieler Generationen hindurchgeht, ſind ſchwerlich zu heben, wenn man kein erſtes Muſter der Reinigkeit hat, auf welches man zurückgeht. Und ſo wie geſchriebene Geſetze den Staaten zuerſt eine gewiſſe Dauer und Feſtigkeit gegeben haben, ſo konnte ein geſchriebenes Religionsbuch allein die durch Vernunft oder durch Offenbarung einmahl erlangten Kenntniſſe über Gott und die Religion befeſtigen. Daher ſehen wir auch, daß, unerachtet aller der Menſchenſatzungen, mit welchen die neuen Jüdiſchen Lehrer die einfachere Moſaiſche Religion erſchwert und die Sittengebothe derſelben entkräftet hatten, unerachtet aller der Auswüchſe der Dogmatik und der Verderbniſſe der Sittenlehre, durch welche die von Chriſto veranſtaltete Reformation nöthig gemacht wurde, doch in der Jüdiſchen Religion, von ihrem Urſprunge an bis auf Chriſtum, mehr Haltung, mehr Feſtigkeit und Uebereinſtimmung, (das Kennzeichen

der Wahrheit,) mehr Zuſammenhang und Gleichförmigkeit, in Rückſicht auf Lehrbegriff und Moral, geweſen iſt, als in irgend einer der Religionen des Alterthums. Bey dieſen blieben zwar die Gebräuche, wenn ſie durch politiſche Geſetze befeſtigt wurden: aber das, was man ſich bey denſelben dachte, da es nie genau beſtimmt geweſen war, wurde mit der Zeit durchaus verändert. Der Geiſt der älteſten, roheſten Zeit wehete, obwohl dunkel, in dieſen Ceremonien. Was man davon verſtand, und was in den mythologiſchen Erzählungen, dem einzigen Dokumente, das dieſen Ceremonien zur Auslegung diente, enthalten war, widerſprach durchaus den Ideen, die man durch Vernunft und Erfahrung geſammelt hatte. Die Unmöglichkeit, dieſen Widerſpruch zu heben, auch nur denſelben gehörig, aus Mangel von Religions-Urkunden, zu beurtheilen, mußte nothwendig den Gottesdienſt für die eine Partey, die ihrer Vernunft Gehör gab, ganz unnütz machen, und bey der andern, die das Alterthum über alles verehrte, dem Aberglauben und der Schwärmerey das freyeſte Spiel geben. Bey den Juden hingegen erhielten ſich gewiſſe reine wahre Begriffe mitten unter allen Abwechſelungen ihres Staates und ihres Gottesdienſtes. Sie

verglichen von Zeit zu Zeit ihre gegenwärtige Verfaſſung, ihre Meinungen und ihre Uebungen mit ihrem alten Geſetzbuche: und ſie arbeiteten mit mehr Leichtigkeit an Verbeſſerungen, da ſie ein Modell der Vollkommenheit, wenigſtens nach ihrer Vorſtellung, hatten. Selbſt die Reformation, welche Chriſtus vornahm, und welche die Apoſtel unter den Juden aller Römiſchen Länder verbreiteten, fand nur dadurch Eingang, daß ſie auf gewiſſe Weiſe Wiederherſtellung der reinen, von Menſchenſatzungen gereinigten, Moſaiſchen Lehre zu ſeyn ſchien. Wenigſtens wurde ihre Annahme dadurch erleichtert, daß die Lehrer der neuen Religion auf ein allgemein verehrtes Buch zurückgehn, und in demſelben die Beſtätigung ihrer Behauptungen, und die Grundlinien ihrer Sittenlehre aufſuchen konnten.

Daß alſo die Chriſtliche Religion, vom Anfange an, mehr, als die Religionen der Völker, die wir Heyden nennen, den Verſtand beſchäftigt hat, daß ſie immer als ein Syſtem von Wahrheiten und Erkenntniſſen angeſehen worden, daß durch ſie auch gewiſſe Wahrheiten und Erkenntniſſe ſich, mitten durch die Jahrhunderte der Barbarey und Unwiſſenheit, erhalten, und bis auf beſſere Zeiten fortgepflanzt haben, bis auf Zei-

ten, wo ſie von der Vernunft unterſucht, beſtätigt und geſichtet werden konnten: das haben wir dem Umſtande zu danken, daß dieſe Religion Bücher in die Welt eingeführt hat, die, für heilig und göttlich gehalten, und angeſehen als die erſten Urquellen der Wahrheit, der Gegenſtand allgemeiner Betrachtung, Erforſchung und Auslegung geworden ſind.

Dieß ſind, nach meiner Ueberzeugung, die Vortheile, die daraus entſtehn, wenn eine Religion ſich auf Bücher gründet. Ihnen ſtehn unverkennbare Unbequemlichkeiten zur Seite, die ſich unter den Juden zu äußern anfingen, und die unter den Chriſten weit merklicher wurden, weil die Wirkungen aller Urſachen größer werden, wenn ſie auf eine größere Maſſe wirken.

Wenn alte Schriften die Urkunden einer National-Religion ſind, und dieſe für heilig und göttlichen Urſprungs gehalten werden: ſo erhalten ſich die darin überlieferten Wahrheiten ſicherer, die Begriffe, die den Anhängern der Religion angehören, werden beſtimmter und feſter: aber eben dadurch wird die Freyheit des Nachdenkens verhindert und der Fortgang der Vernunft gehemmt. Eine Religion, wie die der Römer und Griechen, ohne Glaubensſyſtem und oh-

ne heilige Bücher, ſo abergläubiſch ſie iſt, kann doch mit der Philoſophie beſtehn und ſich mit derſelben vertragen. Eine Religion, wie die Jüdiſche und Chriſtliche, die ein Lehrbekenntniß und eine Bibel hat, woraus das Bekenntniß hergeleitet wird, ſo rein und ſo vernünftig ſie von ihrem Urſprunge ſeyn mag, wird doch ewig mit der Philoſophie im Kampfe liegen. Jene Bücher verändern ſich nicht und gehen nicht mit fort mit den Menſchen, unter welchen ſie für Quellen der Religion anerkannt ſind. Früh oder ſpät kommen die Begriffe, welche aus ihnen geſchöpft ſind, mit denen, welche die menſchliche Vernunft aus ſich ſelbſt entwickelt, in Colliſion. Selbſt, je mehr man die erſten bearbeitet und je genauer man ſie beſtimmt, deſto größer wird oft die Abweichung von dem Syſteme der übrigen Kenntniſſe: ſo wie zwey divergirende Fäden ſich immer weiter von einander entfernen, je länger man ſie fortſpinnt.

Wenn alte Schriften die Urkunden einer Religion ſind: ſo wird Auslegung dieſer Schriften die Hauptbeſchäftigung der Lehrer; und alles, was dieſe Beſchäftigung des Auslegens und Commentirens fremder Gedanken, und beſonders alter Sprachen, nützliches oder ſchädliches für den

menſchlichen Verſtand hat, alles, was ſie zur Erkenntniß der Wahrheit beförderliches oder hinderliches enthält, das vereinigt ſich zwiefach bey den Auslegern unſrer heiligen Schriften; — zwiefach ſage ich: erſtlich, weil hier nur ein einziges Buch iſt, an deſſen Erklärung ohne Aufhören alle Geſchlechter arbeiten; zum andern, weil die Sprachen, in welchen es geſchrieben iſt, abgeſtorben und nicht einmahl in andern Büchern aufbewahrt ſind; und endlich, weil auch die Facta, durch welche dunkle Ausdrücke der Sprache erklärt, und der Zuſammenhang und die Abzweckung des Inhalts ausgefunden werden könnte, erloſchen ſind.

Das Auslegen alter Schriften in abgeſtorbenen Sprachen, welche in großer Hochachtung ſtehn, verhindert, wenn es herrſchendes Studium eines Zeitalters wird, das Selbſtdenken. Das haben die Jahrhunderte bewieſen, in welchen die Gelehrten ſich ganz allein mit der Erklärung der Römer und Griechen beſchäftigten. Aber dieſe hielt man doch noch für menſchliche Schriften, und man durfte ſich alſo auch erlauben, das, was in ihnen geſagt wurde, zu beurtheilen. Man durfte das, was man unverſtändlich fand, für verdorben oder verſtümmelt halten und bey Seite legen, man durfte das, was man unrichtig oder

ſchlecht fand, widerlegen und tadeln, wenn man dazu Muth und Geiſtesfreyheit genug hatte. Hingegen bey einem für göttlich gehaltnen Buche wird voraus geſetzt, daß alles verſtändlich und daß alles wahr und vollkommen ſey. Wenn nun demungeachtet wirklich dunkle Stellen vorkommen: ſo muß, ſo lange jener Wahn herrſcht, ein Sinn mit Gewalt aus den Worten erzwungen oder in dieſelben hineingelegt werden. Dadurch iſt den Hypotheſen und der Spitzfindigkeit die Thüre aufgethan. Ja, ſelbſt die Schwärmerey findet in den dunkeln Stellen Nahrung, weil ſie da, wo nicht bekannte und allgemein verſtändliche Wahrheiten ſtehn, geheimnißvolle und höhere Entdeckungen erwartet, dergleichen ſie überhaupt von einer Offenbarung zu hoffen, berechtigt zu ſeyn ſcheint.

Daraus entſtehen die zwey Abwege, durch welche die Theologie beyder Völker, die ihre Religion auf ein Buch gegründet haben, der Juden und Chriſten, ausgeartet iſt; eine Dogmatik voll Subtilitäten, und eine Moral voll willkührlicher Satzungen, oder eine zur Schwärmerey ſich hinneigende Myſtik.

So wie die Pflicht und die Beſchäftigung, alte für göttlich gehaltene Schriften in erloſchnen

Sprachen auszulegen, ohne Dunkelheiten übrig zu laſſen, nothwendig die metaphyſiſchen Grillen oder die Phantaſien der Ausleger mit in die Religion bringt, und die Denkungsart der Ausleger von der geraden geſunden Vernunft abwendet; ſo macht die Nothwendigkeit, in der ſie ſind, jeden Satz wahr, und jeden Vortrag vollkommen zu finden; daß ſie ihren anderweitigen Ueberzeugungen und ihrem Geſchmacke entſagen und beydes, wenn ſonſt noch ſo viele Gründe dafür ſind, beſtreiten müſſen.

Von der einen Seite wird alſo der Forſcher, der mit einer Verehrung, wie das Göttliche verlangt, zur Auslegung einer ſolchen Schrift hinzukömmt, verhindert, ſeiner eignen Vernunft und Erfahrung zu trauen und die Kette der Schlüſſe aus beyden in ihrem natürlichen Gange zu verfolgen: auf der andern wird er oft veranlaßt, ſeine eignen Begriffe unvermerkt dem göttlichen Autor in dunkeln Stellen unterzuſchieben, und dadurch ſeine eignen Vorurtheile und Träumereyen zu heiligen.

Der Geiſt der Subtilität, welcher in allen Talmudiſchen und Rabbiniſchen Schriften der Juden herrſcht, der ſich ſchon in den Satzungen, caſuiſtiſchen Entſcheidungen und Diſputen der

Schriftgelehrten zu Chriſtus Zeiten zeigte, und der dieſe Nation noch bis auf den heutigen Tag auszeichnet, entſtand zum Theil gewiß daraus: daß ihre Gelehrten ſich mit nichts weiter, als mit dem Studiren des moſaiſchen Geſetzes, beſchäftigten. Da der menſchliche Geiſt nach Neuheit und Abwechſelung begierig iſt: ſo wollte jeder Nachfolger zu den Entdeckungen ſeiner Vorgänger etwas hinzuthun. Und da doch das Object und die Quelle der Erkenntniß immer dieſelbe blieb, da der zu bearbeitende Stoff ſich gar nicht vermehrte: ſo blieb den ſpätern Auslegern nichts übrig, als entweder noch einen neuen und verborgnen Sinn aus längſt erklärten Worten herauszubringen, oder aus den herausgebrachten Sätzen weitere und ſubtilere Folgerungen zu ziehen. Auf dieſe Weiſe wurden die, ohne das ſchon vielfachen, Vorſchriften für die Religions-Uebung und das öffentliche und Privatleben, die das Moſaiſche Geſetzbuch ausmachten, durch eine Menge noch feiner ausgedachter, noch mehr läſtiger Einſchränkungen vermehrt, die man alle nur in ſo fern für verbindlich anſah, als man ſie für Folgerungen aus jenen Gebothen, oder für Entſcheidungen nach der Analogie, oder für Vorkehrungen zu gewiſſerer Beobachtung der erſten anſah.

Das Uebel wuchs unter den Chriſtlichen Völkern und ihren Gelehrten, mit der Entfernung der Zeiten, welche das Verſtändniß der älteſten und beſonders der Jüdiſchen Bücher immer ſchwerer machte. Die Schriften des neuen Teſtaments, obgleich den Auslegern näher, waren doch ebenfalls in einer Sprache, der jüdiſch-griechiſchen, geſchrieben, die bald erloſch und in der ſehr wenige andre Schriften geſchrieben worden waren. Für die Erklärung der Begebenheiten, auf welche dieſe Schriften ſich beziehn und durch welche viele Aeußerungen erſt ihre beſtimmte Abſicht, und alſo ihren wahren Sinn erhalten ſollten, blieben ſchon den nächſten Jahrhunderten eben ſo wenig ſichere und umſtändliche Nachrichten übrig, als für die Geſchichten, aus welchen Moſes und die Propheten erklärt werden ſollten.

Ein unermeßliches Feld von Nachforſchungen, Muthmaßungen, willkührlichen Entſcheidungen der einen und ſchwärmeriſchen Ahndungen der andern Partey, war nun eröffnet, da auf dieſe Weiſe die Menſchen ihre vornehmſten Kenntniſſe und die ſicherſten ſowohl, als die wichtigſten Wahrheiten aus zwey Büchern herzuhohlen angewieſen wurden, die weder durch Sprach- noch Sachkenntniſſe vollkommen verſtändlich zu machen waren.

Ueber die Dinge ſelbſt iſt ſchon Widerſpruch genug unter den Menſchen, wenn ſie aus ihren Erfahrungen durch ihr Raiſonnement Syſteme aufführen. Aber hier iſt doch ein ſolider Grund, auf den man immer wieder zurückgehen kann, nähmlich, die Erfahrungen zu erneuern und die Vernunftſchlüſſe zu prüfen. Ueberdieß, da dieſe Syſteme, wenn auch mit voller Ueberzeugung vertheidigt, ſich doch nur als menſchlich ankündigen: ſo iſt ihre Beſtreitung kein Verbrechen; und zuweilen erlauben ſich ihre Urheber ſelbſt davon abzuweichen.

Bey Auslegungen dunkler Bücher hingegen entſtehen der Streitigkeiten weit mehrere, weil es beynahe ganz willkührlich iſt und ganz von der eigenthümlichen Denkungsart jedes Auslegers abhängt, welchen Sinn er in Worte hineinlegen will, welche keinen beſtimmten enthalten; und iſt das Buch göttlich: ſo iſt, ſobald die Auslegung für richtig angeſehen wird, der herausgebrachte Sinn ein Glaubensſatz, von dem man nicht mehr ohne Sünde abweichen kann. Dieß verbittert die Streitigkeit unter denen, die in ihren Erklärungen abweichen, und verhindert jeden, ſeine erſten Ausſprüche neuen Unterſuchungen zu unterwerfen.

Unterdeſſen, weil in der Religion, wie in allen Sachen, zu denken, wenn auch über weniger fruchtbare Gegenſtände, beſſer iſt, als gedankenlos der Sinnlichkeit oder der Phantaſie preis gegeben zu ſeyn: ſo iſt doch die unaufhörliche Bemühung von Juden und Chriſten, den Sinn der Bücher ihrer Religion auszufinden und zu erläutern, ein Mittel und eine Veranlaſſung für ſie geworden, ihren Scharfſinn ſowohl zu üben, als die Wiſſenſchaften überhaupt anzubauen. Wenn die Juden dieſe gelegentlichen Vortheile der Hermeneutik in geringerm Maaße einernteten, ſo war die Urſache vielleicht gerade dieſe: daß ſie weniger Schwierigkeit dabey zu überwinden, daß ſie nur ein heiliges Buch, in einer einzigen Sprache, auszulegen hatten; daß ihnen dieſe Sprache gewiſſer Maßen als ihre Mutterſprache ſchon bekannt war und die Sacherklärungen durch National-Ueberlieferungen geleitet und beſtimmt wurden. Die Chriſten, mit zwey Sprachen, zwey Geſchichten, zweyerley Lehrbüchern beſchäftigt, — noch weniger durch gewiſſe allgemein autoriſirte Traditionen über deren Sinn belehrt, waren noch mehr in der Nothwendigkeit, nachzuforſchen oder nachzudenken. Mit dem erſten gieng es langſam und anfangs ſchlecht, weil hiſtoriſche

Forſchungen Zeit, Vorbereitungen von andern Kenntniſſen und ſelbſt ſolche Erleichterungsmittel erfordern, die in dem ganzen politiſchen Zuſtande der Welt liegen. Die Chriſten waren alſo lange Zeit nur auf das letztere, das Nachdenken, eingeſchränkt. Nachdenken aber über Dinge, die eigentlich eine hiſtoriſche Baſis haben, (dergleichen Sprachen überhaupt ſind und dergleichen ein groſʒer Theil des Inhalts des A. und N. T. insbeſondre iſt,) artet, wenn nicht hiſtoriſche Forſchungen vorangegangen ſind, leicht in Grübeleyen, leere Abſtractionen oder ſchwärmeriſche Geheimnißſucht aus. So gieng es auch mit dem Philoſophiren der erſten Chriſten und Kirchen-Väter über die Bibel. Aber da dieſes Buch bey allen Veränderungen der Chriſtlichen Staaten und Völker in Europa, dieſen immer ehrwürdig blieb und die Aufmerkſamkeit ihrer Gelehrten auf ſich zog: ſo wurde endlich, nachdem Scharfſinn und Imagination ſich an der Auslegung deſſelben erſchöpft hatten, Kritik und Geſchichtforſchung zurückgerufen. Um der Bibel willen lernte man zuerſt die alten Sprachen, um ihre Geſchichte zu rechtfertigen, ſtudirte man die Geſchichte andrer Völker. So wurde das Studium des Alterthums eingeleitet, das dann zuletzt wieder eine neue und

geſunden Philoſophie, auch ſelbſt in Abſicht der h. Schrift, hervorbrachte. — Man kann mit Sicherheit behaupten, daß der ganze Gang, den die Cultur der Wiſſenſchaften in dem neuern Europa genommen hat, ganz vorzüglich durch das Studium der Bibel und die Abſicht, ſie auszulegen, beſtimmt worden ſey. Den Wortſinn der heiligen Schriften zu erklären, dazu hat man angefangen, die Sprachen ſorgfältiger zu erforſchen; und in der Griechiſchen ſowohl, als der Orientaliſchen Litteratur iſt die geiſtliche Litteratur vor der profanen vorangegangen. Die Geſchichte der Bibel theils aufzuklären, theils zu beſtätigen, das war die erſte Abſicht chronologiſcher und antiquariſcher Unterſuchungen, und die Philoſophie ſelbſt iſt zuerſt von Fragen ausgegangen, welche die Theologie aufgeworfen hatte.

Um die Begriffe über dieſen Punkt aber vollſtändig zu machen und die Vortheile richtig zu erkennen, welche die Chriſtliche Religion den Völkern dadurch gebracht hat, daß ſie ihnen anſtatt eines Gottesdienſtes, der ganz allein auf Tradition oder Staatsgeſetze gegründet war, ein Glaubens- und Sitten-Syſtem gab, welches ſie aus einem Buche zu ſchöpfen oder zu erläutern hat-

ten, muß man noch folgende zwey Umſtänden bedenken:

1) Wenn die Beſchäftigung des Auslegens den menſchlichen Verſtand in einiger Rückſicht zu hindern, in andrer auf Abwege zu führen ſcheint, (beſonders wenn das ausgelegte Buch theilweiſe dunkel iſt und durchaus für göttlich gehalten wird:) ſo iſt doch dafür dieſe Beſchäftigung nach der Natur des Menſchen und nach dem eigenthümlichen und nothwendigen Gange ſeiner Erziehung bey dem Einzelnen ſowohl, als dem ganzen Geſchlechte, dazu gemacht, die Grundlage unſrer Erkenntniſſe und Verſtandesbildung zu ſeyn. Das Kind wird durch die Worte und Reden der Aeltern unterrichtet, die es anfangs nur halb verſteht, mit deren Auslegung es in der Stille ſich ſelbſt beſchäftigt, und mit deren Erklärung und Entwickelung ſeine Lehrer ihre Lectionen anfangen. Ehe der Menſch an die Objecte ſelbſt geht, ſie zu unterſuchen, giebt er ſich erſt ab mit den Ausſprüchen ſeiner Vorfahren und der Erwachſenen, über die Objecte, um ſie erſt nachzuſprechen, dann zu begreifen, endlich zu prüfen. Nur wenige Sachen ziehen ihre Aufmerkſamkeit zuerſt durch ſich ſelbſt auf ſich, die meiſten erwecken unſre Neubegierde erſt, weil wir das, was wir andre darüber ſagen

hören oder von ihnen wörtlich lernen, verſtehen wollen. Der Geiſt eines Kindes würde weit länger in ſtumpfer Unthätigkeit ruhen, und der Geiſt vieler Kinder nie zum Denken erwachen, wenn er nicht durch die ihnen zeitig in Worten und Redensarten mitgetheilten Gedanken der erwachſenen Menſchen auf die Objecte gebracht würde, welche Aufmerkſamkeit verdienen, und einſehen lernte, was ſich über dieſelben denken läßt. Wenn auch in dieſen Worten und Redensarten vieles anfangs unverſtanden bleibt: ſo iſt es doch für ihn ein Merkzeichen, daß noch etwas darin liegt, welches andre verſtanden haben und alſo auch für ihn zu erforſchen und aufzuklären möglich iſt. Und iſt in der Seele ſelbſt einige eigenthümliche Kraft, ſo wird früh oder ſpät die Wißbegierde des Menſchen, ſelbſt durch die Mangelhaftigkeit ſeiner erſten Erkenntniſſe, von welcher er durch die unverſtandnen Zeichen, die er ins Gedächtniß gefaßt hat, die Anzeige erhält, gereizt, ſie zu ergänzen und zu verbeſſern.

Sehr viel trägt alſo auch unter ganzen Nationen, zur Aufklärung und zur Bildung, ein Buch bey, welches genug verehrt wird, um mit allgemeiner Aufmerkſamkeit ſtudirt zu werden. Wenn es auch weder von ſehr reichhaltigem noch gemeinnützi-

gen Inhalt wäre: ſo würde doch die Bemühung, jedes Wort davon zu verſtehen, und von jedem Satze den Sinn, die Beziehung, den Beweis, oder die Anwendung zu finden, eine Uebung des Verſtandes abgeben, dergleichen keine andre gleich nützliche für das erſte Kindesalter des menſchlichen Geſchlechts gefunden werden kann. So nutzten die Griechen ihren Homer. — Eine Geſchichte von lauter Zweykämpfen und den Streitigkeiten einiger Heerführer ſchien nicht dazu gemacht, die Nation über einen großen Umfang von Materien zu belehren. Und in der That ſind die Facta und einzelne Dinge, welche vom Homer beſchrieben werden, großentheils geringfügig, und die allgemeinen Ideen in ſeinem Werke oft kindiſch. Aber das unabläſſige Studium Homers brachte mehr Weisheit aus demſelben heraus, als er je hineingelegt hatte. Die Griechen klärten ſich über viele politiſchen, moraliſchen und militäriſchen Gegenſtände auf, indem ſie die Geſänge ihres verehrten Barden ins Licht ſetzen wollten.

Mit der Hochachtung der Bücher ſteigt der Ernſt der Beſchäftigung: und mit dem Ernſte der Beſchäftigung und dem Grade der darauf gewendeten Aufmerkſamkeit, der Nutzen, den man für die Verſtandesbildung aus ihrer Erklärung zieht.

In dieſer Rückſicht alſo müſſen Bücher, denen man wirklich göttlichen Urſprung zuſchrieb, in denen man jedes Wort für wichtig, und jeden Satz für eine geoffenbarte Wahrheit hielt, den Chriſtlichen Nationen den Dienſt, ihren Geiſt zu üben, in einem weit höhern Grade geleiſtet haben, als den Griechen die Homeriſchen Heldengedichte.

2) Dazu kömmt aber der zweyte Umſtand, daß in dieſen beyden Religionsbüchern der Juden und Chriſten in der That ſo viele klare und deutliche Stellen, und in dieſen Stellen ſo viele wichtige und nützliche Wahrheiten, ſo viele den Geiſt wirklich aufklärende Belehrungen ſtehen, als in keinem der alten Bücher, für welche andre Nationen, eine ähnliche Hochachtung, als wir für die Bibel hägen, gehabt haben.

Immer ſind es die älteſten Urkunden, Geſchichten und Lehren, welche den erſten Platz unter allen Schriften in der Verehrung der Nationen einnehmen. Entweder ſind es die erſten Strahlen des aufgehenden Genies, welche eben deßwegen in der Dunkelheit, aus der ſie hervorbrechen, heller leuchten: oder es ſind Schriften, die mit dem Urſprunge ihrer Sittlichkeit, ihrer Staatsverfaſſung und ihres Gottesdienſtes zuſammenhängen, und wichtig bleiben, durch die Wichtig-

kelt des Zeitpunkts, in welchem ſie erſchienen. Daher kommt es aber auch, daß gerade dieſe verehrteſten ſchriftlichen Urkunden des menſchlichen Geiſtes nur die Uranfänge ſeiner Bildung darſtellen, nur wenig Licht und noch viel Finſterniß enthalten, und das Gepräge des Kindesalters in Einfachheit und ungeſchmückter Wahrheit, aber auch in der Unwiſſenheit und in thörichten Erdichtungen und Meinungen an ſich tragen. — Wenn nun die Hochachtung für dieſe Schriften länger dauert, als derjenige Zuſtand des menſchlichen Geiſtes, aus welchem die Vorſtellungen derſelben geſchöpft waren: ſo entſtehet freylich in den Gemüthern ihrer Verehrer eine Verwirrung; es entſtehen Widerſprüche, die ihrem Fortgange hinderlich ſind. Bald müſſen ſie durch Künſteleyen dem alten Autor Verbeſſerungen neuerer Zeiten leihen, bald ſind ſie in Verſuchung, ihrer eignen beſſern Erkenntniß zu entſagen, um nur ihrem Autor nicht zu widerſprechen.

Kein unparteyiſcher Leſer der Bibel, keiner, der die Wirkung derſelben auf die Chriſtliche Welt bloß mit den Augen der Vernunft beleuchtet, kann läugnen, daß dieſe Bemerkung in einigem Grade auch auf ſie anwendbar iſt. Auch ſie, obgleich zuſammengetragen aus Schriften ver-

ſchiedner Zeitalter, trägt doch unläugbare Spuren der Unvollkommenheit in den Ideen und in der Darſtellung derſelben, diejenigen Mängel nähmlich, welche dem Zeitalter oder dem Volke und dem Autor eigen waren, von welchem jeder ihrer Theile herſtammt. Und die Meinung, daß dieſe Schriften durch göttliche unmittelbare Eingebung verfaßt worden, indem ſie jene Unvollkommenheiten ſelbſt heiligte, ſetzte den menſchlichen Fortſchritten zu reinerer Erkenntniß oder zu einer lichtvollern Darſtellung allerdings Hinderniſſe entgegen. Aber alles dieſes zugegeben, bleibt es doch ewig wahr, daß, wenn alle Stellen, deren Inhalt oder deren Vortrag jetzt von der prüfenden Vernunft nicht gebilligt wird, abgerechnet werden, noch ſo viel reine und brauchbare Wahrheit, ſo viele geſunde und durch die Erfahrung erprobte Moral, ſoviel Belehrung und ſoviel Troſt auch für den vernünftigen Mann in unſerm A. und N. Teſtament übrig bleibt: daß diejenigen Völker, welche von der Leſung und Auslegung dieſer Bücher, den Curſus ihrer religiöſen und moraliſchen Kenntniſſe anfiengen, natürlicher Weiſe weiter kommen mußten, als alle die Nationen, welche entweder gar keine Religionsurkunden, oder nur ſolche hatten, wie wir

ſie bey den übrigen Völkern, außer Chriſten und Juden, finden. Freylich zieht das Wunderbare und das Geheimnißvolle Menſchen von noch unvollkommner Geiſtesbildung am meiſten an ſich: und daher haben auch gerade diejenigen Theile der Bibel, welche ſich durch die eine oder die andere dieſer Eigenſchaften auszeichnen, Jahrhunderte hindurch in dem Lehrgebäude und der Sittenlehre der Chriſten die Oberhand gehabt, über das ganz verſtändliche und natürliche Wahre und Gute, das jenen Wundern und Geheimniſſen in der Schrift zur Seite ſteht. Aber unmöglich hat doch letzteres von den Auslegern und Predigern der göttlichen Schriften ganz überſehen werden können. Ein guter Same nützlicher und wahrer Ideen iſt in tauſend Gemüther dadurch ausgeſtreuet worden, der früher oder ſpäter ſich entwickeln mußte, und gewiß die eignen Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes, Wahrheit zu finden, oder zur Klarheit ſeiner Begriffe zu gelangen, beſchleuniget hat.

Ich will meine Gedanken über dieſen Punkt noch einmahl kurz zuſammenzufaſſen.

Ueber die Gedanken eines andern nachzudenken, wird dem Menſchen von nicht ganz reifer

oder von nicht ſehr ſtarker Vernunft leichter, als ſelbſt über die Gegenſtände nachzudenken.

Ein für göttlich gehaltnes Religionsbuch bie- thet zu ſolchen abgeleiteten Gedanken einen deſto brauchbarern Gegenſtand an, je mehr es wegen der Verehrung, die ihm erwieſen wird, die Auf- merkſamkeit an ſich zieht, und den Fleiß der Menſchen zur Forſchung aufbiethet.

Unter allen für heilig gehaltnen Büchern, welche die Menſchen auf dieſe Art beſchäftigt ha- ben, iſt keines, welches ihre Aufmerkſamkeit und ihren Fleiß durch einen ſo großen Schatz wirkli- cher Wahrheiten und nützlicher Lebensregeln be- lohnen könnte, als die Bibel.

Durch die Beſchäftigung die Bibel auszulegen, welche den Chriſten durch ihre Religion zur Pflicht gemacht wurde, erhielten ſie Stoff, wor- über ſie nachdenken, und über welchen ſie ſich auch ihre Gedanken mittheilen konnten, einige ein- leuchtenden Grundſätze, auf die ſie bauten, Auf- forderung zum Unterſuchen, und viel Veranlaſ- ſung zu wiſſenſchaftlichen Nachforſchungen.

Philoſphie und Gelehrſamkeit gieng bey den Chriſten von der Bibel, ihrer Auslegung, ihrer Rechtfertigung und ihrer Beſtreitung aus. Und beyde, ihre Philoſophie und Gelehrſamkeit, gewan-

nen einen Vorzug über die Philoſophie und Gelehrſamkeit andrer Völker, weil die Bibel ein Buch von mehrerem innern Werth und Gehalt war, als die ähnlichen Religionsurkunden der letztern.

6.

Ich kehre zu den beſondern theoretiſchen und moraliſchen Begriffen zurück, welche nach meiner Meinung durch dieſe Grund-Bücher der Chriſtlichen Religion, und durch die Ausleger derſelben unter den Menſchen verbreitet worden ſind.

Ich rechne zu den erſten vorzüglich den Begriff von der Schöpfung der Welt aus nichts. Die erſten Chriſten fanden dieſen Begriff ſchon in der Jüdiſchen Synagoge, aber ſie nahmen ihn zu einem der Grundſteine ihrer ganzen Theologie an, und machten ihn zum herrſchenden Glaubensſatz des geſitteten Europa. Woher er, dieſer dem menſchlichen Verſtande ſo ſchwer zu findende, und, auch nachdem er gefunden iſt, ſo ſchwer zu faſſende Begriff, unter die Juden kam, und warum er bey ihnen allein Wurzel gefaßt hatte, das iſt, ſelbſt nach allen darüber angeſtellten Unterſuchungen, noch nicht völlig erklärt. Die Schriften Moſis und des ganzen

A. Teſtaments enthalten denſelben nicht ſo be-
ſtimmt und deutlich, daß er aus ihnen allein ge-
ſchöpft zu ſeyn ſcheint. Darüber ſind ſie zwar
ganz entſchieden, und davon fängt ſelbſt der älte-
ſte Geſetzgeber der Juden an, daß die Welt, d. h.
die Einrichtung, Ordnung und Form der Dinge, die
wir ſehen, in welcher und durch welche wir ſelbſt da
ſind und leben, von Gott herrühre. Aber ob das
M a c h e n, das S c h a f f e n, durch welches die
Abhängigkeit des Urſprungs der Welt von dem
Willen und der Handlung eines denkenden We-
ſens ausgedrückt wird, ſich eben ſowohl auf die
Materie als auf ihre Form erſtrecke, ob dieſe
Wörter bloß eine Bildung des ſchon vorhandnen
Stoffs zu beſtimmten und regelmäßigen Geſtalten,
oder eine Hervorbringung des Stoffs ſelbſt bezeich-
nen: das kann aus den Wörtern ſelbſt, die, wie
alle metaphyſiſchen einer uralten Sprache, unbe-
ſtimmter Bedeutung ſind, nicht herausgebracht,
und eben ſo wenig aus dem Zuſammenhange der
Schöpfungsgeſchichte, oder den damit verbundnen
allgemeinen Betrachtungen hergeleitet werden. Es
iſt auch höchſt unwahrſcheinlich, daß Moſes ſelbſt
und ſeine Zeitgenoſſen die Frage hierüber würden
haben beantworten können, weil, ſo leicht und ein-
leuchtend der Begriff des Entſtehens auch Men-

ſchen von geringerer Cultur iſt, weil ſie täglich Dinge entſtehen ſehen, es ihnen doch ungemein ſchwer wird, die doppelte Art des Urſprungs, den des Seyns, und den der Bildung, von einander zu unterſcheiden, weil dazu die ſchwer zu machende Beobachtung von der Fortdauer der Grundſtoffe, nach dem Untergange der ſichtbaren Dinge, Thiere und Pflanzen, und die ſchon ſehr feine Abſtraction der Form von der Materie gehört. Die ſpätern Schriftſteller des A. Teſtamentes beziehen ſich, wenn ſie von dem Urſprunge der Welt, und ihrem Verhältniſſe zu Gott reden, immer auf die Schöpfungsgeſchichte Moſis, und ſcheinen aus ihr allein ihre Begriffe zu ſchöpfen. Sie beſtimmen alſo keinen derſelben, welcher in jener erſten Erzählung unbeſtimmt war, und können allein dieſen Punkt der Jüdiſchen Dogmatik nicht aufs Reine gebracht haben, wenn er nicht ſchon vorher in jenen noch ältern Ueberlieferungen und Ausdrücken eingewickelt lag, und ſich aus denſelben, in der Folge der Zeit, von ſelbſt herausſpann.

Auf welchem Wege aber auch die Religion der Juden dieſen Begriff, „daß Gott auch den Urſtoff der Dinge, oder, mit andern Worten, die Dinge ſelbſt ohne vorher daſeyenden Urſtoff, durch ſeinen

Willen hervorgebracht habe" — bekommen haben mag: ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß er ihr eigenthümlich war. Die Philoſophie der Griechen hat ſich nach und nach, durch Nachdenken über die Natur, den Jüdiſchen Religionsbegriffen in allen andern Punkten ſehr genähert. Sie hat einen Einigen Gott, den Urſprung der Welt, durch abſichtliches Wirken deſſelben, die Regierung deſſelben über die Schickſale, und die Oberherrſchaft deſſelben über die Handlungen des Menſchen, mit den Weiſen unter den Juden faſt auf gleiche Weiſe gelehrt. Aber die Erſchaffung des Stoffs aus nichts, durch den bloßen Willen des einzigen, ewig vorhandnen Weſens, das Gott heißt, hat ſie nie unter ihre Lehrſätze aufgenommen, und zum Theil feſt und beſtimmt verworfen. Die einen haben Begriffe von Schöpfung und Bildung immerfort in dem Dunkel gelaſſen, in welchem ſie in den älteſten Urkunden der Juden ſind; dahingegen ſie ſich, bey dieſem Volke, zu einer beſtimmten Behauptung des erſtern Begriffs geläutert haben. Die andere Partey der griechiſchen Weltweiſen, welche den Unterſchied jener beyden Vorſtellungen deutlich erkennt, nimmt die der Chriſtlichen und Jüdiſchen Lehre entgegengeſetzte Behauptung an, indem ſie eine ewige Materie dem geiſtigen auch ewigen

Weſen, welches daraus die Welt hervorbringt, an die Seite ſetzt.

Ob die Juden ſelbſt ſchon die Wichtigkeit dieſes ihnen eigenen Begriffs einſahen, und bey ihren Proſelyten die Annahme deſſelben zu einer Bedingung des Uebertritts zur moſaiſchen Religion machten, iſt mir nicht völlig deutlich. Aber gewiß machten die Chriſtlichen Lehrer daraus einen Grundpfeiler ihrer Religion und Theologie; ſie erkannten deutlich den Abſtand, welchen dieſes Dogma zwiſchen der Philoſophie der Griechen über Gott, und dem Glauben der Chriſten an denſelben verurſachte; ſie ſetzten einen großen Vorzug ihrer Lehre darein, auf dieſe Weiſe den Gott, welchen ſie anbetheten, über alle Weſen, welchen die Menſchen bisher einen gleichen Nahmen beygelegt hatten, erhöht, und dadurch die Verehrung deſſelben, die Pflicht des Gehorſams gegen ihn, und das Vertrauen auf ſeine Fürſorge feſter gegründet zu haben. Bis in unſre Tage hat ſich die natürliche Theologie Chriſtlicher Philoſophen hauptſächlich in dieſem Puncte, von der Vernunft-Religion der alten Weiſen unterſchieden.

Lange Zeit iſt dieſer aus der Schrift und dem Chriſtenthume in die Philoſophie übergegang-

ne Begriff unbeſtritten geblieben, da ſchon viele andre, ſonſt feſt geglaubte Sätze des erſtern beſtritten worden waren. Erſt in den letzten Jahrhunderten haben ſich bey fortgehenden Unterſuchungen dieſelben Schwierigkeiten hervorgethan, welche die Denker, in den frühern Perioden der Cultur, abgehalten hatten, jenen Lehrſatz aufzunehmen. Er iſt jetzt einer von den Steinen des Anſtoßes, wo die Vernunft ſelbſt eben ſo ſehr in Verlegenheit geräth, wenn ſie ihn, um der Schwierigkeiten willen, die ihn umgeben, verwerfen will, als wenn ſie ihn durch Gründe zu vertheidigen ſucht.

Unterdeſſen, wenn man den feſten Glauben an denſelben, ſo wie er viele Jahrhunderte hindurch unter den Chriſtlichen Völkern und ihren Weltweiſen beſtanden hat, vorausſetzt, und nun nur nach den Folgen fragt, welche dieſer Glaube auf das übrige Syſtem der Kenntniſſe oder der Sitten natürlicher Weiſe geäußert habe: ſo dünkt mich, ergeben ſich folgende Bemerkungen.

Je unvollkommner und eingeſchränkter die Götter ſind, welche die Menſchen verehren: deſto unnützer iſt die Religion, oder deſto verderblicher; — unnütz, wenn vermöge ſolcher Begriffe der Einfluß dieſer Weſen auf die Welt, auf die Schick-

ſäle der Menſchen, und beſonders auf ihre moraliſche Glückſeligkeit vernichtet wird; verderblich, wenn dadurch entweder Muſter der Unſittlichkeit, oder Gegenſtände eines abergläubiſchen und kleinlichen Dienſtes der Menſchen aufgeſtellt werden. Eingeſchränkte und kleine Geiſter kann man auch durch kleine und geringfüge Handlungen verehren und bewegen; leidenſchaftliche und böſe kann man nicht, durch Handlungen, die ihrem Charakter ähnlich ſind, erzürnen.

Um dieſer Urſache willen war die Lehre von einem einzigen Gotte, dem Urheber und Regierer der ganzen Welt, auch für die Moralität der Menſchen ſo wichtig. Sie bekamen dadurch zum erſten Mahle einen Gegenſtand der Verehrung, welcher der Verehrung würdig war, weil er Werkmeiſter des größten und vortrefflichſten Werks war; einen Geſetzgeber, der in der Ordnung der Natur, welche er feſtgeſetzt, moraliſche Gebothe den Menſchen gegeben, und Macht hatte, ſeine Gebothe aufrecht zu erhalten; einen Oberherrn, der keiner menſchlichen Gaben und Opfer bedurfte, und deſſen Gunſt alſo nicht anders, als durch Gehorſam und durch Nachahmung ſeiner Vollkommenheiten, zu erhalten ſeyn konnte.

Dieſe Eigenſchaften der Macht, der Unabhängigkeit, und der Größe, durch welche das unſichtbare Weſen, Gott, in den Augen ſeiner Anbether erhoben werden mußte, wenn der Glaube an ihn, und der ihm zu leiſtende Dienſt dieſe Anbether hinwiederum veredeln oder in Schranken halten ſollte, wurden durch die Lehre von der Schöpfung aus Nichts noch um einen merklichen Grad erhöht, wurden in ihrem ganzen Umfange befeſtiget, und gegen alle Zweifel geſichert. Auf dieſe Weiſe wurde erſtlich Gott eine Kraft zugeſchrieben, die er mit keinem andern Weſen theilte. Wir finden mehrere Kräfte in der Natur, geiſtige und mechaniſche, welche neue Körper, auch von regelmäßigen Geſtalten, aus vorhandnem Urſtoffe bilden können: aber keine, die ein neues Element hervorbringen könnte. Zweytens wurde auf dieſe Weiſe die Welt von Gott durchaus und vollkommen abhängig: da hingegen in dem Syſteme einer von Gott bloß geſchehenen Bildung der präexiſtirenden Materie, die Eigenſchaften dieſer letztern einen nothwendigen Einfluß über die Beſchaffenheit des hervorgebrachten Werkes behalten. Dadurch wurde die Herrſchaft Gottes auch über den Menſchen und ſeine Schickſale unumſchränkter. Das, was aus den Dingen und

Menſchen zuletzt werden ſoll, kann von nichts abhängen als von dem Weſen, das durch ſeinen Willen die einzige Urſache iſt, daß irgend etwas exiſtirt. Seinen Abſichten kann kein Hinderniß ſich widerſetzen, da außer ihm keine Kraft vorhanden iſt, welche nicht bloß eine Folge ſeiner abſichtlichen Schöpfung wäre.

Wenn es nach dieſem Syſteme ſchwerer wurde, das Uebel in der Welt zu erklären; ſo wurde es, wenn jenes Syſtem völlig feſt ſtand, deſto gewiſſer, daß dieſe Uebel nur ſcheinbar ſeyn müſſen, und daß ein andrer Zuſtand vorhanden ſey, in welchem ſich das Räthſel eines unvollkommen ſcheinenden Products eines vollkommnen und uneingeſchränkten Urhebers, auflöſe. —

In allen Syſtemen des Deismus muß man die Welt, welche da iſt, für die beſte halten. Aber nach dem Syſteme derjenigen, die Gott und die Materie zu zwey unabhängigen Principien machen, iſt es nur die möglich beſte Welt nach Beſchaffenheit des Urſtoffs, aus welchem die höchſte Weisheit und Güte den Bau derſelben aufführte. Nach dem Syſteme derjenigen, welche Gott für das einzige Principium erkennen, iſt es die abſolut beſte, weil ſie durch keine andre Urſache, in ihrer erſten Form und in

aller ihren Veränderungen, beſtimmt wird, als durch das Ideal der Vollkommenheit, welches in dem göttlichen Verſtande vorhanden war, und durch die höchſte Güte, welche ſeinen Willen belebte.

Dadurch wird alſo der Troſt, welchen der Glaube an einen Gott dem Unglücklichen giebt, viel größer und das Vertrauen feſter, welches der gute Menſch auf ſeine Regierung haben kann. Denn wie weiß derjenige, welcher, außer der Macht Gottes, die ſich durch Handlungen des beſten Willens, nach der größten Einſicht, wirkſam erweiſet, noch materielle Kräfte annimmt, die blind und abſichtlos wirken: — woher weiß er, wie weit der Einfluß der letztern jene Macht einſchränken und jene Abſichten ſtören könne? Woher weiß er, wenn er unglücklich iſt, daß ſein Unglück vielleicht nicht für die Kraft des höchſten Weſens ſelbſt zu ſchwer und zu tief eingewurzelt, — daß es nicht dergeſtalt in der Beſchaffenheit ſeines eignen Urſtoffs oder der Elemente aller Dinge gegründet ſey, daß Gott ſelbſt ſeine wohlthätigen Abſichten, zu helfen, nicht durchſetzen könne? Wie läßt ſich das, was von Gott und was von den Mängeln der Materie herkömmt, in den Einrichtungen der Welt unterſcheiden? Und mit welcher Sicherheit läßt ſich alſo von der Zukunft

vermuthen, daß ſie beſſer, als das Gegenwärtige ſeyn werde?

Ohne mich hier in eine Unterſuchung über die Lehre von der Schöpfung aus Nichts und über ihre Gründe und die Schwierigkeiten, welche ihr ankleben, einzulaſſen, kann ich doch mit Sicherheit annehmen, daß der moraliſche Einfluß der Ideen von Gott auf die Gemüther der Menſchen, zur Verpflichtung derſelben und zu ihrem Troſte, durch die Chriſtliche Religion, eben vermöge dieſes ihr eigenthümlichen und von ihr zuerſt ausgebreiteten Lehrſatzes von der Erſchaffung der Welt aus Nichts, ausnehmend vermehrt und in mehr als einer Abſicht nützlicher gemacht worden ſey. Das ganze Syſtem bekam allerdings dadurch einen beſſern Zuſammenhang, und alle Zweifel wurden niedergeſchlagen. Das Materielle, welches, bey Vorausſetzung zweyer Urweſen, in einem beſtändigen Streite von ungewiſſer Entſcheidung mit dem Geiſtigen iſt, wurde in der Theologie der Chriſten dieſem gänzlich und durchaus untergeordnet. Die Allmacht Gottes wurde ganz unumſchränkt. Die moraliſchen Geſetze alſo, welche von ihr aufrecht erhalten werden, bekamen eine noch ehrenvollere Sanction; die Hoffnungen des Tugendhaften, die auf ſie gebaut wer-

den, eine ſichrere Gewährleiſtung. Der Gottesdienſt ſelbſt wurde vom Aberglauben mehr gereinigt, je mehr Gott über alle Geſchöpfe erhöht und von aller Aehnlichkeit mit menſchlichen Oberherrn entfernt wurde.

In der That finden wir auch, daß nie die Religion auf das menſchliche Gemüth ſo ſtark gewirkt und ſo viele Menſchen in ihrem ganzen Leben regiert und belebt hat, als ſeit der Zeit der Erſcheinung des Chriſtenthums. Religiöſe Tugend, oder Tugend auf Religion gegründet iſt das Eigenthum der Chriſten geweſen. Wenn daraus nicht immer wahre Tugend entſtand; wenn in Abſicht des Gottesdienſtes und der Moral der Kirche, aus der Idee des Weltſchöpfers jene Verbeſſerung, deren ich gedacht habe, nicht entſtand, oder bald wieder geſtört wurde: ſo geſchah es, weil mehr Urſachen zugleich auf die Ausbildung der Theorie und der Praxis bey den Chriſten wirkten; — ſo geſchah es, weil man neben jenem höchſten Gotte, dem Schöpfer aller Dinge, bald wieder andre geringere Weſen zur Verehrung aufſtellte, die alſo auch wieder einen geringfügigern und aus mehr kleinen Uebungen zuſammengeſetzten Dienſt erforderten. Aber auf alle diejenigen unter den Chriſten, welche jene

Grund-Idee lebhaft gefaßt und ihr feſt angehangen haben, hat ſie auch den Einfluß über ihr Gemüth geäußert, welchen ich angezeigt habe. Und ſie hat ſich, obgleich vermiſcht mit neuen weit unedlern und ſchädlichern Zuſätzen, doch in dem Lehrbegriffe der Chriſten erhalten, bis auf die Zeiten, wo ſie eine mehr gebildete Vernunft vorfand und alsdann eine Veranlaſſung zu einer neuen Reinigung der Religion und zur Anerkennung und Unterſcheidung der Mißbräuche von dem urſprünglichen Chriſtenthume wurde.

7.

Es iſt eine gemeine Meinung, daß die Chriſtliche Religion zuerſt den Begriff von Gott, als einem Vater der Menſchen, ausgebreitet habe, da er zuvor nur als ein furchtbares Weſen angeſehen worden ſey. Dieſer Meinung kann ich nicht ohne Einſchränkung beytreten. Ich finde, daß ſelbſt in den Volks-Religionen der Heyden die Geſänge der Dankbarkeit, die Lobpreiſungen für empfangene Wohlthaten, und alſo die Erinnerungen an die Güte der Götter, einen großen Theil der gottesdienſtlichen Uebungen ausmachten. Zwar kamen bey ſo vielen menſchlichen Göttern, unter welchen die Aufſicht über die menſchlichen

Angelegenheiten einzeln vertheilt war, nicht nur einige Gottheiten vor, deren Weſen durch übelartige Leidenſchaften beſtimmt war, welche ſie den Menſchen furchtbar machten, ſondern auch unter den Handlungen aller Götter kamen ſolche vor, wo ſie nur eine zerſtörende Herrſchſucht gezeigt hatten. Aber die höchſten Götter, die Gegenſtände der allgemeinſten Verehrung, wurden doch vornehmlich als die Geber des Guten und die Freunde der Menſchen angeſehen. Die Direction der wohlthätigſten Naturerſcheinungen oder die Anleitung der Menſchen zu den ihnen nützlichſten Künſten und Kenntniſſen wurde ihnen zugeſchrieben. Betrachten wir ferner die Religion, wie ſie ſich durch die Vernunft einiger Weiſen des heidniſchen Alterthums ausgebildet hatte: ſo finden wir noch weniger von Furcht und noch mehr von Liebe und Vertrauen in der Empfindung, welche dieſe Religion einflößte. Die Natur der Sache und der Vernunft erlaubt es nicht anders, als daß der Begriff des Guten und des Urhebers alles Guten bey der philoſophiſchen Vorſtellung von Gott zum Grunde liege. Selbſt der Nahme Vater, der dieſe erfreulichen Verhältniſſe der Menſchen zu einem geiſtigen Urheber der Welt, unter einem der Phantaſie bekannten und angenehmen Bilde zuſammenfaßt, iſt ſowohl von den An-

bethern der Götter in den Tempeln, als von den ſpekulativen Verehrern einer höchſten Gottheit, auf den Gegenſtand ihrer Verehrung angewandt worden.

Was die Vorſtellungen der Juden betrifft, ſo waren ſie in Abſicht der Natur Gottes denen, welche die Chriſtlichen Lehrer ausbreiteten, vollkommen gleichförmig. Sie ſchloſſen zwar die Heyden von derjenigen Gnade Gottes aus, welche ſie nur für ſich beſtimmt glaubten: aber ihre eigne Religion war ganz auf Gnade und Wohlthaten, die ſie von Gott empfangen hatten, und auf ſolche, die ſie von ihm erwarteten, gegründet. Ihnen konnte der Gedanke von Gott unmöglich mehr furchtbar als erfreulich ſeyn, da ſie ſich für ſein eigenthümliches Volk anſahen, mit deſſen Erhaltung und Wohlergehn er von Anbeginn an beſchäftigt geweſen wäre.

Die Religionsfeyerlichkeiten der Griechen und Römer hatten größtentheils den Charakter des Fröhlichen und waren mit geſellſchaftlichen Vergnügungen, mit Gaſtmählern, Tanz und Muſik verbunden. Ein ähnlicher Geiſt herrſchte in vielen Anordnungen des Moſaiſchen Ceremonial-Geſetzes. Dieß alles beweiſet, daß die Menſchen auch vor der Einführung der Chriſtlichen Religion den Gedanken an

Gott oder Götter mit den Empfindungen von Freude und guter Hoffnung verknüpſt, und alſo im Ganzen wenigſtens, dieſen höhern Weſen mehr Liebe zu den Menſchen und Wohlthätigkeit, als Zorn und rächenden Eifer, zugeſchrieben haben.

Dieſen Thatſachen, welche die von den Theologen der vorchriſtlichen Welt zugeſchriebene Furcht vor der Gottheit, (eine Furcht, die nach ihrer Meinung durch das Evangelium zuerſt in Zutrauen verwandelt worden ſey,) zu widerlegen ſcheinen, ſtehen einige andre Thatſachen aus der Religions-Geſchichte des heydniſchen Alterthums und einige Begriffe aus der Dogmatik deſſelben entgegen.

Erſtlich gab es gewiſſe Arten des Gottesdienſtes, deren Gebräuche dazu gemacht waren, Furcht auszudrücken oder Furcht einzuflößen. Die meiſten derer, welche den unterirdiſchen Göttern gewidmet waren, gehörten zu dieſer Gattung. Es gab ferner Götter, deren Prieſter ſich an ihren Feſten zerfleiſchen und martern, oder ſich ihnen zu Ehren verſtümmeln mußten. *) Endlich, was waren die

*) Es giebt eine merkwürdige Stelle des Dionyſ. Halic. II. 19., wo er die Römer lobt, daß ſie in keinem ihrer gottesdienſtlichen Feſte Trauerkleider anlegten und ein Klageſchrey erhoben, wie die Griechen bey den der Proſerpina geweihten Feſten.

Opferungen der Thiere überhaupt anders, als Bekenntniſſe, daß die Menſchen Urſache haben, Tod und Untergang von den Göttern zu befürchten, wenn ſie nicht ihrem eignen ſchuldvollen Haupte ein unſchuldiges unterſchieben, an welchem die Gerechtigkeit derſelben ſich genugthun oder ihre Rache ſättigen könne.

Der Gottesdienſt der Alten war in zwey Hauptzweige getheilt; in Dank und Verſöhnung. Bitten waren gemeiniglich mit dem letztern verbunden,

ἑορτὴ δὲ παρ' αὐτοῖς οὐδεμία μελανείμων ἢ πένθιμος ἄγεται, κοπετοὺς ἔχουσα καὶ θρήνους γυναικῶν ἐπὶ θεοῖς ἀφανιζομένοις, ὥσπερ Ἕλλησιν ἐπιτελεῖται, περί τε Περσεφόνης ἁρπαγὴν καὶ τὰ Διονύσου πάθη. οὐδ' ἂν ἴδοι τις παρ' αὐτοῖς, οὐ θεοφορήσεις, οὐ κορυβαντιασμοὺς, οὐκ ἀγερμοὺς, οὐ βακχείας καὶ τελετὰς ἀπορρήτους, οὐ διαπαννυχισμοὺς ἐν ἱεροῖς ἀνδρῶν σὺν γυναιξὶν etc.
Daß aber Furcht und Bangigkeit vor dem Unſichtbaren ſchon dem Dionyſius ein natürliches Uebel des Menſchen zu ſeyn ſchien, ergiebt ſich aus der gleich folgenden Stelle, wo er die Griechiſchen Mythen dadurch entſchuldigt, als: ταραχὰς ἐξαιρούμενοι ψυχῆς καὶ δείματα.

weil man nicht eher glaubte, von den Göttern etwas erhalten zu können, bis ihr Zorn geſtillt wäre. So wie alle Feſte des Dankes Freudenfeſte waren, ſo waren die Verſöhnungsfeſte Feſte des Trauerns und alle ihre Gebräuche Ausdrücke der Bangigkeit. Das, was nähmlich Gott dem Menſchen zu allen Zeiten furchtbar gemacht, iſt der Gedanke an ſeine Vergehungen, wenn er dieſelben als Beleidigungen der Gottheit angeſehen hat, und wenn er ſowohl über die Größe des Zorns, als über die Art der ihm bevorſtehenden Strafe und über die Möglichkeit oder die Mittel, beyde abzuwenden, zweifelhaft geweſen iſt.

Je mehr man glaubte, unmittelbar auf die Götter wirken und ſie beleidigen zu können; je mehr es ſolcher Beleidigungen gab, die man unwiſſend und unbemerkt begehen konnte, weil das Mißfallen der Götter an kleinen Handlungen hing oder ſelbſt an ſolchen, die man nicht genau kannte; und je mehr menſchliche Leidenſchaft man den Göttern zuſchrieb: deſto größer mußte die Furcht ihrer Anbether ſeyn.

Dieſen Urſachen der Furcht vor Gott wirkte die Chriſtliche Religion auf mehr als eine Art entgegen. In ihrer erſten Reinigkeit ſchaffte ſie nur Gebräuche ab und führte keine neuen ein. Sie

gab wenigſtens keinen Gebräuchen eine ſolche Wichtigkeit, daß ſie unmittelbar auf Gott wirkten, — durch ſich ſelbſt die Gnade Gottes gewännen oder ſeinen Zorn erregten. Die moraliſchen Verſündigungen wurden von ihr als der eigentliche und einzige Grund des Zorns Gottes über die Menſchen und ſeiner ſtrafenden Strenge vorgeſtellt. — Dadurch wurde alſo die Aengſtlichkeit aufgehoben, die mit einem ceremonienvollen, von Gott unmittelbar gebothnen, von ihm ſtrenge geforderten Cultus verbunden war, mit einem Gottesdienſte, in deſſen Geſetzen man ſo leicht etwas verſehen konnte und bey welchem jede kleine Unachtſamkeit von ſo ſchrecklichen Folgen war.

8.

Die Idee vom Zorn Gottes und von der Nothwendigkeit, ihn zu verſöhnen, wurde durch das Chriſtenthum nicht völlig aufgehoben. Aber an die Stelle der Opferungen und Gebräuche, welche die Verſöhnung unter Juden und Heyden zur Abſicht hatten, trat im Chriſtenthum ein einziges, einmahl für allemahl vollendetes Opfer, deſſen Kraft und Wirkſamkeit nur der Sünder durch gewiſſe Bedingungen von ſeiner Seite auf ſich leiten

mußte. Von dieſen Bedingnngen werden wir bald insbeſondere reden.

Ich will jetzt nicht deſſen gedenken, daß, wenn die Vernunft die Idee einmahl vertragen kann, daß Gott verſöhnt werden müſſe, (und ſie vertrug ſich bey den Menſchen nicht nur bis auf dieſe letzten Jahrhunderte mit dieſer Idee, ſondern ſie entwickelte ſie auch aus dem Vorrath ihrer Principien ſo natürlich und nothwendig, daß keine im menſchlichen Geſchlechte allgemeiner herrſchte und länger dauerte,) es doch ihr und den reinen Begriffen von Gott mehr gemäß ſey, das freywillige Leiden und Sterben eines vollkommnen Menſchen für ein ſolches Gott verſöhnendes Opfer anzuſehen, als die Marter oder den Tod der Thiere. Ich will hier nur des Umſtandes erwähnen, daß der Verſöhnungs-Actus nun nicht mehr vom Menſchen ſelbſt geſchah, ſondern durch einen andern ſchon vollgültig geſchehen war. — In der Darbringung der Verſöhnopfer, in allen Handlungen, welche die Jüdiſche und Heydniſche Religion zur Entſündigung vorſchrieb, konnten Fehler vorgehn und Mängel vorhanden ſeyn, welche die Abſicht des Ganzen vereitelten. — Dieſe Furcht war im Chriſtenthume gehoben. Gott ſelbſt hatte das Verſöhnungsopfer

Chriſti veranſtaltet; dieſes war vollendet und von ihm genehmigt worden.

Es iſt überdieß wahr, daß die Vorſtellung, Gott mache ſelbſt die Anſtalt, durch welche er verſöhnt werde, zwar eine neue Seite den Widerſprüchen und Zweifeln darbiethet; aber da, wo ſie mit Glauben und Ueberzeugung angenommen wird, gewiß einen neuen und ſtarken Grund der Beruhigung giebt.

Es iſt wahr, wenn verſöhnen ſo viel heißt, als den Unwillen eines Andern gegen uns aufheben und ihm wieder ein Wohlwollen gegen uns beybringen, derjenige eigentlich ſchon verſöhnt ſey, der ſelbſt Anſtalten macht, daß er verſöhnt werde. Und in dieſem Falle ſcheinen ſolche Anſtalten unnöthig. Die Chriſtliche Lehre, ſo wie ſie ſich wenigſtens bald, auch unter den erſten Chriſten, ausbildete, geräth dadurch in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, indem ſie den reinen Begriff von der höchſten Güte mit dem durch Tradition aus der Jüdiſchen in ſie übergegangenen Glauben an die Nothwendigkeit eines Verſöhnopfers vereinigen wollte. Um jene Güte zu erhöhn, ließ ſie Gott ſelbſt für das Opfer ſorgen, welches ihm für die Sünden des menſchlichen Geſchlechts dargebracht werden ſollte. Dieſes Opfer wird vorgeſtellt, als die Gott theuerſte,

von ihm geliebteſte Perſon, (welchen Begriff man auch mit dem Worte Sohn Gottes verbinden mag,) — und an ſich als eines der vollkommenſten und liebenswürdigſten Weſen. — Aber ſo hatte ja Gott ſchon alle die Geſinnungen des höchſten Wohlwollens gegen die ſündigen Menſchen, welche ihm durch das Sühnopfer beygebracht werden ſollten. Indem er beſchloß, ſeinen Sohn dahin zu geben zur Vergebung der Sünden: ſo war ja ſchon alles bewirkt, um deßwillen er ſeinen Sohn hingab, d. h. ſeine Liebe gegen die Menſchen war in ihrer vollen Wirkſamkeit, ſein Rathſchluß war ſchon gefaßt, die Menſchen nicht unglücklich zu machen. Alſo die Aenderung in ſeinen Geſinnungen, die allein durch das Wort Verſöhnung ausgedrückt werden kann, war ſchon vorgegangen. Mit einem Worte, Niemand ſcheint im eigentlichen Verſtande andre mit ſich ſelbſt verſöhnen oder Anſtalten zu ſeiner eignen Ausſöhnung machen zu können. Ein König, ein Herr, ein Vater kann Urſache haben, ſeinen guten Willen, ſein völlig beſänftigtes und liebreiches Gemüth vor ſeinen Unterthanen, Knechten und Kindern zu verbergen. In dieſem Falle kann jeder von dieſen, auf eine verſtellte Weiſe, ſelbſt die Veranlaſſung zu ſolchen Handlungen von Seiten der Strafbaren geben, auf welche er erſt die

Erklärung ſeiner Ausſöhnung, die Verſicherung ſeiner Huld folgen laſſen will. Aber nimmermehr kann er wirklich durch dieſe von ihm ſelbſt veranlaßten Handlungen oder Vorgänge das verſöhnte Gemüth erhalten.

Doch, die Erfahrung hat durch Jahrtauſende gelehrt, daß Menſchen ſich dieſen anſcheinenden Widerſpruch verbergen können, und daß ſie dieſen Glauben an ein nothwendiges Verſöhnopfer mit dem Glauben, daß Gott ſelbſt dieſes Opfer veranſtaltet habe, zuſammenzureimen wußten. Und in dieſer Ueberzeugung kann in der That die Verſöhnungslehre dem Gemüthe einen ausnehmend ſtarken Eindruck von der göttlichen Gnade geben und alſo das Zutrauen und die Freudigkeit vermehren, welches von dieſem Eindrucke abhängt. Daß Gott ſeinen eingebornen Sohn dahin gab für die Menſchen, iſt die geläufigſte Vorſtellung des Chriſtenthums, durch welches es ſeinen Schülern den Reichthum und die Größe der göttlichen Güte begreiflich machte. Keine ältere Religion, bey welcher von Verſöhnung die Rede war, hatte ſo viel Großes, Edles und Geiſtiges mit dieſen Mitteln der Verſöhnung zu verknüpfen gewußt. In dieſer Lehre war der Sitz des Aberglaubens geweſen, theils, weil man dabey körperlichen Handlungen und ſinnlichen Ver-

änderungen einen unmittelbaren Einfluß auf Göt⸗ter und Geiſter zuſchrieb, — es war in der That eine Art von Magie, wenn vom Schlachten eines Thiers, von gewiſſen genau beſtimmten Gebräu⸗chen die Denkungs⸗ und Geſinnungs⸗Art einer Gottheit abhängen ſollte; — theils, weil hierbey dem Betruge und der Schwärmerey freyer Spiel⸗raum gegeben war, denn die Beſtimmung der Handlungen, durch welche Gott überhaupt und je⸗de Gottheit insbeſondre verſöhnt werden ſoll, kann, da ſie von der Vernunft nicht an die Hand gegeben wird, bloß von der Imagination, dem Zufalle oder abſichtlicher Fiction ihren Urſprung nehmen. — Dieſem Uebel war geſteuert, wo die Menſchen nur an ein Opfer glaubten, nicht mehr ſelbſt ein Opfer darbrachten. Und da dieſes Opfer der erſten Chriſten eine unſchuldige, vollkommen gute Perſon war, deren freywillige Uebernahme des Opfertodes Großmuth, und deren übriges Leben Gehorſam gegen alle Gebothe der Tugend war: ſo war doch der Einfluß dieſes Opfers auf die Geſin⸗nungen Gottes moraliſch, nicht magiſch. Der ver⸗nünftige und tugendhafte Chriſt ſah wenigſtens, daß Gott an Tugend, an Standhaftigkeit im Leiden, an Wohlthun, und an großmüthiger Aufopferung für Andre Wohlgefallen habe, weil er um eines ein⸗

einen ausnehmenden Tugend-Beyſpiels willen, dem ganzen menſchlichen Geſchlechte ſeine Vergehungen vergab.

Ueberhaupt ſind die Wirkungen gewiſſer Lehren und Meinungen auf die menſchlichen Gemüther nicht zu beurtheilen, nach dem Urtheile, welches die denkende Vernunft des Philoſophen über dieſe Lehren fällt, oder nach den Folgerungen, welche dieſe daraus herleitet. Es giebt deren, die zur Beſſerung vieler tauſend Menſchen in gewiſſen Perioden beygetragen haben, ob ſie gleich bey einer genauen Zergliederung, (welche aber dieſe Menſchen niemahls angeſtellt haben,) der Moralität ſehr gefährlich ſcheinen können. Andre haben Menſchen im Leben und Sterben Troſt gegeben, die bey gründlicherer Unterſuchung ihr Tröſtliches einem ganz andern Princip zu danken haben, welches aber von eben dieſen Menſchen wenig geachtet wurde. Solche Lehren haben in dem Erziehungsplane des menſchlichen Geſchlechts ihre beſtimmten Perioden, wo ſie Gutes ſtiften: und die Vorſehung hat dafür geſorgt, daß der Glaube an ſie nicht länger dauert, als die Umſtände dauern, unter welchen ſie nutzen können.

Unter dieſe Lehren aber, deren wirklicher hiſtoriſch bewieſener Einfluß auf die menſchlichen Gemüther in großen Zeitperioden, von den Vorausſetzungen, die wir jetzt bey allgemeiner Betrachtung derſelben, nach unſern Begriffen, in Abſicht ihrer wahrſcheinlichen Folgen, zu machen geneigt ſind, ganz verſchieden geweſen iſt, gehört auch unſtreitig die Lehre von dem Verſöhnungs-Tode Jeſu, eine Lehre, die nach meinem Urtheile in den Schriften des N. T. unverkennbar enthalten iſt, und gewiß wenigſtens einen Theil des Chriſtlichen Syſtems von den älteſten Zeiten an ausgemacht hat.

Ueber einen Satz
aus der
Ethik des Spinoza.

Ein Fragment.

Der Nahme des Spinoza iſt in vieler Menſchen Munde. Wenige kennen ihn und ſeine Schriften. Und ſo wie ſeltſame Meinungen immer mehr Aufſehn machen, als nützliche Lehren: ſo gründet ſich auch unter denen, welche ihn kennen, ſein Ruf, bis auf den heutigen Tag, mehr auf ſeine Metaphyſik, die gewiß niemand, den Urheber ſelbſt nicht ausgenommen, völlig verſtanden hat, als auf ſeine Moral, in welcher tiefgedachte, verſtändliche und praktiſch-brauchbare Wahrheiten vorkommen. Ungeachtet er auch dieſe letztere aus ſeiner Metaphyſik herzuleiten glaubt, ſo hat er ſie doch gewiß durch Beobachtung gefunden. Sein Geiſt war der Geiſt eines wahren Philoſophen: ſeine Methode war zuweilen die Methode eines Sophiſten. Er dringt daher in die Natur der Dinge und des Menſchen wirklich tief

ein. Aber er will dieſe Erfindungen niemahls ſeinen Scharfblicke, ſondern immer ſeinem Syſteme zu danken haben. Auch dazu hat er Witz und Erfindungskraft genug, um irgend eine Verbindung zwiſchen den wahren Sätzen, die ihn ſeine Erfahrung gelehrt hat, und zwiſchen den Hirngeſpinſten ſeiner Speculation herauszukünſteln. Aber dieſer glückliche Erfolg verführt ihn. Er wendet eben die Methode, die, wie er glaubt, ihn auf ſo evident richtige Sätze in der Seelenlehre und Moral gebracht hat, auf Gegenſtände an, wo keine Erfahrung ihm mehr vorleuchtet: und er verliert ſich alsdann in dunkle und in mancher Rückſicht ſchädliche und troſtloſe Hirngeſpinſte.

Einige dieſer ſeiner moraliſchen Lehrſätze habe ich durch meine eigne Erfahrung ſo beſtätigt gefunden, und ſie haben mir in gewiſſen Fällen zu einem ſo guten Leitfaden meiner eignen Aufführung gedient, daß ich ſowohl glaube, zur Aufklärung derſelben hinlänglich vorbereitet zu ſeyn, als auch durch dieſelbe etwas Gutes ſtiften zu können.

Einer dieſer Sätze lautet bey ihm*) ſo: „Wenn wir von einem Affecte die Idee der

*) *Ethices Spinozae pars V. de Libertate humana. Prop. II.* Si animi commotionem s. affec-

äußern Urſache trennen, und ihn mit andern Gedanken verknüpfen können: ſo wird dadurch Liebe oder Haß gegen die äußre Urſache, und dadurch ein Theil des Affects ſelbſt aufgehoben.

Folgende Betrachtungen ſind dazu beſtimmt, den Sinn und die praktiſche Anwendbarkeit dieſes Ausſpruchs ins Licht zu ſetzen.

Wenn wir wiſſen wollen, was die Geduld befördert, ſo müſſen wir Achtung geben, wie ſich der Ungeduldige beträgt. — Wir ſehn ihn immer zugleich unwillig: er läßt nicht bloß die Ausdrücke des Schmerzes ſondern auch des Zorns von ſich hören. Der ungeduldige Kranke wird auf ſeine Wärter und Freunde leicht böſe. Wen lange Weile, ausbleibende Erwartungen, oder zu lang anhaltende Beſchwerden in hohem Grade ungeduldig machen, der kann ſich nur mit Mühe des Scheltens und der Schimpfworte enthalten, ſelbſt, wenn er nicht einmahl recht weiß, auf wen er ſchimpfen und wen er ſchelten ſoll. Die Bemer-

tum a cauſſae externae cogitatione amoveamus, et aliis jungamus cogitationibus; tum amor ſeu odium erga cauſſam externam, ut et animi fluctuationes, quae ex his affectibus oriuntur, deſtruentur.

kung iſt alt, daß Kranke ungeduldig werden, wenn ſie zu geneſen anfangen. Aber eine von den Urſachen dieſer Erſcheinung iſt vielleicht weniger bemerkt worden: — daß der geneſende Kranke den Arzt und die ihn umgebenden Freunde mehr, als der gefährlich Kranke, anklagt. So lange er viel litt, war er mit jedermann zufrieden, weil er überzeugt war, daß kein Menſch Urheber ſeines Uebels ſey. Da er beſſer zu werden anfängt, ſo fängt er auch an zu glauben, daß ihm von ſeinem Arzte noch ſchneller geholfen werden, und daß er von ſeinen Freunden noch mehr geſchont werden könne, und die Vorwürfe, die er ihnen insgeheim macht, vermehren die unangenehmen Empfindungen der Krankheit.

Alſo nicht immer das größte Uebel erregt die größte Leidenſchaft: und wer, von dem wirklichen Schmerze den Unwillen darüber, und, von dem Unangenehmen in der Empfindung das Zornartige trennen kann, hat ſchon viel zur gelaſſenern Ertragung des Uebels gethan.

Doch was in Glücks- oder Unglücks-Fällen, die, wie Geſundheit und Krankheit, ganz vom Schickſale, von der Beſchaffenheit des Körpers, oder den äußern Umſtänden abhängen, für moraliſche Urſachen des Vergnügens und Mißvergnü-

gens zu den bloß phyſiſchen hinzukommen, iſt ſchwer mit Gewißheit auszumachen. Aber dieſe Erfahrung iſt deutlich, daß, wenn angenehme oder unangenehme Ereigniſſe von dem Betragen andrer Menſchen gegen uns herrühren, oder wenn ſie aus dem entſtehn, was wir ſelbſt gethan, oder unterlaſſen haben, die erſtern uns ein weit ſüßeres Vergnügen gewähren, die andern uns mit einem viel ſchärfern Stachel verwunden, als wenn wir die Urheber derſelben nicht kennten, oder wenn deren Urſachen in dem allgemeinen Laufe der Natur verborgen wären.

Ich rede nicht bloß von Beleidigungen oder Wohlthaten, die uns von einzelnen Perſonen widerfahren, ſondern auch von dem angenehmen oder unangenehmen Zuſtande, in den uns die Meinungen, Geſinnungen und das Betragen der ganzen Geſellſchaft, in der wir leben, verſetzen.

Woher kömmt es, daß weit weniger Menſchen ſich, wegen einer ſchmerzhaften und unheilbaren Krankheit, die doch zu den größten Uebeln des menſchlichen Lebens gehört, ſelbſt entleibt haben, als wegen einer fehlgeſchlagnen Liebe, einer ihnen von einem Fürſten, oder einer über ſie erhabnen Perſon angethanen Kränkung? Warum kann ein Zuſtand, der ganz erträglich iſt, worin aber ſich

der Menſch unterdrückt und verachtet glaubt, ſo große Stürme, in der bürgerlichen Geſellſchaft ſowohl, als bey einzelnen Perſonen, erregen, und bey beyden ſo große Anſtrengungen hervorbringen, um ſich aus einem ſolchen Zuſtande zu reißen? Sind die Menſchen in den vereinigten Colonien jetzt viel glücklicher, als ſie es ehedem unter dem Scepter von England waren? Es iſt wenigſtens zweifelhaft. Aber ſie ſind ruhig, weil ſie die Uebel, die ſie jetzt leiden, oder die Hinderniſſe, die ſich der Ausbreitung ihres Wohlſtandes widerſetzen, der Nothwendigkeit zuſchreiben; und ſie waren wüthend, zur Zeit, als ſie ſie den Menſchen zuſchrieben.

Ruhe und Einſamkeit iſt für manchen Menſchen vielleicht nach ſeiner Leibesbeſchaffenheit und nach den Anlagen ſeiner Seele der wünſchenswürdigſte Zuſtand. Er iſt vielleicht, entfernt vom Geräuſche, am heiterſten und am meiſten aufgelegt, ſeiner ſelbſt zu genießen. Er wird daher auf dem Lande, oder in einer einſamen Stadt, wohin er ſich aus Wahl begeben hat, oder durch den Zufall verſetzt worden iſt, dieſe Entfernung von der Welt lieben, und ſie als einen Zuſtand der Freyheit und eines ungeſtörten Selbſtgenuſſ.s

betrachten können. Und eben dieſer Menſch wird durch eine ähnliche Einſamkeit und Ruhe, an einem Orte, wo viel Geſelligkeit herrſcht, unglücklich, wenn er denkt, daß es die Geringſchätzung, die Gleichgültigkeit, und die Vergeſſenheit andrer Menſchen iſt, welche ihm dieſe Ruhe zuzieht. — Es iſt alſo nicht gleichgültig bey den Uebeln, die wir leiden, von welchem Urheber ſie kommen; — nicht einerley in Abſicht des Eindrucks, den ſie auf uns machen ſollen, ob wir bloß an ſie ſelbſt, oder an die Quellen derſelben gedenken.

Die entferntern Urſachen dieſer Erſcheinung ſind nicht ſchwer zu erkennen. Erſtlich ſind alle zuſammengeſetzte Leidenſchaften heftiger als einfache. Vereinigte Kräfte wirken ſtärker: und wenn das Gemüth von zwey Seiten zugleich angegriffen wird, durch Mißvergnügen über die Sache, und durch Unwillen über die Perſon: ſo iſt kein Wunder, daß es eher unterliegt. Dazu kömmt, daß vermiſchte Empfindungen dunklere Empfindungen ſind, und ſich weniger beſtreiten laſſen. Ein ſimpler Schmerz eines einzigen Gliedes beunruhiget das Gemüth lange nicht ſo ſehr, als ein Uebelbefinden des ganzen Körpers. Dort kann man ſeine Aufmerkſamkeit auf den leidenden Punct richten, und ſeine Geduld und Entſchloſ-

ſenheit dagegen gleichſam vereinigen: hier iſt man, indem man Unluſt empfindet, zugleich mit ſeinen Gedanken zerſtreut; und dieß macht die Hülfe, die man ſonſt von der Vernunft erhalten könnte, unmöglich. Aus gleicher Urſache läßt ſich auch ein mit Zorn vermiſchter Schmerz ſchwerer, als ein Leiden, das keinen Unwillen erregt, bekämpfen. Das Gemüth denkt im erſtern Falle immer an ſein Uebel und an die Urheber deſſelben zugleich, und verhindert durch dieſes Hin- und Herſchwanken den Eindruck der Beruhigungsgründe, welchen es gleichſam auszuweichen ſcheint. Aber es iſt ein zweyter Grund, der noch tiefer in der Natur des Menſchen liegt, warum uns Uebel, für deren Urſachen wir andre Menſchen und deren Geſinnungen und Handlungen halten, ſchwerer drücken, und uns in größere Leidenſchaften verſetzen, als Leiden, deren Urſachen wir nicht wiſſen, oder in der Körperwelt finden. Wir ſind moraliſche Weſen, und vornehmlich beſtimmt, unter moraliſchen Weſen zu leben, auf ſie zu wirken, und durch ſie Eindrücke zu bekommen. Und alle Empfindungen, die ſich auf dieſelben beziehn, ob ſie gleich in Abſicht der Stärke, hinter den Empfindungen der Sinne zu ſtehen ſcheinen, haben doch den eignen Charakter, daß ſie das Gemüth weit länger beſchäftigen,

tiefer durchdringen, und alſo die Stimmung deſſelben weit mehr umändern, als jene. Ein Menſch, der in Steinſchmerzen das heftigſte Geſchrey von ſich hören läßt, kann, wenn ſie vorbey ſind, bald wieder munter und heiter werden. Aber der Verluſt eines Freundes, eine erlittene Beſchimpfung, der Kummer über einen ungerathenen Sohn, kann den Menſchen auf lange Zeit zu allen Freuden unfähig machen, kann ihn ſogar in eine beſtändige Schwermuth verſenken.

Ein andrer Fall, welcher beweiſt, wie viel der Unwille über den Urheber des Uebels beyträgt, die Laſt des Uebels ſelbſt zu vergrößern, iſt die Reue. Sie miſcht ihren Wermuth faſt in jeden Kelch der Leiden, — und dieſer Wermuth iſt von der bitterſten Art. Man gebe auf ſich ſelbſt und Andre Acht, welcher Gedanke, bey dem Anfalle einer Krankheit, bey einem Verluſte, den man leidet, oder bey einem Unglücksfalle, den man erfährt, ſich am erſten dem Gemüthe darbiethet und es am längſten beſchäftigt: und man wird finden, daß es die Unterſuchung der Frage iſt, ob man wohl ſelbſt an ſeinem Unglücke Schuld ſey. Man pflegt dann ſein vergangnes Leben durchzugehn, und ſich über Handlungen zur Rechenſchaft zu ziehn, die man zuvor unbemerkt ge-

laſſen, oder ſelbſt gebilligt hatte: und wenn man irgend eine Wahrſcheinlichkeit findet, daß, bey veränderten Maßregeln, die jetzige Lage weniger unangenehm ſeyn würde: ſo heftet man auf ſolche Umſtände ſeine Aufmerkſamkeit, als wenn man wirklich die gegenwärtigen dadurch verbeſſern könnte.

In ſich und in ſeinen Handlungen die Urſachen ſeines Unglücks aufzuſuchen, iſt, bey jeder Art unangenehmer Vorfälle, das allergewöhnlichſte: und ſich als den Urheber derſelben zu finden, oder zu vermuthen, das allerſchmerzlichſte.

Ich weiß es aus meiner eignen Erfahrung, wie es in Fällen geht, wo man nur ungewiß darüber iſt. Eine Schwäche des Körpers, die uns Vergnügungen raubt, oder uns in unſern Geſchäften ſtört, iſt ein großes Uebel. Aber ſie macht das Gemüth viel unmuthsvoller, den ganzen Menſchen weit unglücklicher: ſo lange er ſelbſt nicht genau weiß, ob ſie in ſeinen Nerven oder in ſeiner Seele liegt, ob er wirklich unvermögend, oder ob er vielleicht nicht entſchloſſen, nicht thätig, nicht aufmerkſam genug iſt. Und es kann ihm ſelbſt eine Verſchlimmerung ſeines körperlichen Zuſtandes willkommen ſeyn, wenn ſie ihn nunmehr völlig überzeugt, daß er ſich nicht ſelbſt

durch Fehler des Vergnügens beraubt, oder in dem Erfolge ſeiner Arbeit geſtört, ſondern daß er einem unwillkührlichen Drucke ſeines Körpers untergelegen hat. — Ein ſchwereres phyſiſches Leiden, an welchem wir ſelbſt auf keine Weiſe Schuld ſind, heilt und beſänftigt oft die Unruhe des Gemüths über ein leichteres, welches wir uns ſelbſt zugezogen haben. — Die Verzweiflung, der äußerſte Grad unangenehmer Leidenſchaften, iſt von je her in dem Gefolge der Reue gefunden worden. Und in der That läßt ſich kein größrer Aufruhr im Gemüthe denken, als wenn Zorn und Schmerz mit einander vereinigt ſind, und beyde den Menſchen ſelbſt zur Quelle und zum Gegenſtande haben.

Bey den unangenehmen Leidenſchaften iſt es alſo ſehr ſichtbar, daß ſie unſre Aufmerkſamkeit nicht bloß auf die Sache, ſondern auch auf ihre Urſachen richten, und durch die Vorſtellung der letztern den Eindruck der erſtern verſtärken. Bey den Affecten, die aus der Freude entſtehen, iſt dieſer Umſtand zwar nicht ſo in die Augen fallend, aber doch zu erkennen. Von allem Guten, das uns von einer unſichtbaren Hand widerfährt, wünſchen wir den Urheber zu wiſſen; und dieſe Neugierde beſchäftigt uns dann oft mehr, als der Genuß. Warum? Weil Liebe und Dankbar-

keit neue angenehme Empfindungen ſind, die wir ſuchen, und ohne welche das Vergnügen über das Geſchenk ſelbſt unvollſtändig iſt. Kein Menſch wird ſich an den Schönheiten der Natur lange weiden, oder ſehr innig dadurch gerührt werden, der ſie nur als angenehm für Augen, Ohren, und Gefühl betrachtet. Aber die Auſſuchung ihrer Urſachen kann ihnen einen lang dauernden Reitz geben; und die Verehrung gegen ihren Urheber, wenn wir glauben, endlich die erſte Quelle derſelben in einem moraliſchen Weſen gefunden zu haben, kann unſer Innerſtes mit angenehmen Gefühlen durchdringen. — Auch hier bewährt es ſich, daß, ſo leicht wir auch der Sinnlichkeit unterliegen, wir doch mehr Geiſt als Körper, mehr moraliſcher als materieller Natur ſind: die Liebe iſt eine weit ergiebigere, länger dauernde Quelle von Freude, als alle Reitze der Sinne; und wenn irgend ein Vergnügen lange aushalten und recht ſchmackhaft werden ſoll, ſo muß ſie ſich mit demſelben vereinigen, — welches anders nicht geſchehn kann, als wenn wir die freyen und verſtändigen Urheber des Guten, das uns widerfährt, aufſuchen und gefunden haben.

Alſo iſt es durch Erfahrung bewährt, daß Leidenſchaften, — fröhliche und traurige, — ver-

ſtärkt werden, wenn ſich mit der Vorſtellung der Sache ſelbſt, welche Luſt oder Unluſt erregt, der Gedanke an den Urheber, und alſo Liebe oder Haß gegen ihn, verbindet. Und es iſt alſo auch des Spinoza Ausſpruch bewieſen, daß wir die Leidenſchaften ſchwächen können, wenn es uns gelingt, jene beyden Vorſtellungen von einander zu trennen.

Aber iſt dann dieß, — in dem Sinne welchen ich Spinozas Satze gegeben habe, möglich? Iſt es dem Menſchen zuträglich? Würde dadurch eben nicht das Moraliſche unſrer Empfindungen aufgehoben werden, welches ihnen doch ihren einzigen Werth giebt?

Erſtlich, alle Leidenſchaften, ohne Rückſicht auf ihre Beſchaffenheit, können der Seele ſchädlich werden, durch ihre Stärke. — Wenn ſie dem Menſchen ſeine Freyheit rauben; wenn ſie ihn unfähig machen, ſich von ihrem Gegenſtande wegzuwenden, und ſeine Aufmerkſamkeit auf einen andern zu richten; wenn ſie das Vergleichen des Vergangnen mit dem Gegenwärtigen, der Mittel mit dem Zwecke, einer Empfindung mit der andern nicht mehr erlauben: ſo ſind ſie immer Feinde ſeiner Glückſeligkeit und ſeiner Tugend, mögen ſie aus einer ſonſt noch ſo reinen

Quelle entſtehen, mögen ſie, in einer gemäßigten Stärke, dem Menſchen noch ſoviel Gutes thun. Befindet man ſich in dem beſchriebnen Falle, ſo muß die erſte Sorge ſeyn, ihrer Heftigkeit entgegen zu arbeiten, und wäre es auch, indem man die gemiſchten moraliſch-phyſiſchen Eindrücke auf die bloß phyſiſchen zurückbrächte.

Ich will die oben ſchon angeführte Reue zum Beyſpiele nehmen, dieſe Leidenſchaft, die ſelbſt für ein Mittel zur Beſſerung, und von vielen ſogar für eine nothwendige Bedingung derſelben gehalten wird. Aber außer den Fällen, wo ſie in troſtloſe Melancholie ausartet und ſogar zur Verzweiflung führt, macht ſie, bey vielen Uebeln des Lebens, den Grund der Ungeduld aus, durch die wir andern beſchwerlich werden, und uns ſelbſt zu Vorkehrungen gegen die Uebel untüchtig machen. Sogar die Beſſerung unſrer Fehler, die wir bereuen, wird uns unmöglich, wenn die Unzufriedenheit über uns ſelbſt, uns ganz beherrſcht. In den Augenblicken, wo wir gegen uns ſelbſt als gegen unſre ärgſten Feinde aufgebracht, oder über unſre unheilbare Thorheit niedergeſchlagen ſind, haben wir weit mehr Verſuchung, uns an uns ſelbſt oder andern zu rächen, (denn ſehr oft geht die Unzufriedenheit über uns

ſelbſt in Zorn gegen andre über,) als Antrieb, unſre Kräfte zu der noch möglichen Verbeſſerung unſrer ſelbſt aufzubiethen.

Wenn alſo Geduld eine Pflicht und ein Gut iſt: ſo iſt es, bey Unglücksfällen aller Art, ſehr oft eine Regel, nicht nach den uns unbekannten Handlungen, durch welche wir ſie vielleicht möchten veranlaßt haben, mit einer für uns ſelbſt grauſamen Neugierde zu forſchen, nicht unſre Zeit damit zu verlieren, daß wir alles, was von unſrer Seite als Vernachläſſigung oder als Schuld ausgelegt werden mag, aus der vergangnen Zeit ſammeln: ſondern unmittelbar und allein auf das Uebel ſelbſt loszugehn, es ſey um es mit Anſtand zu tragen, oder um ihm abzuhelfen. Sogar alsdann, wenn wir uns ganz offenbar als die Werkmeiſter unſers Unglücks anklagen müſſen: muß der Unwille über uns ſelbſt auf alle Weiſe gemäßigt werden, damit der Muth uns wieder herauszuhelfen nicht darunter leide. Ohne Zweifel iſt die Selbſtbeſſerung ohne die Selbſtkenntniß nicht möglich. Aber zur Erlangung einer heilſamen Selbſtkenntniß gehören ruhige Betrachtungen über die Urſachen unſrer Fehler, über die Irrthümer, die dabey zum Grunde liegen, und über die allmähligen Fort-

ſchritte, durch welche die böſe Gewohnheit ſich feſtgeſetzt hat. Und ruhige Betrachtungen ſind, bey einem unruhigen, ſich ſelbſt mit Bitterkeit anklagenden Gemüthe, unmöglich. Die Regel des Spinoza iſt alſo hier allerdings anwendbar: „den Gedanken an die äußre Urſache von der Empfindung zu trennen, damit letztre gemäßigt werde.“

Aber noch weit mehr iſt die Regel des Spinoza anwendbar, wenn andre Menſchen die Urheber derjenigen Umſtände ſind, über welche wir in Leidenſchaft gerathen. Hier iſt vornehmlich, zu Mäßigung der letztern, nöthig, die erſtern zu vergeſſen; — oder wir werden gewiß ſowohl unſrer Pflicht als unſerm Vortheile entgegen handeln, — das Uebel vergrößern, und uns andrer Haß von neuem zuziehn.

Cheſterfield giebt, in ſeinen bekannten Briefen, die viel Weltkenntniß, wenn auch nicht immer die reinſte Moral enthalten, ſeinem Sohne die Lehre: daß einem Manne von Stande bey Beleidigungen, beſonders ſolchen, die ſeiner Ehre widerfahren, nur einer von zwey Wegen offen ſtehe, entweder den Beleidiger zu Boden zu ſchlagen, oder gar keine Empfindlichkeit gegen ihn merken zu laſſen. Die mitlere Partey, da

man ſeinen Unwillen merken läßt, ohne deſſelben Folgen empfinden zu laſſen, macht verächtlich und unangenehm zugleich. Die Ohnmacht, die darin verborgen liegt, reitzt andre zu neuen Kränkungen, und giebt dem, welcher uns den Vortheil abgewonnen hat, zugleich das Vergnügen des Triumphs. Und die üble Laune, die damit verbunden zu ſeyn pflegt, macht uns auch den Gleichgültigen unangenehm, und verdunkelt alle unſre guten Eigenſchaften.

Und gerade dieſe mittlere Partey iſt es doch, welche die meiſten Menſchen nehmen, wenn einzelne Perſonen oder die ganze Geſellſchaft, in der ſie leben, ihrem Intereſſe zuwider handeln, ihre Wünſche nicht erfüllen, oder ihre Anſchläge vereiteln. Oft würde der Verluſt ſelbſt, den ſie leiden, ihnen erträglich ſeyn: aber daß ſie von dem oder jenem übervortheilt werden ſollen, iſt ihnen unausſtehlich. Sie würden ſich auf der Stufe, worauf ſie ſtehen, ganz wohl befinden: aber daß ihnen ein Andrer den Rang abgelaufen, daß ihnen ein Großer nicht Wort gehalten, daß ſie ein vermeintlicher Beſchützer nicht beſſer empfohlen hat, das macht ſie unglücklich. Was iſt kleiner und unbedeutender, als einmahl einer guten Mittags- oder Abend-Mahlzeit zu entbehren: und doch

kann es ernſthaftes Mißvergnügen verurſachen, nicht zu einem Gaſtmahle gebethen worden zu ſeyn, wenn man es dem Kaltſinn oder der Verachtung des Wirths Schuld giebt. Man gebe auf die Vorfälle ſeines Lebens Achtung, und man wird finden, daß unter hundert Unannehmlichkeiten, welche daſſelbe verbittern, vielleicht neun und neunzig an ſich nur Kleinigkeiten wären, wenn wir nicht dabey in gewiſſe widrige Leidenſchaften gegen die Menſchen geriethen, von welchen es abhing, uns jene Unannehmlichkeiten zu erſparen.

Aber die meiſten dieſer, unſern Unwillen erregenden, Handlungen andrer ſind nicht immer eigentliche Beleidigungen, weil wir keine Rechte hatten, die Unterlaſſung derſelben zu fordern. Noch weniger ſind es ſo ſchwere Beleidigungen, daß wir ſie auf die Art, wie Cheſterfield verlangt, rächen dürften, geſetzt auch, daß uns unſre Ohnmacht oder unſer Gewiſſen nicht abhielte, unſern Zorn auszulaſſen. Was bleibt uns alſo übrig, wenn wir demungeachtet dieſen Unwillen über die Menſchen von dem Verdruſſe über die Sache nicht abſondern, als daß wir mürriſch werden, anklagen, Vorwürfe machen, ſelbſt das unangenehme Gefühl in uns vergrößern und verlängern, denen, die uns nicht wohlwollen, Gele-

genheit zum Spott geben, Gleichgültigen mißfallen, und ſelbſt unſre Freunde von uns abwendig machen.

In den Augenblicken alſo, wenn der Verdruß noch kocht, wenn man die Entbehrung der Sache, welche uns andre verweigert haben, noch lebhaft fühlt, noch durch die Verlegenheit, in die ſie uns geſtürzt haben, leidet, iſt es ein guter Rath, ſeine Aufmerkſamkeit, wo möglich, nur auf die Sache ſelbſt zu richten, die uns unangenehm iſt, und die Perſonen, welchen wir ſie Schuld geben, zu vergeſſen, — nur abzuwägen, wie groß der Verluſt, den wir leiden, oder das Uebel, welches wir dulden, an und für ſich ſelbſt ſey, nicht zugleich zu denken, welche Geſinnungen dadurch bey den Menſchen gegen uns vorausgeſetzt werden; kurz den Affect, welchen die Wirkung erregt, von dem Affect, welcher auf den Urheber geht, abzuſondern. In der Folge, wenn der unangenehme Umſtand vorüber iſt, oder das Gemüth weniger beunruhiget, dann mag es nützlich ſeyn, betrachtend, aber nicht zürnend, an das Betragen andrer Menſchen und an die Motive dieſes Betragens zu denken. Während der Leidenſchaft konnte dieſes Andenken nur unſre Qual oder unſern Ungeſtüm vermehren. Bey ruhigem

Gemüthe kann es uns Troſtgründe an die Hand geben, oder uns Behutſamkeits-Regeln für die Zukunft lehren.

Bey den angenehmen und fröhlichen Leidenſchaften, wo die Vorſtellung der äußern Urſache Liebe in uns erregt, iſt es weniger nothwendig, dieſe Vorſtellung zu entfernen. Die Eindrücke des Vergnügens ſind ohne das ſanfter, als die der Unluſt: und ſie zu verſtärken iſt alſo nicht mit einer gleichen Gefahr für die Freyheit und Selbſtbeherrſchung des Geiſtes verbunden. Ueberdieß führen Freude und Liebe, auch wenn ſie etwas über das gehörige Maß ausſchweifen, nicht ſo leicht zu unrechten Schritten oder zu Beleidigungen andrer, als Mißvergnügen und Haß. Ja es giebt Fälle, von denen ich oben ſchon einen angeführt habe, wo es ſehr rathſam iſt, das Herz durch das Andenken an den verborgnen Wohlthäter zu beſchäftigen, indem die Sinne oder der Verſtand der Wohlthat ſonſt nur unvollkommen genießen.

Indeſſen iſt doch auch in den aus dem Vergnügen entſtehenden Affecten ein Uebermaß möglich. Auch die Freude muß zuweilen gemäßigt werden, damit ſie weiſe bleibe und nicht zu Thorheiten verleite, oder Schmerzen nach ſich ziehe.

In dieſem Falle iſt Einſchränkung der Aufmerkſamkeit auf den bloßen Werth des Gutes ſelbſt, mit Vergeſſung der Urſachen, ein nicht zu verwerfendes Hülfsmittel.

Sie iſt beſonders bey allen den Vergnügungen nothwendig, woran die Eitelkeit Antheil nimmt. Und in welche unſrer Freuden miſcht ſich die Eitelkeit nicht? Die Zufriedenheit über uns ſelbſt, und beſonders über die Achtung und Liebe, in der wir bey Andern ſtehn, oder die wir erworben zu haben glauben, macht vielleicht die Hälfte von der Freude aus, die wir über irgend einen glücklichen Erfolg empfinden. Wer überhebt ſich wohl ſeines Glücks am meiſten; wer wird dadurch aufgebläht und andern beſchwerlich? Nicht derjenige, der es bloß zu genießen gedenkt, ſondern zuerſt und vor allen Dingen der, welcher dabey immer an ſich ſelbſt, als den Urheber ſeines Glücks, — und an ſeine Klugheit, an ſeine Verdienſte, als die Urſachen deſſelben, gedenkt. Dadurch wird erſt jenes Vergnügen zu einer Leidenſchaft, welche das Gemüth beherrſcht und auf die Aufführung gegen Andre Einfluß hat. Nicht die Freude überhaupt, ſondern die ſtolze Freude iſt der Seele ſchädlich und verführt zu Ausſchweifungen: eben ſo wie es der niederſchlagende oder, ſich ankla-

gende Schmerz thut. Und ſo wie es ein Bewußtſeyn unſerer Fehler giebt, welches auch bey dem heiterſten Gemüthe Statt findet und welches beſſert, und eine leidenſchaftliche Reue, die nur bey Unglücksfällen ſich einzufinden pflegt und das Gemüth aufbringt: ſo giebt es auch eine zwiefache Erinnerung an unſre Verdienſte, eine nachdenkende, die, unabhängig von unſerm äußern Glücksſtande, uns zu einer beſcheidnen Zufriedenheit mit uns ſelbſt führt, und eine, die durch gewonnene Vortheile und durch glänzende Erfolge bey unſern Unternehmungen erweckt, mehr die Einbildungskraft und Sinnlichkeit, als den Verſtand beſchäftigt, — und unſre Freude in Uebermuth verwandelt. Daher es eine vernünftige Regel iſt, im Unglück nicht viel an unſre Fehler, im Glücke nicht viel an unſre Verdienſte zu denken: in beyden Fällen alſo den Affect zu mäßigen, indem wir die Urſachen deſſelben, ſo weit ſie in uns ſelbſt liegen, vergeſſen.

Aber die Eitelkeit im Glücke wird nicht bloß dadurch erweckt, wenn wir uns über uns ſelbſt, als Urheber deſſelben, freuen. Auch wenn wir es von Andern herleiten, aber dieſe Andern an Rang, an Macht, an Anzahl, an Ruhm und Talenten einen Vorzug haben: ſo vergrößert der Urheber den Werth der Sache in unſern Augen oft weit

über den Grad des Nutzens oder des Vergnügens, welches ſie uns gewährt. Wie viele Glückliche alter und neuer Zeit beſchäftigten ſich nicht und ermüdeten andre damit, daß es ein König, ein großer Mann, eine ganze Volksverſammlung ſey, von welchen ſie ihre Schätze oder ihre Würden erhalten hätten!

Doch zweytens, die Abſicht der Regel, ſo wie ich ſie wenigſtens verſtehe und für brauchbar halte, iſt nicht dieſe allein, die Wirkungen von ihren moraliſchen Urſachen, die Freude über das Glück von der Liebe, den Schmerz im Unglück von dem Unwillen gegen den Urheber zu trennen, damit in keinem Falle die Leidenſchaft zu ſtark und unſre Geiſtesfreyheit eingeſchränkt werde. Sie ſoll und kann, dünkt mich, uns noch einen andern Dienſt leiſten. Indem ſie uns abhält, bey den nächſten moraliſchen Urſachen der verſchiedenen Zuſtände, in welchen wir uns befinden, zu lange ſtehen zu bleiben; giebt ſie uns Anlaß und Muße, zu der höhern und entferntern hinaufzuſteigen, die alles gewiſſer Maßen ins Gleichgewicht bringt und das Gemüth immer beruhiget.

Wenn wir das Unangenehme, welches uns widerfährt, bloß von unſern Fehlern herleiten,

ſo werden wir ſchwermüthig; ſchreiben wir es dem böſen Willen Anderer zu, ſo werden wir unwillig und mürriſch. Aber wenn wir darin die Natur und eine weiſe Anordnung ſehen, dann, nur dann können wir geduldig und mit Gutmüthigkeit leiden. — Auf gleiche Weiſe, wenn uns unſer Wohlſtand, — zurückgeführt auf unſre eignen Verdienſte, durch die wir ihn uns erworben, und auf die Gunſt Andrer, welche uns damit beſchenkt oder belohnt haben, — eitel und thöricht machen kann: ſo macht uns hingegen die Herleitung deſſelben von den wohlthätigen Geſetzen der Natur und den wohlthätigen Geſinnungen ihres Urhebers nur dankbar und ruhig vergnügt.

Das iſt zwar nicht völlig im Syſteme des Spinoza. Aber eine andre ſeiner Regeln leidet dieſe Auslegung, und ſie iſt nur, ſo ausgelegt, wahr und nützlich. Spinoza will nähmlich haben, die bloße Nothwendigkeit ſoll uns beruhigen, aber, — verſteht ſich, — die Nothwendigkeit, die in den Naturgeſetzen liegt, und an welche alſo auch unſer Daſeyn und alles Gute, deſſen wir genießen, geknüpft iſt. Warum, ſagt er, beklagen wir ein neugebornes Kind nicht, welches nicht reden kann und den Gebrauch ſeiner Vernunft nicht hat,

indeß wir Stummheit und Blödſinn für zwey der größten Uebel für den erwachſenen Mann halten? Darum, weil jenes nach dem Laufe der Natur erfolgt, dieſes, wie wir glauben, wider die Ordnung derſelben iſt. Wie glücklich wären wir alſo, wenn wir alle unſre Schickſale für eben ſo natürlich anſähen, als die Unfähigkeit des Kindes zu reden und zu denken; wenn wir uns überzeugten, daß das Ungewohnte, wozu unſre Unglücksfälle gehören, aus eben ſo nothwendigen Naturgeſetzen entſpringe, als der gewohnte Lauf der Dinge, in welchem doch Beraubungen und Schmerzen auf jeder Stufe des Lebens vorkommen.

Das Beyſpiel iſt auffallend und macht Eindruck. Aber es iſt doch nicht durchaus paſſend. Wir beklagen das ſtumme und unvernünftige Kind nicht bloß deßwegen nicht, weil es nach der Ordnung der Natur ſtumm und unfähig ſeyn muß, ſondern, weil es nach eben dieſer Ordnung zur Sprache und zur Vernunft gelangen wird; weil dieſe Unfähigkeit mit ſeinem ganzen übrigen Zuſtande in Harmonie ſteht und alſo eben deßwegen ihm kein Leiden verurſacht, weil endlich auf der Leiter des Lebens die Kindheit eine Stufe iſt, die zu ihrer Zeit und an ihrem Orte eben ſowohl ihre eigene Glückſeligkeit hat, als jedes andere Alter.

Bey dem Erwachſenen, den Krankheit und Zufälle um Sprache und Vernunft bringen, iſt alles dieſes verſchieden. Es iſt zwiſchen dieſer Unfähigkeit und ſeinem übrigen Zuſtande Mißhelligkeit und Widerſpruch; daher er ſie auch, wenn er ſich ſeiner bewußt iſt, mit Schmerzen empfindet. Er iſt nicht, wie das Kind, aus einem noch unvollkommneren Zuſtande in dieſen gekommen, woraus alſo der Beobachter ſicher ſchließen kann, daß ein weiterer Fortgang zum Beſſern zu erwarten ſey: ſondern er iſt von einer höhern Stufe des Daſeyns auf eine niedrigere herabgeſunken. Endlich, jenes ſtumme Kind kann der kindiſchen Freuden, — dieſer ſtumme Mann kann nicht der männlichen Freuden genießen.

Ueberdieß, wenn gleich das Unordentliche, welches das Leben und die Geſundheit der Menſchen zerſtört, eben ſowohl nach Naturgeſetzen geſchieht, als das Ordentliche, wodurch das Leben entſteht und erhalten wird: ſo iſt doch der Unterſchied von beyden für die Empfindung und ſelbſt für die Vernunft nicht aufgehoben. Was wir Ordnung der Natur nennen, iſt nicht bloß die Folge von Urſachen und Wirkungen überhaupt, ſondern die Reihe ſolcher auf einander folgenden Wirkungen, die ſich zuſammen auf Daſeyn und Erhaltung eines

gewiſſen Dinges beziehen und deſſen Entwickelung und Reife ſtufenweiſe zu Stande bringen. Dieſe Ordnung iſt freylich zugleich Geſetzmäßigkeit und ſchließt eine Nothwendigkeit in ſich. Eben um deßwillen haben wir auch für die Geſetze der Natur überhaupt, oder für den nothwendigen Zuſammenhang der Urſachen und Wirkungen eine gewiſſe Ehrfurcht, weil dieſer, ſo nachtheilig er uns in einzelnen Fällen wird, doch mit derjenigen beſondern Kette der Veränderungen von gleicher Art iſt, an welche unſere Geburt, unſer Wachsthum, Leben und Wohlſeyn geknüpft ſind. Aber beydes, Nothwendigkeit und Ordnung, bleibt doch ewig von einander getrennt, wenn nicht ein drittes hinzukömmt, welches beyde vereiniget. Wir geben die erſtre in allen Naturbegebenheiten zu, wir erkennen die andre nur in denjenigen, die für uns oder andre lebendige Geſchöpfe wohlthätig ſind.

Aber wer, — was Spinoza nicht that, — unter Natur-Ordnung einen ordnenden Verſtand verſteht und Geſetzmäßigkeit mit dem Begriffe eines Geſetzgebers verbindet, der findet allerdings eine Beruhigung über unangenehme Schickſale in dem Zuſammenhange der Kräfte und Wirkungen, durch welche dieſelben herbeygeführt wurden.

Eben die Vernunft und eben der Wille, welche die Urſachen ſich vereinigen ließen, durch welche ich als Menſch Daſeyn, Leben, Empfindung und verſtändige Thätigkeit, alles, worauf ich ſtolz und wodurch ich glückſelig bin, erhielt, beherrſchen und leiten auch die, dieſen Plan durchkreuzenden, oft ihn ſtörenden Kräfte und Urſachen. Bey dieſer Vorausſetzung iſt eine Einheit in der Natur, wonach alles in ihr als zuſammengehörig, und alles, was natürlich iſt, für gut angeſehen werden muß. Dann iſt es auch möglich, die Stummheit eines Erwachſenen in einem einzelnen Falle mit der Sprachloſigkeit neugebohrner Kinder in allen Fällen in Parallel zu ſetzen, in ſofern beydes Theile deſſelben weiſen und wohlthätigen Plans ſeyn können.

Dieß alſo, um auf meinen vorigen Gegenſtand zurückzukommen, dient unſtreitig, die Herrſchaft der Vernunft über die Leidenſchaften zu erleichtern, wenn wir von den fröhlichen und traurigen Ereigniſſen, wodurch dieſe Leidenſchaften erregt werden, nicht bloß die nächſten Urſachen aufſuchen, ſondern ſie bis zu dem entfernteſten Urſprunge verfolgen: wo ſie dann dem Gottesverehrer als die letzten Glieder einer Kette vorkommen, deren oberſter Ring von der Hand der höchſten Vernunft gehal-

ten wird. — Nicht unſre Fehltritte und Thorheiten allein, nicht die Irthümer oder die gehäſſigen Neigungen andrer Menſchen bringen allein die unangenehmen Auftritte und Lagen hervor, welche unſer Leben verbittern. Die Urſachen derſelben liegen tiefer; ſie ſind in die allgemeine Einrichtung der Dinge verwebt, welcher wir zugleich Alles, was wir ſind und von Gütern beſitzen, zu danken haben.

Ueber
die Gränzen des bürgerlichen Gehorſams,
und
den Unterſchied von
Theorie und Praxis,
in Beziehung auf zwey Aufſätze in der Berliner Monatsſchrift.

I.

Ueber die Gränzen des bürgerlichen Gehorſams, in Beziehung auf den Aufſatz von Kant über den Gemeinſpruch: das mag in der Theorie richtig ſeyn, taugt aber nicht für die Praxis.

Es iſt Ihnen, meine Herren, *) ohne Zweifel eben ſo ſtark, wie mir, die Aeußerung Kants in einem Aufſatze der Berliner Monatsſchrift aufgefallen; daß der thätige Widerſtand, auch eines ganzen vereinigten Volks, auch gegen einen wirklich tyranniſchen Regenten, d. h. gegen einen, der den Grundvertrag mit ſeinem Volke gebrochen

*) Der gegenwärtige Aufſatz iſt, ſo wie der folgende, über den Unterſchied von Theorie und Praxis, eine vor einer Geſellſchaft von Freunden gehaltene Vorleſung.

hat, und ſeine Gewalt zum Verderben deſſelben mißbraucht, unerlaubt ſey. Dieſer Satz kann nicht durch ſeine Neuheit und Paradoxie in Verwunderung ſetzen: denn es iſt der alte orthodoxe Satz von dem göttlichen Rechte der Obrigkeit und von der obedientia passiva, die ſo lange auch in dem freyen England von der herrſchenden Kirche iſt geprediget worden, der, mit andern Ausdrücken, von allen damahligen Rechtslehrern behauptet wurde, und den, in England, nicht der Fall Carls des erſten, und die kurzdaurende republikaniſche Verfaſſung, ſondern erſt die Vertreibung der Stuarte, und noch mehr die Philoſophie unſers Jahrhunderts, die, in Abſicht politiſcher Gegenſtände, von England und von der Revolution ausgegangen iſt, aus den Köpfen der Menſchen und aus den Schriften der Staatsrechtslehrer verbannt hat. Aber das ſetzt in Verwunderung, daß eben jetzt, da dieſe Sätze endlich, nach vielem Streite, unter den denkenden Menſchen Europens ausgemacht zu ſeyn ſchienen: daß ein König ein Menſch ſey, daß er Rechte habe, wie alle andern Menſchen, gegründet auf ſeine Natur, inſofern dieſe Rechte ihm mit andern Menſchen gemein ſind, oder gegründet auf Verträge, inſofern ſie ihm eigenthümlich ſind, —

daß, wenn er dieſe Verträge bricht, der andre contrahirende Theil eben ſo gut von der Erfüllung ſeines Verſprechens losgeſprochen, oder zu Erzwingung des Vertrags berechtigt ſey, als dieß bey allen andern Verträgen Statt findet; ich ſage, das iſt auffallend, daß dieſe endlich allgemein geltend gewordnen Sätze gerade von dem erſten unſrer Philoſophen beſtritten werden, und daß wir die tiefſte Speculation der am freyſten denkenden Vernunft zu den Behauptungen zurückkehren ſehen, die wir für die Auswüchſe der Barbarey und der Geiſtes-Sklaverey voriger Zeiten hielten.

Um deſto mehr aber iſt es billig, daß wir dasjenige noch einmahl prüfen, worüber wir zwey ſo große Autoritäten mit einander ſtreitend finden. Faſt alle aufgeklärten Männer unſers Jahrhunderts, wenigſtens bis auf die Zeit der franzöſiſchen Revolution, haben uns geſagt, daß das unbegränzte Recht der Fürſten oder des jedesmahligen Staats-Oberhaupts, und die Pflicht des unbedingten Gehorſams bey dem Volke eine Schimäre ſey, die aus unrichtigen Begriffen von dem Urſprunge der bürgerlichen Geſellſchaft, und aus unrichtigen Religionsbegriffen entſtehe; daß dieſes falſche Princip bürgerli-

chen Unruhen nicht vorbeuge, die immer aus Lei- denſchaften, nie aus Principien entſtehen, daß es aber die Berichtigung und Vervollkommnung der Staats-Theorie und die Verbeſſerung der Prinzen-Erziehung verhindere, von welchen beyden Stücken allein, in ruhigen Zeiten, ein Fortgang der Staaten an Glückſeligkeit zu erwarten iſt. Kant tritt dagegen auf und ſagt, dieſes Recht der Könige oder Staats-Oberhäupter, dieſe Pflicht der Völker, ſey wirklich und weſentlich in den erſten Begriffen des Rechts und in der moraliſchen Natur des Menſchen gegründet. Widerſtand gegen den, der einmahl das Ruder der bürgerlichen Geſellſchaft in Händen hat, ſey unter allen Umſtänden unerlaubt: und es ſey die geſetzgebende Vernunft, die Freyheit ſelbſt, welche dieſes ſtrenge Geboth giebt, das der Sklaverey ſo ähnlich ſieht.

Ich fordre Sie auf, meine l. F. mir in der kleinen Unterſuchung, die ich über Kants Aeußerung anſtellen will, beyzuſtehn. Um ihren Beytrag dazu vorzubereiten, will ich zuerſt die Vertheidigung derſelben ganz in dem Geiſte und Syſteme Kants, ſo weit ich beyde gefaßt habe, verſuchen: und dann will ich mir meinen eignen freyen Geſichtspunkt wählen, aus welchem ich die ganze

Sache ſo gut beurtheilen will, als ich ſie verſtehe, ſo unparteyiſch, als es möglich iſt, wenn man alte eingewurzelte Ideen mit neuen zuſammenhält.

Wenn ich alſo zuerſt als Kants Sachwalter und Stellvertreter auftreten ſollte, ſo würde ich ſo ſagen.

So wie der letzte Zweck des Menſchen nicht ſeine Glückſeligkeit, ſondern die Erfüllung ſeiner Pflicht iſt: ſo iſt der letzte Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft nicht das Wohl der Einzelnen oder des Ganzen, ſondern der moraliſche Zuſtand derſelben. — Die Natur des Menſchen hat den Samen der Moralität und der Vernunft in ſich: dieſer Same aber kann durchaus nur in der bürgerlichen Geſellſchaft aufgehn, die allein den wilden Trieben des thieriſchen Inſtincts entweder ſolche Schranken entgegenſetzt, oder zu ihrer leichtern Befriedigung ſolche Hülfsmittel giebt, daß der ſatt und ruhig gewordne Menſch anfangen kann, auf die leiſern Ausſprüche ſeiner Vernunft zu hören, und die erſten Keime moraliſcher Ideen zu cultiviren. Der bürgerliche Verein bringt nicht erſt Pflichten und Rechte hervor, die ſo alt ſind, als die Menſchen, und ihren Grund in der Na-

tur der Vernunft haben, aber er iſt es, der es allein dem Menſchen möglich macht, ſich ſeiner vernünftigen Natur bewußt zu werden, und ſich der thieriſchen Gierigkeit und Wuth zu entſchlagen, womit er im Stande der Einſamkeit ſeine Bedürfniſſe ſucht, oder diejenigen bekämpft, welche ſie ihm ſtreitig machen; einer Gierigkeit und einer Wuth, die alle Kräfte der Seele verzehren, und niemahls die zum Nachdenken und zum moraliſchen Gefühle nöthige Stille in derſelben beſtehn laſſen. — Die bürgerliche Geſellſchaft alſo zu erhalten, ununterbrochen in ihr zu verharren, alles zu unterlaſſen, was auch nur auf eine Zeit lang das Band der bürgerlichen Vereinigung auflöſet, iſt die erſte Pflicht des moraliſchen Menſchen, welcher weiß, daß außer dieſer Vereinigung auch die Möglichkeit verloren geht, Pflichten auszuüben. — Nun wird aber die bürgerliche Geſellſchaft aufgelöſet, die Staatsverbindung hört auf, der Bürger tritt in den Naturſtand zurück, ſobald dem eben jetzt beſtehenden Oberhaupte auf eine thätliche Weiſe widerſtanden wird. Augenſcheinlich iſt in dieſem Augenblicke noch keine Form einer neuen Staatsverfaſſung gebildet; keine neue anerkannte Obrigkeit, keine Pflicht des Gehorſams iſt vorhanden: denn alles dieß ſoll erſt durch den Widerſtand erſchaffen

oder anders gebildet werden: erſt am Ende des Streits zwiſchen Volk und Regent ſoll eine neue verbeſſerte Ordnung der Dinge und der bürgerlichen Geſellſchaft hervorgehn. Alſo in der Zwiſchenzeit, während dieſes Streites ſelbſt, iſt gar keine bürgerliche Ordnung, iſt gar kein pflichtmäßig Befehlender und Gehorchender; der Staat iſt auf eine Zeit lang vernichtet, damit aus dem Nichts eine neue Schöpfung hervorgehe. Aber eben dieſe Vermeſſenheit des Unternehmens iſt es, welche daſſelbe unerlaubt macht. Da außer der bürgerlichen Geſellſchaft gar keine Pflichten anerkannt noch ausgeübt werden können, und der Widerſtand des Volks gegen das Oberhaupt des Staats die bürgerliche Geſellſchaft aufhebt: ſo hören in der That während eines ſolchen Streits die Menſchen auf, als moraliſche Weſen zu handeln; die Ideen von Pflicht und Recht, die zwar in der Natur des Menſchen liegen, aber, bey ihrer Schwäche, und bey der Stärke der ihnen widerſtrebenden Sinnlichkeit, die Pflege und den Schutz einer geſetzmäßigen den Menſchen umgebenden Ordnung erfordern, werden dunkel und ſchwankend: und das höchſte Intereſſe des Menſchen, ſeine Vernunft und Sittlichkeit, wird aufgegeben, um ein viel geringeres, das vermeynte

Staatsbeſte, zu vertheidigen, welches man von der Obrigkeit gekränkt zu ſeyn glaubte.

Dieſe Gründe ſind nicht unwichtig: und die Erfahrung, auf die ſich Kant ſo ungern bezieht, ſcheint ihnen das Wort zu reden. Die Franzöſiſche Revolution kann uns allerdings auf die Gedanken bringen, daß auch die aufgeklärteſten und geſitteteſten Menſchen, wenn ſie aus der Zucht der bürgerlichen Subordination herauskommen, wieder zu wilden Thieren werden.

Noch ein andrer etwas ſubtilerer Grund, der ſich aber leicht deutlich machen läßt, ſcheint mir bey der Kantiſchen Behauptung vorausgeſetzt zu werden. Da ſeine Geſetzgeberinn Vernunft alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen, und auf Erfahrung keine Rückſicht nehmen ſoll: ſo muß ſie in ihren Vorſchriften abſolut ſeyn, und diejenigen Modificationen vermeiden, oder verwerfen, die ſchlechterdings nur von den Umſtänden und von der wandelbaren Erfahrung hergenommen werden müſſen. Gerade aber gehört die Erlaubniß, Widerſtand gegen die Macht habenden Obrigkeiten zu leiſten, unter diejenigen moraliſchen Beſtimmungen, welche der meiſten Modificationen und Rückſichten, beſonders Rückſichten auf Gradationen nöthig haben, bey denen ein genauer Maßſtab nicht Statt

findet. Bey jeder Unzufriedenheit, auch nur eines Theils der Unterthanen, Widerſetzlichkeit zu erlauben, heißt in der That die bürgerliche Geſellſchaft vernichten. Zu dem Widerſtande gegen die Tyranney, den Zeitpunkt abwarten, wo das ganze Volk in Corpore, ungetheilt aufſteht, ein allen Individuen gleich unerträglich gewordnes Joch abzuſchütteln, heißt dieſen Widerſtand durchaus aufgeben, weil es nie geſchehn kann und geſchehn wird, daß eine große Menge Menſchen, von ſelbſt, in einem Augenblick, in gleichen Gefühlen und gleichen Entſchließungen übereinſtimmte. Alſo iſt, ſelbſt nach der Theorie derer, welche Widerſtand für erlaubt erklären, doch nur ein gewiſſer Grad des Drucks und der Tyranney, nur eine gewiſſe Anzahl der leidenden und unzufriednen Bürger, bey welcher der Fall des rechtmäßigen Widerſtandes eintritt. Aber welches iſt dieſer Grad und dieſe Anzahl? Welcher Mißbrauch der oberſten Gewalt muß vernünftiger Weiſe ertragen, und welcher darf mit Gewalt hintertrieben werden? Welches Verhältniß muß der unterdrückte Theil des Volks zu dem begünſtigten, oder zu dem unangetaſteten haben, (denn auch bey der tyranniſcheſten Regierung giebt es immer Günſtlinge, und andre völlig vergeſſene

und deßwegen ungeſtört bleibende Unterthanen;) wenn er ſich anmaßen darf, im Nahmen des ganzen Volks zu handeln. Alle dieſe Fragen ſind durch Vernunftgeſetze a priori nicht zu beantworten. Ja wenn ſich Kant auf die Erörterung derſelben einließ, wenn er ſogar nur die Rechtmäßigkeit der Frage zuließ: ſo mußte er zugleich zugeben, daß in der Beurtheilung der Moralität der Handlungen uns in der That nichts leiten könne, als die Betrachtung unſers oder des allgemeinen Wohls; und daß eine Handlung rechtmäßig oder unrechtmäßig werde, nach den guten oder übeln Folgen, die ſich nach vernünftiger Vorausſetzung von ihr erwarten laſſen.

Um alſo ſich in dieſe ſchlüpfrige Unterſuchung, bey welcher die Strenge ſeiner Grundſätze nachgeben mußte, nicht einzulaſſen, ſcheint er mir den Knoten zerhauen zu haben, den er ſich nicht zu löſen getraute. Er unterſagte den Widerſtand gegen die höchſte Obrigkeit durchaus, weil er die Fälle, wo er Widerſtand erlauben, und wo er ihn verbiethen ſollte, nicht nach Vernunftprincipien zu beſtimmen wußte. Und Scharfſinn beſaß er genug, eine Behauptung, die nur Bedürfniß zu Aufrechterhaltung ſeiner Theorie war, in ei-

hen aus dieſer Theorie ſelbſt hergeleiteten Satz zu verwandeln.

Wenn ich nun, abgeſehn von dieſen Gründen und von der Beziehung, die der Kantiſche Satz auf ſein ganzes Moralſyſtem hat, ihn mit meiner eignen Vernunft und nach meinen eignen Principien erwäge, ſo finde ich ihn zuerſt in der Allgemeinheit, in welcher er vorgetragen iſt, durchaus unhaltbar.

Einmahl, die Obrigkeit, wie ſie wirklich im Staate gefunden wird, das Staats-Oberhaupt, das nicht in einer moraliſchen Fiction, ſondern in der Reihe der Dinge exiſtirt, iſt ein Menſch und beſteht aus Menſchen, und kann alſo unmöglich übermenſchliche Rechte haben. Man kann ihn als einen Gott verehren, um ſeinen Vorſchriften mehr Heiligkeit und ſeiner Regierung mehr Kraft bey dem großen Haufen zu geben: aber man kann ihn nicht in der That zu einem Gott erheben; man kann die ewigen Verhältniſſe der Natur bey ihm nicht abändern, auf welchen am Ende auch die ewigen und unveräußerlichen Rechte beruhen. Ihn aber von aller Verantwortlichkeit ohne Ausnahme frey zu ſprechen, ihm lauter Rechte und der mit ihm verbundnen Nation lauter Pflichten zu geben: das heißt, ihn aus der gemeinen Sphäre der Menſch-

lichkeit herausheben. Was wird aber daraus entſtehen, als entweder, wenn dieſe Ideen in den Gemüthern der Regenten und des Volks wirklich wurzeln, daß ſie beyde ihrer wahren moraliſchen Natur ungetreu werden, daß ſie beyde der Wahrheit zuwider denken und handeln, und daß alſo der Charakter des Fürſten ſowohl, als der Nation, verſchlimmert wird. Oder bleibt die Theorie von der Praxis getrennt; widerlegen die Thatſachen zu laut die angenommenen Principien und widerſtehen ihnen die natürlichen Gefühle zu ſtark: ſo wird dadurch Widerſetzlichkeit und Empörung nicht nur nicht verhütet, ſondern die Exploſion des lange verſchloſſenen Unwillens iſt deſto heftiger, je unbilligere Meinungen er zuvor zu durchbrechen hatte.

Und nun kömmt die andere große Frage hinzu: wer iſt als das wahre Staatsoberhaupt anzuſehen, und wie weit kann er ſeine Gewalt ſeinen Agenten mittheilen?

Iſt der, der in der wirklichen Ausübung der Souverainetäts-Rechte iſt, er mag dazu gelangt ſeyn, wie er will, berechtigt, dieſen leidenden Gehorſam zu fordern? — So iſt ja alsdann die Uſurpation eben ſo geſichert, als die königliche Würde: ſo hat ja die Empörung, wenn ſie einmahl durchgedrungen und einen Anführer bekommen hat, eben

die Conſiſtenz und eben die Unverletzlichkeit, wie die Majeſtät, gegen welche ſie ſich auflehnte.

Oder muß erſt der Titel des Regenten, die Rechtmäßigkeit ſeiner Anſprüche auf Oberherrſchaft geprüft und richtig erfunden ſeyn, wenn die Pflicht des widerſtandloſen Gehorſams eintreten ſoll? So hat alſo die Nation doch ein Recht des Widerſtandes, das Recht, ihren Gehorſam ſo lange zu ſuſpendiren, bis ſie die Gültigkeit der Anſprüche deſſen, der ſie beherrſchen will, unterſucht und anerkannt hat. Aber wie viel iſt der Nation nicht eingeräumt, wenn ihr zugeſtanden wird, an ihren Oberhäuptern das Recht zu regieren von der Ausübung der Gewalt in facto zu unterſcheiden; wenn es ihr zugegeben wird, ihre Pflicht des Gehorſams von der Rechtmäßigkeit ihres Oberherrn abhängig zu machen! Wenn die Erlaubniß, Widerſtand zu leiſten, der Nation deßwegen verſagt wurde, weil der Mißbrauch davon ſo leicht und ſo groß iſt: iſt nicht der Mißbrauch, der von der Erlaubniß, die Rechtmäßigkeit der Oberherrſchaft zu prüfen, gemacht werden kann, eben ſo groß? Und iſt nicht der Mißbrauch noch größer, der davon gemacht werden kann, wenn auch dieſe Prüfung unterſagt und jedem als Pflicht aufgelegt wird, demjenigen unbedingt zu gehorchen, welcher

ſich in dem Beſitze der Gewalt befindet? Oder iſt es vielleicht nur das Alterthum der Regierung und die Verjährung, welche ihre Rechte unbeſtreitbar und allen Widerſtand zum Verbrechen macht? Die Verfaſſung, welche in der Epoche ihres Urſprungs noch gleichſam ein weicher Thon war, welcher ſich umformen und ändern ließ, wird mit der Länge der Zeit hart und unbiegſam, und erlaubt nicht, daß man irgend eine Gewalt dagegen anwende, ohne daß die ganze Maſchine zu Grunde gehe.

Aber gerade von dieſen Perioden, wo neue Staatsverfaſſungen errichtet werden, iſt die Rede, wenn von dem Widerſtande einer Nation gegen ihr bisheriges Staats-Oberhaupt geredet wird. Unmöglich kann der Staatsrechtslehrer, der von den beſtehenden Verfaſſungen redet, vergeſſen, daß ſie einmahl entſtanden ſeyn mußten, — daß, nach der Natur der Dinge, auf demſelben Wege, auf welchem die alten Verfaſſungen entſtanden ſind, auch noch neue entſtehen werden, und daß für dieſe Perioden in der Geſchichte der Menſchheit auch noch Pflichten und Rechte ſeyn müſſen, welche abzuleugnen nichts beyträgt, um dieſe gefährlichen Criſen zu verhüten, aber viel beyträgt, ſie noch gewaltthätiger zu machen.

Und wenn nur noch dieſe abſolute Unterwerfung der Nationen unter ihre Oberhäupeer auf die gemäßigte Monarchie eingeſchränkt wäre, wie wir ſie jetzt in dem größern Theile Europens beſtehen ſehn. Aber in ſeiner Allgemeinheit befeſtigt der Kantiſche Satz eben ſo auf ewig die zügelloſeſte Demokratie und die grauſamſte Factionen-Herrſchaft, als die in Verhältniß mit dieſen immer gelinde und ſanfte Monarchie. Alſo auch einem ganzen Volke, von welchem ein andres, nachdem es unterdrückt worden iſt, beherrſcht wird, darf dieſes andre nicht widerſtehen. Wenn das Centrum der Macht, fixirt in einer einzigen Perſon, dieſelbe über alle Verantwortlichkeit erhebt, warum ſoll eine Volksverſammlung oder eine herrſchende Stadt, wenn ſie der Souverain von Ländern und Völkern geworden iſt, nicht eben ſo unbedingten Gehorſam fordern können? Aber welcher planmäßigen Unterdrückung wird das menſchliche Geſchlecht dadurch nicht preis gegeben?

Ferner, wenn der Mißbrauch der Gewalt von Seiten des Souverains ſelbſt ertragen und nie anders, als durch Vorſtellungen, gehindert werden muß: iſt dieß bey dem Mißbrauche, den ſeine Miniſter und deren Unterbediente von der ihrigen machen, gleichfalls der Fall? Iſt jeder, der einen Theil

der öffentlichen Gewalt überkommen hat, eben dadurch unverletzlich? So wird in der That jede Nation in zwey große Haufen getheilt, in ſolche, denen alles zu thun erlaubt iſt, ohne von denen, die ſie beleidigen, irgend etwas befürchten zu dürfen, und in ſolche, die alles leiden müſſen, ohne irgend einen Schutz, als die Hülfe der Zeit und die freywillige Beſſerung ihrer Unterdrücker, zu haben.

In der Allgemeinheit der Theorie alſo, wenn nicht von dieſer oder jener Nation, von dieſer oder jener Epoche in den Annalen der Menſchheit, ſondern von Staaten, Oberhäuptern der Staaten und Nationen in abſtracto die Rede iſt, kann unmöglich, nach meinem Bedünken, der Nation das Recht, der Tyranney zu widerſtehen, und ihrem Untergange, wenn er ihr von Seiten ihrer Beherrſcher droht, auch durch Anwendung der Gewalt zuvorzukommen, abgeſprochen werden. Was würde aus den Menſchen und Nationen geworden ſeyn, wenn gar kein Tyrann je wäre verjagt, wenn keiner deſpotiſchen Gewalt je wäre Widerſtand geleiſtet, keine unvernünftig zuſammengeſetzte Verfaſſung je wäre zerſtört worden, wenn die Vernunft und die Weisheit nie die Gewalt der Waffen gebraucht hätten, um eine übelthätige Ordnung der Dinge und der Geſellſchaft umzuändern?

Aber ganz anders wird die Beantwortung der Frage ausfallen, wenigſtens ganz andre Modificationen leiden, wenn von unſrer Zeit und von dem geſitteten Europa die Rede iſt. Iſt zu der Zeit, wenn die Staaten zu einer gewiſſen leidlichen Ordnung und die Menſchen zu einem gewiſſen Grade der Aufklärung und Sittlichkeit gekommen ſind; wenn Anſtand, Gebräuche und Religion die unbändigſten Leidenſchaften im Zaume halten, und Wiſſenſchaften und Künſte die Gemüther der Regenten und Unterthanen mildern und beleben: iſt in einem ſolchen Zeitpunkte thätliche Widerſetzung einer Nation gegen ein ſeine Gewalt mißbrauchendes Oberhaupt ein nothwendiges Mittel ihrer Errettung, oder ein heilſames Mittel zu Erlangung eines beſſern Zuſtandes? Und iſt nicht, unter obigen Vorausſetzungen, wenn der Druck der Obern, ſchon vermöge der verfeinerten National-Sitten, nie bis zum Unerträglichen geht, und die Einſichten der Untern, — vermöge der erleichterten Mittel des Unterrichts, in Reden und Büchern, gewiß bis zu den Höchſten durchdringen: iſt nicht, ſage ich, ein geduldiges Ertragen der noch übrigen Uebel, verbunden mit einer bündigen und eindringenden Vorſtellung der Irrthümer, welche bey jedem Mißbrauche zum Grunde liegen, zugleich hinlänglich zu dem

vorgeſteckten Endzwecke der Staatenverbeſſerung, und rathſam wegen der Gefahren, die auf dem Wege der Gewalt dem Reformator aufſtoßen?

Ich geſtehe es, ich bin geneigt, dieſes zu glauben. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß in unſrer Zeit und in Ländern, wie jetzt die Europäiſchen regiert werden, die Macht der Wahrheit und vernünftiger Gründe ſtark genug iſt, die Hinderniſſe, die uns noch auf dem Fortgange zur Vollkommenheit von Seiten politiſcher Einrichtungen im Wege ſtehen, fortzuſchaffen. Die Franzöſiſche Revolution ſelbſt hat mich gelehrt, daß die Gefahren zu groß ſind, die mit einer offenbaren Widerſetzlichkeit einer ganzen Nation gegen ihren Regenten und ihre Regierung verbunden ſind,— Gefahren, die nicht bloß aus dem Verluſte des Handels und der Induſtrie, ſondern aus der Verwilderung und der Zügelloſigkeit der Gemüther entſtehen.

Zuerſt, wenn wir die ganze Weltgeſchichte durchgehn, ſo finden wir nur wenige mit Gewalt durchgeſetzte Revolutionen, die eine Nation dauerhaft glücklicher gemacht hätten. Von dem Uebergange der erſten Griechiſchen Monarchieen zur republikaniſchen Form wiſſen wir zu wenig, um ſagen zu können, wie viel die Gewalt, wie viel der bloße Geiſt der Nation gewirkt habe. Aber von den

Römern wiſſen wir genau, wie ſie ihre Könige verjagten und die Königswürde abſchafften. Und wenn wir gleich keinen Maßſtab der Glückſeligkeit haben, um gewiß zu ſeyn, daß die Römer unter den Conſuln beſſer daran waren, als unter den Königen: ſo wiſſen wir doch gewiß, daß ſie nicht ärmer und ohnmächtiger, nicht geiſtloſer und ungeſitteter wurden. Mit einem Worte, wenn man nicht Spitzfindigkeiten in die Geſchichte bringen will, wo ſie am wenigſten hingehören, ſo muß man geſtehen: „den Römern ſey ihre Revolution gelungen.“ Aber von da an finden wir in der That in der unabſehlichen Reihe von Empörungen und Regierungsveränderungen, die bis auf unſre Zeiten vorgefallen ſind, keine von dem Volke veranſtaltete, die irgend einen leuchtenden Erfolg gehabt hätte, als die, wodurch Holland ein Freyſtaat geworden und England unter das Haus Oranien und endlich an Hannover gekommen iſt. Ich unterſcheide ſehr die Rebellion unter Carl dem Erſten von der Revolution unter Jacob dem Zweyten. Jene war nichts weniger als glücklich. Sie brachte auf eine kurze Zeit eine Schein-Republik unter einem deſpotiſchen Oberhaupte hervor und endigte ſich mit der Wiedereinſetzung der alten unbeſchränkten oder unbeſtimmten königlichen Macht. Aber die Revolution

unter Jacob dem Zweyten war glücklich. Nicht nur beſtand ihr Erfolg: ſondern dieſer Erfolg war auch eine wahre Verbeſſerung. Genauere Beſtimmung der Rechte, eine richtigere Vertheilung der verſchiedenen Gewalten, eine ſolche Verbindung zwiſchen Autorität und Freyheit wurde dadurch in England eingeführt, daß noch bis jetzt die eifrigſten Anhänger der Monarchie die Vertreibung der Stuarte ſegnen müſſen.

Aber wenn die Anzahl glücklich ausgeführter Revolutionen, die mit der Verbeſſerung des Zuſtandes der Nation ſich geendigt hätten, ſo gar geringe iſt: muß dieß nicht allein jede Nation abſchrecken, eine ähnliche zu verſuchen?

Und ich ſehe auch deutlich in der Natur der Sache, die mir jetzt in einem ſo großen und ſo fürchterlichen Schauſpiele deutlicher und näher vor Augen liegt, warum die Gefahren einer noch ſo billig ſcheinenden Revolution ſo groß und warum ihr Erfolg ſo mißlich iſt.

Zwey Umſtände ſind es, welche ſchon die Rechtmäßigkeit derſelben im Allgemeinen zweifelhaft machen: erſtlich, daß nie die ganze Nation die Revolution anfangen kann; — zweytens, daß ſie nie, wenn ſie angefangen worden, in beſtimmten

Schranken gehalten und nach einem Plane geleitet werden kann.

Den Anfang jeder Widerſetzlichkeit, die eine Nation gegen ihre Regierung ausübt, muß immer ein Theil der Nation machen, der entweder, den Mißbräuchen näher, ſie beſſer einſieht, oder von ihnen mehr gedrückt, ſie lebhafter verabſcheut. Aber dieſer Theil iſt immer nur eine Faction, ſolange er die Einſtimmung der Nation nicht erhalten hat: — und handelt auch im Geiſte einer Faction. Ja, da dieſe Einſtimmung nie vollſtändig erhalten wird: ſo bleibt auch bey dem Fortgange der Revolution ein Streit von Factionen gegen einander. Nie hat ſich eine Nation in corpore ihrem Regenten widerſetzt. Immer hat ein Theil der Nation gegen den andern, mit dem Regenten verbündeten, Theil geſtritten. Dadurch aber verändert ſich die ganze Natur der Sache. Aus der Begierde nach Verbeſſerung des Staats wird nun, da einmahl Krieg entſtanden iſt, Begierde nach Sieg und Unterdrückung der Gegner. Und da, nach aller Erfahrung, die bürgerlichen Kriege grauſamer, als die Nationalkriege, geführt werden: ſo ſind auch die Leidenſchaften, die in dem Laufe der Revolutionen bloß im Gefolge des Parteyenkampfes entſtehen, von einer

ſo wüthenden Art, daß ſie alles Gute des zuvor aufgeregten Patriotismus zerſtören können. — Kann alſo einer ihre Gewalt mißbrauchenden Obrigkeit nie Gewalt entgegengeſetzt werden, oh- ne daß dieſe Gewalt zugleich gegen viele Mitbür- ger gerichtet ſey, und ſind, wenn einmahl Krieg im Innern des Staats entſprungen iſt, deſſen Aus- gang und Folgen nicht zu berechnen: ſo iſt es gewiß höchſt mißlich, das Uebel einer fehlerhaften Ordnung durch die Uebel einer abſoluten Unord- nung zu bekämpfen.

Dazu kommt, daß, wie im Kriege, ſo bey dem Gebrauche der Gewalt überhaupt, auf Glück und Umſtände alles ankömmt, und alſo das Wohl der Nation, welches durch die Vernunft und die Geſetzgebung erhöht werden ſollte, dem Spiele des Zufalls Preis gegeben wird. Man ſieht es als eine der größten Ungereimtheiten des Mittelal- ters an, daß es ſeine Rechtsſtreitigkeiten durch Duelle entſcheiden ließ. Aber thut die Nation, welche eine Revolution anfängt, etwas anders? Tritt ſie nicht ebenfalls ganz, oder in ihren Cham- pions und Armeen, auf den Kampfplatz, um ihre Rechte und die Rechte ihrer Regenten durch die Stärke der Sehnen, die Geſchicklichkeit zu mor- den und alle die Künſte des Krieges entſcheiden

zu laſſen, welche wohl zeigen, welche Partey die glücklichere oder die kühnere ſey, aber nicht, welche Recht habe oder die weiſere ſey.

Dazu kommt nun noch, was ich auch ſchon im Anfange geſagt habe, da ich Kants Satz zu rechtfertigen ſuchte: die menſchliche Vernunft und die menſchliche Tugend, ſo wie ſie für jetzt ſind, brauchen noch den Zügel der bürgerlichen Ordnung und die Verehrung nicht nur für die Geſetze, ſondern auch für die Obrigkeit. Die Meinungen und Sitten der Menſchen, losgebunden von allen Feſſeln ſichtbarer Autorität, ſcheinen ins Wilde und Ungeheure hineinzugehen. — Und was noch ſchlimmer iſt, in den Zeiten bürgerlicher Unruhen, wo die Gemüther alle aufs äußerſte geſpannt ſind, machen nur diejenigen Eindruck, die die Extreme vertheidigen; und diejenigen, welche die Mäßigung in Schutz nehmen und die Schranken der Wahrheit und Ordnung ſuchen, werden als Schwache verachtet, oder als laue Patrioten verabſcheuet. So bekommt endlich in der Nation der ſchlechteſte Theil, welches der in Meinungen und Denkungsart ausſchweifende oder wüthende iſt, die Oberhand. Der erſte Zweck, das anfängliche Intereſſe, welches zur Revolution führte, wird gänzlich vergeſſen, und die Gegenſtände

der Begierden, welche die Revolution ſelbſt erzeugt hat, werden raſtlos verfolgt. Im Ganzen werden die Menſchen unſittlicher und unverſtändiger, wenn ſie lange Zeit des Friedens und der Ordnung in ihrem äußern Zuſtande entbehren.

Sicher wird in einem Lande und in einem Clima, bey ſolchen Sitten, bey einem ſolchen Grade der Aufklärung, wie glücklicher Weiſe die unſrigen ſind, der vernünftige Mann, der die Mißbräuche der Regierung am beſten erkennt, ſie am geduldigſten ertragen, weil er ihre Abſtellung von der Kraft der Gründe, von der Zeit, und den immer wachſenden Einſichten der höhern und niedern Stände erwarten kann.

II.

Ueber den Unterſchied von Theorie und Praxis, in Beziehung auf die Abhandlung eines andern Schriftſtellers über denſelben Gegenſtand in der Berliniſchen Monatsſchrift.

Gewiſſe Dinge ſind in Gefahr, immer mehr verdunkelt zu werden, je mehr man darüber redet und ſchreibt. So iſt es mit dem Worte Aufklärung gegangen. Einfach in ſeinem Urſprunge, unzweydeutig in ſeiner Bedeutung, völlig entſchieden, in Abſicht des Werths ſeines Gegenſtandes, hat man es durch gehäufte Unterſuchungen geheimnißvoll, vieldeutig und verdächtig gemacht. Der eben ſo

einfache Satz, daß die Theorie zu der Praxis nicht genug ſey und oft in derſelben Ausnahmen leide, ſcheint durch ſubtilere Unterſuchungen nicht weniger von ſeiner erſten Verſtändlichkeit und unbeſtrittnen Gültigkeit zu verlieren. — Nach der neueſten Abhandlung eines talentvollen jungen Schriftſtellers in der Berliner Monatsſchrift ſoll in allen Fällen, wo es auf Pflicht und Recht ankommt, die Theorie uneingeſchränkt und ohne Ausnahme über die Praxis herrſchen. In allen den Fällen aber, wo es auf Nutzen und Glückſeligkeit oder auf Kunſt und Geſchicklichkeit ankommt, ſoll die Theorie ſich Einſchränkungen und Ausnahmen von der Erfahrung gefallen laſſen müſſen. — Weil aber der Begriff von Pflicht und Recht auch in den Verhältniſſen zwiſchen Regent und Volk und bey der Einrichtung einer Staatsverfaſſung vorkommt, der ſcharfſinnige Verfaſſer aber ſich nicht getrauet, hier eine Theorie zu finden, die von den Umſtänden der Nation, auf welche ſie angewandt wird, nicht Veränderungen leiden müßte: ſo ſucht er Gründe auf, warum dieſes moraliſche Verhältniß von dem allgemeinen Geſetz ausgenommen ſeyn müſſe.

Ohne mich auf die Verſchiedenheit der Gegenſtände, wobey Theorie und Praxis vorkommen,

einzulaſſen, will ich Ihnen, m. H., nur kurz die Meinung vorlegen, die ich von dem Unterſchiede beyder im allgemeinen habe, und von den Urſachen, warum ſie nicht vollkommen zuſammen paſſen, obgleich die eine nur der Abdruck der andern ſeyn ſollte. Hieraus werden Sie auch zugleich meine Gründe ſehen, warum ich glaube, daß dieſe Disharmonie zwiſchen Theorie und Praxis, ſo weit ſie vorhanden iſt, ſich über den ganzen Umfang menſchlicher Kenntniſſe und menſchlicher Handlungen erſtreckt, daß, ſolange Menſchen Menſchen ſind, ſolange ſie wenigſtens die unvollkommne Kenntniß der Dinge behalten, die ſie jetzt beſitzen, — in moraliſchen Wiſſenſchaften ſowohl, als in mechaniſchen, in Sachen der Klugh it ſowohl, als in Sachen des Rechts, bey Beförderung ihrer Glückſeligkeit ſowohl, als bey Uebung der Tugend, die Theorie Einſchränkungen und Ausnahmen leiden wird.

Die Summe aller der Kenntniſſe, die man zum voraus im Allgemeinen über die Gattung gewiſſer Gegenſtände eingeſammelt hat, ehe man anfängt, mit einem einzelnen derſelben zu operiren: dieſe nennt man Theorie. — In der Theorie wird nie von einzelnen Dingen, ſondern von Gattungen und Arten geredet. Es ſind alſo die Gegenſtände der-

ſelben nur die herausgehobnen gemeinſchaftlichen Merkmahle der Individuen, mit Weglaſſung der Beſonderheiten eines jeden. — Das, was hier- über die Theorie lehrt, iſt ſelbſt wieder von zweyer- ley Art und entſpringt aus zweyerley Quellen. Der eine Theil beſteht in geſammelten Erfahrun- gen, die, weil ſie gleichförmig in allen bisher vorge- kommnen Fällen gemacht worden ſind, nun im Allge- meinen, wenigſtens proviſoriſch, für Grundſätze gel- ten. Ein andrer Theil der Theorie beſteht in zer- gliederten und an einander geketteten Begriffen. Die Begriffe ſelbſt ſind ein Werk der Erfahrung und der Abſtraction. Aber wenn dieſelben, abge- ſondert von dem individuellen Beywerke, einen eignen Gegenſtand des Nachdenkens ausmachen: ſo findet oft der menſchliche Geiſt, daß, indem er ſich den einen Begriff A denkt, er ſich zugleich drey, vier andre Begriffe denken muß; — oder, daß wenn er den Begriff A mit dem von B oder C willkührlich verbindet, dadurch ein denkbarer neuer Begriff von beſtimmten Merkmahlen entſteht.

So wie das Auge erſt nach der Entwickelung der Roſe gewahr wird, wie viele über einander ge- faltete Blätter es ſah, wenn es die einfach ſcheinen- de Knoſpe ſah: ſo unterſcheidet das Auge der Seele oft, durch die Meditation in einem Begriffe, der

ihr anfangs einfach ſchien, viele nothwendig dazu gehörigen Theile; wird gewahr, daß mit dem einem Satze zugleich zehn, zwanzig andere behauptet werden. So haben die Menſchen entdeckt, daß, wenn ſie ſich einen Raum von drey Linien umſchloſſen vorſtellen, ſie ſich ſelbſt dadurch, ohne es zu wiſſen, die Winkel, welche dieſe Linien machen, beſtimmen. Sie haben eingeſehen, daß, indem ſie behaupten, die Umfangslinie des Kreiſes ſey von einem Mittelpunkte gleich weit entfernt, ſie mit dieſem Satze eine Menge andrer Eigenſchaften des Kreiſes ſtillſchweigend bejahen, die ſie aber, erſt durch fortgeſetztes Nachdenken, aus dieſer Grundeigenſchaft folgern.

Zu andern Sätzen gelangen ſie durch die Combination der Begriffe. Sie vereinigen die Begriffe von den Winkeln mit dem des Zirkels, oder verbinden die geradlinigen und krummlinigen Figuren, theilen die Figuren durch Linien oder ſetzen mehrere Figuren zuſammen: und nun modificiren ſich die einzelnen Begriffe in der Zuſammenſetzung ſo, daß daraus neue Sätze entſtehen.

Dieſer Theil der Theorie iſt der einzige demonſtrative. Die reine Mathematik giebt uns davon das einzige Muſter von einem gewiſſen Umfange. Denn nirgend, als in ihr, können dieſe Entwicke-

lungen und Combinationen abſtracter Begriffe ſo weit getrieben werden, und geben zu einer ſo langen Reihe von Schlußfolgen Anlaß. Bey allen andern Wiſſenſchaften macht die Bildung eines Begriffs, ſeine Herleitung aus der Erfahrung, ſeine Abſonderung von dem beſondern Individuellen den größten und ſchwerſten Theil des Unterſuchungsgeſchäftes aus. Den Begriff zu entwickeln iſt gemeiniglich leicht und die daraus entſpringenden Folgerungen ſind oft mehr veränderte Darſtellungen und Ausdrücke des urſprünglichen Begriffs, als neue Sätze.

Alſo, noch ehe wir die Theorieen in Rückſicht auf die Praxis betrachten, ſehen wir ſie aus zwey ungleichartigen Theilen zuſammengeſetzt, die auch von ungleicher Gewißheit ſind. — Die geſammelten und in Ordnung gebrachten Erfahrungen machen den einen, und die aus Zergliederung und Combination der Begriffe entſpringenden demonſtrativen Sätze den andern Theil aus.

Man könnte alſo vermuthen, daß in dieſer Verſchiedenheit der Beſtandtheile eigentlich die Schwäche einer Theorie läge; — daß, je mehr ſie demonſtrirte Sätze enthielte, je ſtrenger und vollkommner müſſe ſie ſich auf die Praxis

anwenden laſſen; — und nur da, wo ſie gleichſam anticipirte Erfahrungen aufſtelle, könne ſie durch neue veränderte oder beſſer gemachte Erfahrungen eingeſchränkt werden.

Aber ſo iſt es in der That nicht. Die Schwäche der Theorieen liegt wenigſtens nicht allein auf dieſer Seite. Es giebt viele, bloß durch Erfahrung erkannte, allgemeine Sätze, die doch ſo wenige Ausnahmen leiden und in der Anwendung ſo ſicher ſind, als die demonſtrativiſch erkannten. — Und es giebt hingegen viele auf mathematiſchen Sätzen beruhende Regeln der Mathematik und Baukunſt, die doch, wenn man ſie, ohne die Erfahrungs- oder practiſchen Kenntniſſe hinzuzufügen, anwendet, täuſchen oder des Ziels verfehlen.

Die wahre Schwäche unſrer Theorieen ſcheint mir in ihrer Unvollſtändigkeit zu liegen: und dieſe Unvollſtändigkeit ſcheint ſich mir über den einen Zweig unſrer Kenntniſſe ſowohl, als über den andern zu erſtrecken.

Nicht nur haben wir, wie ich ſchon geſagt habe, von dem Individuellen abſtrahirt, da wir in der Theorie bloß die Gattungen und Arten behandelten, ſondern von dieſen Gattungen und

Arten haben wir nur einige der vorzüglichſten oder die ſich am beſten im Allgemeinen behandeln laſſen, heraus gehoben. Wir haben, in der Mechanik z. B., die Theorie des Hebels und des Schwerpuncts zuerſt bearbeitet und am vollſtändigſten ausgeführt. Die Theorie der Reibungen iſt weit ſpäter hinzu gekommen und bey weitem noch nicht ſo aufs reine gebracht. — Bey der Erbauung wirklicher Maſchinen aber hat das Eine ſo viel Einfluß wie das Andre, und noch haben viele chymiſche Eigenſchaften der Körper Einfluß, die in gar keine Theorie gebracht worden ſind. Wenn unſre Theorie des Waſſerbaues alles das enthielte, was bey der wirklichen Regulirung eines beſtimmten Stroms vorkommt: ſo würde die Anwendung derſelben ausgemacht ſicher und ohne Ausnahme ſeyn. Aber ein großer Theil dieſer Gegenſtände kann gar nicht ſcientifiſch behandelt, — er kann nicht zum voraus erkannt werden. — Es bleibt alſo vieles von dem, was die Theorie von Rechtswegen enthalten ſollte, der unvollkommnern, auf der Stelle erlangten Kenntniß oder Beurtheilung des Baumeiſters überlaſſen.

So iſts nun in der That auch in Abſicht des Moraliſchen.

Wenn man freylich zur Theorie der Moral nicht mehr rechnet, als die Regel, thue Recht, handle nach der Vernunft, oder, welches mit andern Worten daſſelbe ſagt, handle ſo, daß deine Maxime ein allgemeines Geſetz werden könne, ſo iſt an keine Ausnahme von einer ſolchen Theorie zu gedenken: aber es iſt auch an keine wahre Anwendung derſelben zu gedenken. Es iſt nicht viel beſſer, als dem Baumeiſter zu ſagen, daß er ein feſtes, bequemes und ſchönes Haus aufführen ſolle. — Die wahre Theorie der Moral iſt die Beantwortung der Frage: wie handle ich recht, und was muß ich thun, wenn ich mich als ein tugendhafter Menſch betragen ſoll? — Aber wenn man dieſes verſucht, wenn man wirklich mit dem warmen Eifer eines guten Herzens darnach fragt, dann wird man die Unvollſtändigkeit der moraliſchen Theorie ſo gut, wie jeder andern, gewahr.

Man mag nun die Pflicht aus ſeiner eignen Natur ſelbſt und den Verhältniſſen erkennen, in welchen der Menſch ſteht, oder ſie auf den Zweck des allgemeinen oder des beſondern Wohlſeyns beziehen: ſo bleiben im voraus und bis man zum Handeln kommt, ſo viele von dieſen Dingen unbeſtimmt und unbeſtimmbar, daß außer den zuvor ausgemachten Regeln, die die Theorie ent-

hält, noch viele Beurtheilungen auf der Stelle nöthig ſind, um jene zu ergänzen.

Man ſieht aber zugleich, wo die Theorie die meiſten Ausnahmen zu erwarten hat, nähmlich da, wo der individuelle Zuſtand der Dinge am wenigſten vorauszuſehen iſt, da, wo die allgemeinen Sätze am wenigſten vollſtändig das Gemählde von der Wirklichkeit enthalten.

Die Theorie iſt eine Landcharte und giebt, ſo wie dieſe, eine Vorſtellung von der Lage der Dinge in der Welt, ehe man noch unter ſie gekommen iſt. Aber ſie kann dieß nur, indem ſie ſehr vieles, und ſelbſt das meiſte von dem, was auf der Erde vorhanden iſt, wegläßt, und nur einige Hauptſachen andeutet. Eine ſolche Charte kann ſehr richtig und dem Reiſenden, der gerade nur die Lage und die Entfernungen der Oerter zu wiſſen verlangt, ſehr nützlich ſeyn. Aber wer ökonomiſche Operationen auf ihre Anzeigen gründen wollte, würde ſich oft getäuſcht und verlaſſen finden.

Zwiſchen der Theorie und der Erfahrungskenntniß, welche einige neuere Philoſophen als einander entgegengeſetzt vorgeſtellt haben, ſcheint mir bloß ein Unterſchied zu ſeyn, wie er ſich zwiſchen zwey Arten derſelben Gattung findet.

Die Theorie enthält Kenntniſſe, die man zum voraus, ehe man noch die Gegenſtände ſelbſt unter Augen gehabt hat, erwerben kann, Kenntniſſe, die von vielen Dingen ähnlicher Art zugleich gelten und nur das ihnen Gemeinſchaftliche betreffen; — Kenntniſſe endlich, die aus den Erfahrungen aller Zeiten oder aus der Entwickelung längſt abſtrahirter Begriffe geſchöpft worden ſind. Die eigentlichen Erfahrungs- oder praktiſchen Kenntniſſe hingegen ſind ſolche, welche der Menſch durch eignes Anſchauen der wirklichen Dinge erhält, es ſind nicht die geſammelten und ſchon erprobten Erfahrungen ſeiner Vorgänger, ſondern die Entdeckungen ſeiner eignen augenblicklichen Beobachtung; — Kenntniſſe, die weniger entwickelt ſind, — denn ſie ſind neuer, — die weniger ſich mit Worten ausdrücken laſſen, — denn ſie ſind concreter, und die Sprache biethet nur Zeichen für abſtracte Ideen dar; — Kenntniſſe endlich, deren Richtigkeit nur durch ein gewiſſes Wahrheitsgefühl beurtheilt werden kann, weil Zeit und Reflexion ſie noch nicht auf den Probierſtein des Zuſammenhangs mit den übrigen Wahrheiten haben bringen können. Auch in dieſen ſo genannten Erfahrungskenntniſſen iſt ein Theil Erfahrung und ein andrer Räſonnement aus Begriffen. Nähmlich auch über diejenigen Dinge

und über diejenigen Merkmahle der Dinge, welche die Theorie nicht angegeben hat, und nicht angeben konnte, auch über dieſe findet eine Operation des Verſtandes und der Vernunft Statt, durch welche Begriffe abgeſondert, entwickelt und combinirt werden. Aber weder kann dieß mit ſoviel Ausführlichkeit geſchehen, noch kann das Reſultat davon andern ſo leicht mitgetheilt werden, als es bey der Entwickelung und Combination längſt abſtrahirter Begriffe möglich iſt.

Ohne Zweifel giebt es Operationen, bey welchen die Vorkenntniſſe, welche die Theorie darbiethet, mehr zureichen, als bey andern; ſolche, wo das Beſondre des individuellen Falls weniger Einfluß hat, als das Allgemeine der Gattung. Bey dieſen wird alſo auch die Theorie durch die Praxis weniger Zuſätze und Einſchränkungen bekommen. Ohne Zweifel ſind die Pflichten des Bürgers im Privatleben leichter zum voraus zu beſtimmen, als die Pflichten der Staaten gegen einander, oder die der Nationen gegen ihre Oberhäupter; ohne Zweifel ſind die Regeln des Rechts für Zeiten der Ruhe und einer feſtſtehenden Verfaſſung leichter in eine allgemeine Theorie zu bringen, als die für Zeiten bürgerlicher Streitigkeiten, der Errichtung oder Umänderung einer Staatsverfaſſung. — Und ſchon

deßwegen iſt der Zuſtand der Ruhe und der Ordnung einem revolutionären Zuſtande vorzuziehn, ſchon deßwegen ſind der Erhaltung dieſer Ruhe und Ordnung die meiſten der Vortheile für Staaten, welche von großen Veränderungen erwartet werden, billig aufzuopfern: weil der Maßſtab von Pflicht und Recht in dem erſten Zuſtande allgemein und zum voraus zu beſtimmen iſt, in dem zweyten nur vom Menſchen ſelbſt, der ſich darin befindet, und nach Empfindungen mehr, als nach Ueberlegungen, beſtimmt werden kann.

Ein
ernſthafter Commentar
über einen Scherz.

In der Zeit, da Swift als Schriftſteller noch wenig bekannnt, und als Geiſtlicher und Dorfpfarrer in einer entlegenen Gegend von Irland war, brachte er, nach der Gewöhnheit der engliſchen Geiſtlichen, — welche eine Pfründe als ein Grundſtück anſehen, das ſie, nach Gefallen, entweder ſelbſt anbauen, oder durch andre verwalten laſſen können, — einen Theil jedes Jahres in London zu. Um aber doch die Pflichten ſeines geiſtlichen Standes nicht ganz zu vergeſſen, verrichtete er, während dieſes Aufenthaltes, in dem Hauſe des Lord Berkeley, zu welchem er einen vertrauten Zutritt hatte, das Geſchäft eines Capellans, wohnte den Andachtsübungen der frommen Lady bey, und las ihr gewöhnlich nachher eine moraliſche, oder geiſtliche Abhandlung vor. Sie fand eben damahls viel Geſchmack an Boy-

les Betrachtungen, die aus allerley Gegenſtän-
den der Natur und Kunſt moraliſche Nutzan-
wendungen ziehen, und war willens, ſie ſich alle
nach der Reihe von Swift vorleſen zu laſſen.
Swift, den dieſe Lectüre nicht eben ſo gut, als
die Gräfinn, unterhielt, ſuchte ſich von dieſem
Auftrage durch einen Scherz loszumachen. Nach-
dem er eines Tages abermahls ihr eine Vorle-
ſung aus ihrem Lieblingsautor gehalten hatte,
nahm er das Buch heimlich mit ſich nach Hauſe
und nähete behutſam einige Blätter hinein, auf
die er den folgenden Aufſatz (Betrachtungen
über einen Beſenſtiel) geſchrieben hatte.
Darauf ließ er das Buch wieder unbemerkt an
ſeinen Ort legen. Und als er beym nächſten Be-
ſuche von der Dame gebethen wurde, in den Be-
trachtungen Boyles fortzufahren, öffnete Swift
das Buch da, wo die eingeſchobnen Blätter wa-
ren, und fing ſehr ernſthaft an zu leſen: Be-
trachtungen über einen Beſenſtiel. Die
Gräfinn befremdete zwar Anfangs der ſonderbare
Titel. Indeß verlangte ſie, daß Swift fortfah-
ren ſollte, weil, wie ſie ſagte, dieſer bewunderns-
würdige Schriftſteller ihr ſchon ſo manchmahl wich-
tige Belehrungen, bey Betrachtungen unwichtiger
Gegenſtände, gegeben hätte, daß ſie auch hier

mehr erwarten könnte, als der undankbare Stoff verſpräche. Swiſt fing nun an, mit pathetiſcher Stimme, ſo wie er ſonſt die Boyliſchen Betrachtungen zu leſen gewohnt war, ſeinen eignen Aufſatz abzuleſen. Milady Berkeley ahndete noch immer den Betrug nicht: und ob ihr gleich zuweilen der Ton etwas fremd vorkam, ſo äußerte ſie doch noch öfter über den großen Mann ihre Bewunderung, der ſo vortreffliche Sachen ſelbſt über einen Beſenſtiel zu ſagen wußte.

Nach geendigter Vorleſung, trat Geſellſchaft zur Gräfinn herein, und Swift eilte davon, um bey dem folgenden Auftritte, den er vorherſah, nicht gegenwärtig zu ſeyn. Die Gräfinn, voll von ihrem Autor, fragte jeden aus der Geſellſchaft, ob er Boyles Betrachtung über einen Beſenſtiel geleſen hätte. Kein Menſch wußte etwas von dieſer Betrachtung. Sie verſicherte, daß ſie in ihrem Exemplare ſtände, und daß Swift ſie eben daraus vorgeleſen hätte. Das Buch wurde herbeygehohlt: und man fand in der That die Betrachtung, aber von Swifts Hand geſchrieben. Jedermann lachte, die Gräfinn nannte Swift einen Schalk, und niemand wurde dadurch geärgert. Aber beym Publikum fand das kleine Stück, als es in der Folge abgedruckt wurde, ſtrengere

Richter: weil man es, wider Swifts urſprüngliche Abſicht, für eine Satyre auf Robert Boyle, einen wirklich verdienſtvollen, und allgemein geſchätzten Mann, anſah. Für uns iſt es nichts mehr, als eine nicht geiſtloſe Poſſe: die dadurch einiges Intereſſe mehr erhält, daß die Betrachtung, womit ſie ſchließt, durch die Geſchichte unſerer Tage ſo ſehr beſtätiget wird, daß ſie beynahe für dieſe geſchrieben zu ſeyn ſcheint. Wie ich dieß verſtehe, darüber will ich mich umſtändlicher erklären, wenn ich zuvor den Swiftiſchen Aufſatz ſelbſt, in einer freyen Ueberſetzung, den Leſern werde vorgelegt haben.

Swifts Meditation über einen Beſenſtiel.

„Dieſen jetzt, in einem ſtaubigen Winkel, einzeln und vernachläſſigt liegenden Stecken *) „kannte ich einſt als einen jungen Baumſtamm, „im Walde in einem blühenden Zuſtande. Er „war voll Saft, mit grünenden Zweigen und „Blättern bekrönt. Aber jetzt mag die geſchäftige Kunſt des Menſchen immerhin mit der Na-

*) Der Schiftiſche Beſen war ein einzelner Stecken, mit daran gebundnen Birkenruthen.

„zur wetteifern, und an den vertrockneten Stamm
„ein Bündel eben ſo ſaftloſer und dürrer Zweige
„anbinden: er iſt doch, wenn es hoch kommt,
„nichts mehr, als das Entgegengeſetzte von dem,
„was er zuvor war, ein umgekehrter Baum, der
„ſeine Wurzeln in die Höhe ſtreckt, und mit ſei-
„nen Zweigen den Boden kehrt. Jetzt iſt er das
„Handwerkszeug jeder ſchmutzigen Stubenmagd,
„verdammt ihre Arbeit für ſie zu thun, und da-
„zu auserſehen, andre Dinge rein zu machen, in-
„dem er ſelbſt ſchmutzig wird. Endlich, wenn
„er in dem Dienſte der Mägde, bis auf den letz-
„ten Stumpf, abgebraucht iſt: wird er vor die
„Thür hinausgeworfen, oder zu einem Gebrauche
„beſtimmt, der ſeinem Daſeyn zugleich ein Ende
„macht, Feuer damit anzuzünden.“

„Ach, ſagte ich, indem ich dieß betrachtete,
„bey mir ſelbſt, mit einem tiefen Seufzer, wahr-
„lich, der Menſch iſt nichts beſſer, als ein Be-
„ſenſtiel. Die Natur ſchickt ihn in die Welt,
„munter und rüſtig, mit Lebenskraft zum Wach-
„ſen und Gedeihen angefüllt. Sein Haupt iſt
„dann mit ſeinen eignen Haaren geziert, die
„gleichſam die Zweige der mit Vernunft begab-
„ten Pflanze ausmachen. Dieß währt ſo lange,
„bis das Beil der Zeit und der Unmäßigkeit ſei-

„ne grünen Aeſte abgeköpft hat, und ihn dann, „als einen vertrockneten Stamm, mit kahlem „Haupte zurückläßt. Dann nimmt er ſeine Zu„flucht zur Kunſt, bedeckt ſein Haupt mit einem „unnatürlichen Bündel von Haaren, die nie„mahls auf demſelben gewachſen ſind, füllt ſie „mit Puder an; und iſt noch ſtolz auf dieſen ge„borgten Schmuck, denn er eine Perücke nennt. „— Und doch ſollte dieſer unſer Beſenſtiel auf„treten, und auf die geplünderten Birkenruthen, „die er an ſich trägt, da ſie doch nicht auf ihm „gewachſen ſind, ſtolz thun; indeß er über und „über mit Staub und Schmutz bedeckt iſt,) mag „er ihn auch aus dem Zimmer der ſchönſten Da„me ausgefegt haben:) gewiß, wir würden ſeine „Eitelkeit verachten und lächerlich finden. — Wel„che parteyiſche Richter ſind doch wir Menſchen, „wenn wir über unſre eigne Vortrefflichkeit und „andrer Fehler urtheilen wollen!

„Doch, der Beſen, ſagte ich, ſtellt einen um„gekehrten Baum vor. Und ich bitte euch, was „iſt der Menſch anders, als ein Ding, bey dem „das Oberſte zum Unterſten gekehrt, und der „Kopf da iſt, wo die Ferſen ſeyn ſollten. Die „zur Regierung beſtimmte Vernunft liegt auf „dem Boden und kriecht im Staube, indeß die

„Sinnlichkeit, welcher es zukäme, zu gehorchen, „die höchſte Stelle einnimt und den ganzen „Menſchen beherrſcht.

„Und mit allen dieſen Fehlern wirft er ſich „doch zu einem allgemeinen Reformator auf, will „alle Beſchwerden in der Welt abthun und die „Mißbräuche verbeſſern. Er guckt und ſtöbert „in jedem Schmutzwinkel der Natur und „der Geſellſchaft umher, bringt allen „darin verſteckten Unrath ans Licht, „macht einen gewaltigen Staub, wo zu„vor keiner war; und bedeckt ſich, wäh„rend der Zeit, über und über mit eben „dem Kothe, den er wegkehren zu wol„len vorgiebt. Seine letzten Tage bringt er, „wie ſein Bruder, der Beſen, in der Dienſtbar„keit der Weiber zu: bis er endlich, ſo wie die„ſer, bis auf den Stumpf abgenutzt, zur Thür „hinausgeworfen, oder dazu gebraucht wird, ein „Feuer anzuzünden, wobey andre ſich wärmen „können.

Scheint dieſe letzte Betrachtung nicht recht dazu gemacht, die Helden der Franzöſiſchen Revolution, dieſe kühnſten aller Reformatoren, zu ſchildern? Wer hat mehr, als ſie, in allen Winkeln des Staats und der Regierung, herumge-

ſucht, um den verborgenſten Schmutz, von gemißbrauchter Gewalt oder von verſchwendeten Finanzen, von Ungerechtigkeit oder Vernachläſſigung, ausfindig zu machen? und wer hat mehr, mit eben dem Unrathe, welcher ausgefegt werden ſollte, ſich ſelbſt beſudelt, — die willkührliche Gewalt höher getrieben, die öffentlichen Gelder unſinniger verſchwendet, bey ſeinen Ungerechtigkeiten alle Gefühle der Menſchlichkeit mehr unterdrückt, und ſorgloſer die Verwaltung wichtiger Staatsgeſchäfte dem Zufalle überlaſſen, als eben die, welche in Frankreich ſich ſeit ſechs Jahren, nach ihrem Vorgeben, mit der Ausrottung aller dieſer, in der alten Verfaſſung eingewurzelten Mißbräuche, beſchäftigten? Wer hat mehr des fürchterlichſten Staubes gemacht, und das Land, welches er von erträglichen Uebeln befreyen wollte, mehr mit Blut und Verbrechen bedeckt?

Und dieſer üble Erfolg von den Arbeiten derjenigen Menſchen, welche Swift mit ſeinem Beſenſtiele vergleicht, wenn ſie eine zu große Fläche von einem durch zu lange Zeit angehäuften Staube zu ſchnell reinigen wollen, hat ſich nicht bloß bey den Franzöſiſchen Staats-Reformatoren, in unſern Tagen, gezeigt. Swift hatte einen ähnlichen verunglückten Reformations-Verſuch in

ſeinem Vaterlande, zwar nicht ſelbſt erlebt, aber doch von ſeinen Vätern beſchreiben hören, und in manchen noch zu ſeiner Zeit vorhandnen Spuren beobachten können. Auch die Urheber der großen Staatsveränderungen zur Zeit Carls I., obgleich weit frömmer und in ihren erſten Schritten weit gemäßigter, als die heutigen Franzöſiſchen, wurden doch zuletzt eben ſo gewaltthätig, eben ſo verſchwenderiſch, und für ihr Vaterland eben ſo Unheil ſtiftend, als dieſe. Einige zu willkührlichen Anmaßungen der Krone, einige deſpotiſchen Handlungen der Kleriſey ſollten weggeſchafft, und für die Zukunft verhütet werden: und an deren Stelle trat die willkührlichſte Gewalt eines einzigen Mannes, welcher König, Parlament, Kirche und Volk zugleich unterdrückte.

Faſt allenthalben, wo in der Welt große Reformen öffentlicher Mißbräuche plötzlich haben ausgeführt werden ſollen, ſind noch größre Mißbräuche erfolgt. Die Gracchen im alten, Arnold von Breſcia und Rienzi *) im neuern Rom, Marcell, ſo wie Robertspierre in Paris, alle haben damit angefangen, den Staat ſäubern, und zu ſeinem alten Glanze, zu den Tugenden und dem Glücke voriger Zeiten, wieder erheben zu

*) Siehe die Anmerkung am Schluſſe.

wollen; und haben damit geendiget, ihn in noch größerm Verfall und mit verdorbnern Sitten zurückzulaſſen.

Selbſt diejenigen Reformatoren, welche mit weniger Ungeſtüm zu Werke gegangen, und weiſe oder glücklich genug geweſen ſind, etwas von den entworfenen Verbeſſerungen wirklich zu Stande zu bringen, haben doch nicht ganz den Vorwurf von ſich ablehnen können, daß ſie gerade eben die Fehler, welche ſie an ihren Obern rügten und um derentwillen ſie ihnen den Gehorſam aufſagten, im hohen Grade ſelbſt begingen. Um die Völker von einer tyranniſchen Herrſchaft zu befreyen, haben ſich Privatbürger, wenigſtens eine Zeitlang, einer deſpotiſchen Gewalt anmaßen müſſen: und ſelten ſind große Ungerechtigkeiten, welche Mächtige begingen, von den Schwächern auf eine andre Weiſe, als mit Begehung ähnlicher Ungerechtigkeiten, beſtraft und weggeſchafft worden. Selbſt unſre proteſtantiſchen Glaubensverbeſſerer, ob ſie gleich gegen die Mißbräuche der Römiſchen Kirche mit keinen andern Waffen, als mit den Waffen der Gründe und der Ueberzeugung, zu Felde zogen, konnten ſich doch nicht davor hüten, etwas von dem Gewiſſenszwange, von der Unduldſamkeit und von der geiſtlichen Herr-

ſchaft, gegen welche ſie ſtritten, bey ſich einzu-führen.

Woher kommt wohl dieſe ſonderbare Erſcheinung? Warum werden die, welche das Unrecht aus der Welt wegzuſchaffen ſuchen, ſo leicht ſelbſt ungerecht; und warum begehen diejenigen, welche große Verbrecher ſtrafen wollen, ſo leicht ähnliche Verbrechen? — Die Geſchichte unſrer Tage giebt uns hierüber zwar nicht neue, aber für uns deutlichere Aufſchlüſſe, weil die Begebenheiten, woraus wir ſie ſchöpfen, uns näher ſind.

Die erſte Urſache von den Verbrechen und Unglücksfällen, von welchen große Reformen im Staate und in der Kirche begleitet werden, iſt eben die, welche auch viele der Mißbräuche hervorbringt, die zu ſolchen Reformen die Veranlaſſung geben.

Es ſollten nähmlich die Regierer in der menſchlichen Geſellſchaft und die Verwalter ihrer Angelegenheiten von Rechtswegen nur eine einzige Sorge haben: das iſt, die, ihr Geſchäft gut zu verrichten, und den Zweck ihres großen Auftrags, das Wohl der Völker, zu befördern. Es iſt ihnen aber gemeiniglich, vermöge ihrer Lage, noch eine andre Sorge unentbehrlich: das iſt die, ſich auf ihrem Poſten zu behaupten und dieſe ihnen verliehene Macht, Gutes zu thun, die ihnen, bloß in ſo

fern es Macht iſt, ſo viele gerne aus den Händen winden und ſich zueignen möchten, ungeſchwächt zu erhalten. So müſſen zum Beyſpiele die Könige ſelbſt, wenn auch auf ihrem Throne noch ſo geſichert, doch immer darauf denken, bey ihrem Volke ihr Anſehen, und bey den Auswärtigen ihre Macht zu befeſtigen. Noch weit mehr ſind ihre Miniſter, die nur eine geliehene Macht haben, genöthiget, einen großen Theil ihrer Aufmerkſamkeit und ihrer Zeit auf die Mittel zu richten, wie ſie ſich in ihrem Poſten behaupten, ihre Nebenbuhler entfernen, ihre Feinde überwinden oder gewinnen, ihrem Fürſten und deſſen Günſtlingen, von denen die Fortdauer ihres Anſehns abhängt, gefallen wollen. Dieſe Sorge der Männer, welche hohe Poſten im Staate bekleiden, für die bloße Erhaltung ihres Anſehns, hindert ausnehmend den guten Gebrauch deſſelben; zuerſt ſchon deßwegen, weil ſie zu einer großen und weitläuftigen Beſchäftigung wird, die nichts zum Wohl des Staats beyträgt. Sie erſchöpft die Kräfte des Mannes in ganz eigennützigen Anſchlägen und Unternehmungen, welche, wenn ſie auch ungetheilt, ſeinen großen, gemeinnützigen Geſchäften gewidmet wären, kaum zu denſelben hinreichen würden.

Dazu kommt aber noch der wichtige Umſtand: daß, bey den Mächtigen und Angeſehenen im Staate, dieſe Sorge für ihre Selbſterhaltung auf nichts anders hinausläuft, als einen offenbaren oder geheimen Krieg mit ihren Gegnern zu führen, und ſich zu dem Ende eine Partey zu verſchaffen, welche dieſen Gegnern gewachſen ſeyn könne. Die, welche ihnen übel wollen, müſſen gewonnen oder geſtürzt, — die, welche ihnen wohl wollen, müſſen empor gehoben und durch Dienſtleiſtungen immer ſtärker gefeſſelt werden. Da dieſen ihren Maßregeln von vielen entgegen gearbeitet wird, deren Widerſtand ſie überwinden, oder deren heimlich gelegten Schlingen ſie durch Liſt zu entgehen ſuchen müſſen: ſo kommen ſie gar leicht hierbey in Verſuchung, von dem geraden Wege der Wahrheit und Gerechtigkeit abzugehen, und ſich auch den Gebrauch unredlicher Kunſtgriffe zu erlauben. Dieſe Art zu handeln aber, wenn ſie ihnen einmahl bey demjenigen Theile ihrer Geſchäfte eigen geworden iſt, der auf die Behauptung ihres Poſtens abzielt, wird auch leicht bey dem andern Theile ihrer Geſchäfte herrſchend, dem nähmlich, wodurch ſie die Pflichten ihres Poſtens erfüllen, und ihr Anſehn dem gemeinen Weſen wohlthätig machen ſollen.

Ein Fürſt, welcher des zweydeutigen und oft unredlichen Spiels der Politik gegen auswärtige Staaten gewohnt geworden iſt, — der, welcher ſeine Vorrechte gegen die Anſprüche und Freyheitsbegriffe ſeiner Unterthanen zu bewachen nöthig gehabt hat, wird leicht in ſeiner Staatsverwaltung ſelbſt von denjenigen edlen und menſchenfreundlichen Grundſätzen abweichen, die ſonſt einem oberſten und unabhängigen Regenten ſo natürlich ſind. Noch mehr wird ein untergeordneter Staatsverwalter, ein Miniſter, welcher eine von dem Fürſten ihm nur geliehene Macht beſitzt, wenn er immer damit beſchäftigt iſt, ſich Freunde zu erwecken und Feinden zu widerſtehn, leicht dabey das ſittliche Gefühl und den patriotiſchen Geiſt ſchwächen, die ihn in der Führung ſeines Amtes leiten ſollen.

Vergleichen wir nun mit den Gewalthabern der Staaten die Reformatoren derſelben: ſo finden wir, daß ſie in eben dieſem unglücklichen Falle ſind, zu ihrer Unternehmung Macht zu bedürfen, und dieſe Macht ſich doch erſt ſelbſt ſchaffen, und gegen immer währende Angriffe vertheidigen zu müſſen. Sie haben von der einen Seite die größte Veranlaſſung, von den ſtrengen Vorſchriften des Rechts abzuweichen,

weil ſie mit großen Gefahren umgeben ſind, und mit bittern und oft ungerechten Feinden zu kämpfen haben; und ſie haben von der andern Seite den ſcheinbarſten Vorwand, unregelmäßige Schritte, die ſie zur Aufrechterhaltung ihres Anſehns thun, durch die großen Endzwecke des gemeinen Beſtens, wozu ſie daſſelbe anwenden wollen, zu entſchuldigen.

Jeder Reformator muß, wenn es ihm gelingen ſoll, ſich an die Spitze einer Partey ſtellen. Wie wollte er, bey dem Haſſe und dem Widerwillen, welchen Neuerungen bey einem großen Theile der Menſchen unfehlbar erregen, ſich ſelbſt ſchützen und ſeinen Plan durchſetzen können, wenn er nicht eine Menge Gehülfen hätte, und dieſelben zu einer Einſtimmung in ſeine Abſichten, und alſo zu einem gewiſſen Gehorſam gegen ſich zu bringen wüßte? Welche ſchwere und gefährliche Rolle aber die Rolle eines Parteyhauptes ſey, und zu welchen unerlaubten Schritten ſie auch den redlichſten Mann verleiten könne: davon hat niemand ein vollgültigeres Zeugniß abgelegt, als der Cardinal von Retz in ſeiner vortrefflichen Denkſchrift über die Unruhen der Fronde, — in welchen er ſelbſt dieſe Rolle geſpielt hatte. „Welche Kleinigkeit“ ſagt er, „iſt die Kunſt, welche

„ein Fürſt oder ein Miniſter, in einer ſchon be-
„feſtigten Regierung, braucht, um ein, zur Ver-
„ehrung dieſer Nahmen ſchon lange gewöhntes
„Volk zu regieren, gegen die unendlich ſchwerere,
„deren ein Parteyhaupt nöthig hat, um bey An-
„hängern, die durch kein anderes Band, als durch
„die zufällige Uebereinſtimmung ihrer Meinungen
„und Leidenſchaften, an ihn geknüpft werden, ſein
„Anſehn zu behaupten."

Dieſe Schwierigkeiten ſind bey der Beherr-
ſchung einer Partey, die bloß durch Meinung
und Grundſätze zuſammen gehalten wird, wie
dieß der Fall bey der Partey eines Reformators
iſt, noch weit größer, als bey der Beherrſchung
einer ſolchen, die durch ein augenblickliches und na-
hes Intereſſe ihren Zuſammenhang erhält, wie
es die Partey der Fronde war. Die Anhänger je-
des Neuerers, immer bereit ihn zu verlaſſen oder
ihn ſelbſt aufzuopfern, noch mehr geneigt, ſich mit
ihm zu entzweyen, ſobald ſich die geringſte Ver-
ſchiedenheit ſeiner und ihrer Meinungen und Ab-
ſichten hervorthut, müſſen von ihm gleichſam be-
wacht und immer von neuem gewonnen werden.
Wie viel muß er alſo nicht oft ihren Launen, ih-
rer Unwiſſenheit und ihren Leidenſchaften nach-
geben? Wie oft muß er nicht gegen ihre Feinde

härter und gewaltthätiger ſeyn, als er es ſelbſt für recht hält, um nur ihre Zuneigung nicht zu verſcherzen! Wie oft muß er nicht über das Ziel, welches er ſich bey ſeiner Reform geſteckt hatte, hinausgehen, weil er den Haufen, der ihn bey der Ausführung unterſtützt, zwar in Bewegung zu ſetzen, aber nicht zu mäßigen weiß. Wie oft endlich muß er ſich nicht zu Betrug und falſchen Vorſpiegelungen herablaſſen und die Wahrheit ſelbſt durch Uebertreibungen verfälſchen, um nur den Muth ſeiner Partey zu erhalten, und ihre Thätigkeit nicht erſchlaffen zu laſſen.

So viel findet der Reformator bey der ihm ergebenen Partey, bey ſeinen eignen Freunden und Verehrern zu thun. Aber welche noch weit größre Schwierigkeiten und Gefahren ſtehen ihm nicht von Seiten ſeiner Gegner bevor, die, zahlreich und erbittert, ſich ſehr bald zu einem offenbaren Kriege gegen ihn rüſten. Der anſehnlichſte Theil dieſer Gegner beſteht aus den Anhängern des alten Syſtems, die, mächtig durch das noch beſtehende Anſehn der alten Verfaſſung, auch durch ihre perſönliche Würde furchtbar werden. Denn gemeiniglich ſind, bey großen Neuerungen, die Begüterten, die Vornehmen, die, welche ſich ſchon Ruhm erworben haben, und die Perſonen vom

höhern Alter am wenigſten geneigt, ihnen beyzutreten. Außer dieſen Gegnern findet der Reformator gar bald noch andre unter ſeinen Anhängern ſelbſt; weil dieſe, durch die Abweichung von dem alten Syſteme, zur Freyheit im Denken gewöhnt, leicht ebenfalls in ihren Urtheilen und Abſichten von einander abweichen und alſo neue Parteyen bilden. Und dieſe ſtreiten gegen einander mit deſto größerer Erbitterung, je genauer ſie zuvor mit einander verbunden waren.

In dieſen doppelten Krieg mit erklärten Feinden und mit aufrühreriſchen Anhängern verwickelt, iſt der Reformator allen den Verſuchungen zur Ungerechtigkeit ausgeſetzt, welche der Krieg unglücklicher Weiſe mit ſich führt. Von der einen Seite wird er für ſeine perſönliche Sicherheit beſorgt, von der andern wird durch die Größe des Unternehmens ſein Ehrgeiz entflammt. Das Dringende der Umſtände macht ihm ruhige Ueberlegung oft unmöglich: und Inſtinct oder Enthuſiasmus muß daher in ſolchen kritiſchen Augenblicken ſeinen Entſchluß beſtimmen. Eben dieſe Umſtände aber ſchwächen zugleich ſein moraliſches Gefühl, oder machen ihn gegen die Vorwürfe ſeines Gewiſſens taub. Da der Krieg, welchen er zu führen hat, ein bürgerlicher Krieg iſt; da er mit Feinden rings umgeben, und

nicht immer im Stande iſt, ſie von ſeinen Freunden zu unterſcheiden: ſo wirkt alles das, was von jeher die bürgerlichen Kriege zu den grauſamſten gemacht hat, — Argwohn gegen einige Perſonen, alter Groll gegen andre, und die Kränkung fehlgeſchlagner Erwartung, — auch auf ſein Gemüth.

Wenn alſo die Mächtigen der Erde, auch im ruhigen Zuſtande der Dinge, durch nichts ſo ſehr zum Mißbrauche ihrer Gewalt verleitet werden, als durch das, was ſie zur Aufrechterhaltung ihres Anſehns thun müſſen; und wenn die Urheber großer Reformen für die Erhaltung ihres Anſehns noch weit mehr beſorgt zu ſeyn Urſache haben, und weit mehr Mühe finden, dieſen Endzweck zu erreichen: ſo iſt es kein Wunder, wenn ſie nach und nach zu allen den Maßregeln, welche ſie an den alten Gewalthabern ſo ſtrenge getadelt hatten, verleitet werden, und ſich ſogar oft noch gewaltthätigere Schritte erlauben.

Dreyerley Lagen ſind für die Sittlichkeit der Menſchen vorzüglich gefährlich: ein Zuſtand perſönlicher Unſicherheit, eine noch unbefeſtigte Herrſchaft und der Krieg. In jeder dieſer Lagen wird das Gewiſſen, bey Maßregeln, die es mißbilligt, durch die ſcheinbare Nothwendig-

keit derſelben eingeſchläfert. Man vergißt entweder die moraliſchen Geſetze, wenn ſo dringende phyſiſche Bedürfniſſe und ſo heftige Leidenſchaften auf uns einſtürmen, und wenn man genöthigt iſt, ſo plötzliche Entſchlüſſe zu faſſen; oder man glaubt ſich auch zu Ausnahmen von jenen Geſetzen berechtigt, wenn man ſich, zwiſchen der Erreichung großer Zwecke und ſeinem Untergange, gleichſam in die Mitte geſtellt ſieht.

Alle jene drey Verſuchungen kommen bey den Urhebern großer Reformen zuſammen. Zuerſt, mit ſo viel Klugheit und Mäßigung ſie auch im Anfange zu Werke gehn, — ſo rechtſchaffene Geſinnungen und ſo löbliche Abſichten ſie auch bey ihrem Unternehmen an den Tag legen mögen: ſo ſind ſie doch immer einem großen Haſſe derer ausgeſetzt, die von ihnen in dem ruhigen Genuſſe der Vortheile, welche die alten Mißbräuche ihnen brachten, geſtört worden ſind. Und dieſer Haß ſetzt unvermeidlich ihr Glück, ihre Freyheit und ſelbſt ihr Leben in Gefahr. Sie haben zweytens, wenn ſie ihre Entwürfe durchſetzen wollen, unumgänglich nöthig, an der Spitze einer zahlreichen Partey zu ſtehen, die ſie beherrſchen und nach ihrem Willen regieren. Aber dieſe Herrſchaft beruht auf einem äußerſt ſchwankenden Grunde, auf dem guten Wil-

len ihrer Anhänger, und wird ihnen, weder durch wirkliche Macht, noch durch Herkommen und Gewohnheit geſichert. Sie werden endlich in einen hartnäckigen Streit, mit den Anhängern des von ihnen angegriffenen Syſtems der Religion oder der Regierung, verwickelt; und hieraus allein erklärt ſich, warum, wenn der Revolutions-Zuſtand einige Jahre fortdauert, der Geiſt der neuen Partey ſich immer mehr zu verſchlimmern, und das, was aus reiner Liebe der Wahrheit, oder der Gerechtigkeit angefangen worden war, zuletzt eine Sache des Ehrgeizes, der Herrſchſucht und der Nachbegierde zu werden ſcheint.

Die Erfahrung unſrer Tage hat uns noch eine zweyte Urſache entdeckt, warum Reformen, welche große Veränderungen im bürgerlichen und politiſchen Zuſtande der Menſchen erfordern, die Uebel, welche ſie wegſchaffen wollten, nur in andrer Geſtalt, oft in größerer Menge, hervorbringen müſſen: eine Urſache, auf welche wir ſchwerlich bey einer Unterſuchung der Sache a priori gekommen ſeyn würden. Dieſe liegt darin, daß Revolutionen, auf ihrem Fortgange, natürlicher Weiſe, ihre Häupter und Anführer verändern, und daß bey Sachen, wo der große Hanfe mitwirkt, mit der Länge der Zeit Liſt und Stärke das

Uebergewicht über Vernunft und natürliche Abſichten erhalten.

Wir wollen zuerſt, wie es billig iſt, Reformations-Verſuche im Staate, (von welchen hier allein die Rede iſt,) vom bloßen Aufruhr oder ſolchen Unternehmungen unterſcheiden, welche bloß den Ehrgeitz und ſelbſtſüchtige Leidenſchaften zur Quelle haben. Wir wollen annehmen, welches in der That oft der Fall iſt, daß die erſten, welche den Muth faſſen, ſich alten und von der öffentlichen Macht beſchützten Mißbräuchen entgegenzuſtellen, wirklich von der Liebe des Guten beſeelt werden und die Abſicht haben, ihre Nation glücklicher zu machen. Wir wollen ſogar vorausſetzen, — welches ſich bey ſo wenigen aus der Geſchichte bekannten Revolutionen findet, — daß dieſe urſprüngliche Uneigennützigkeit und Tugend der Reformatoren nicht nach und nach durch ihre ſo gefährliche Lage ſey verdorben worden, und daß ſie, trotz aller Verſuchungen, die Ungerechtigkeiten der Menſchen gegen ſie durch ähnliche zu erwiedern, ihren erſten Grundſätzen treu geblieben ſind. Aber dadurch iſt der ſittlich gute Gang der Revolution noch nicht geſichert, weil ſie ſelbſt, — dieſe erſten Urheber, — ihres fortdauernden Einfluſſes auf die Revolution ſo wenig gewiß ſind.

Es iſt vielmehr nach unſern neueſten Erfahrungen nichts zuverläßiger zu erwarten, als daß ſie die Regierung ihres eignen Werks ihren Händen in kurzem entriſſen und weit ſchlechtern Menſchen, als ſie ſelbſt ſind, überliefert ſehn.

Die Urſache davon liegt ſchon in denjenigen Eigenheiten der Revolutionen, deren ich bey dem erſten Puncte erwähnt habe.

Eben weil die Reformatoren zugleich Partey-häupter ſeyn müſſen, — eben weil ſie einen Krieg zu führen haben, ſind ſie nur in ſofern zu der Rolle, welche ſie ſpielen, gemacht, als ſie außer den Einſichten und dem Gemeingeiſte, welche einen nützlichen Reformator leiten und beſeelen müſſen, auch noch den wahren Herrſchergeiſt und das Talent eines großen Feldherrn beſitzen. Weil nun dieſe letztern Eigenſchaften mit jenen erſtern ſo ſelten in einer Perſon vereinigt ſind, und weil das ruhige Nachdenken und das zarte ſittliche Gefühl, welches zu Verbeſſerungs-Entwürfen nöthig iſt, mit der Kühnheit, der Feſtigkeit des Willens und einer gewiſſen leidenſchaftlichen Hitze bey der Ausführung, welche zum Herrſchen und zum Kriegführen gehören, ſich nur ſelten verträgt: ſo ſind jene erſten vernünftigen und wohlmeinenden Reformatoren, welche den Streit

mit den Mißbräuchen anfingen, ſelten im Stande, ihn auszufechten. Unter ihren Gehülfen und Anhängern finden ſich bald Leute, die, mit der Kunſt, die Gemüther des gemeinen Volks zu beherrſchen, beſſer bekannt, oder durch ein feurigeres Blut, durch einen höhern Grad von Enthuſiasmus und durch eine geringere phyſiſche und moraliſche Empfindſamkeit zu kühnen Unternehmungen mehr aufgelegt, — ſie nach und nach des Vertrauens ihrer Partey und endlich auch alles Einfluſſes auf die Angelegenheiten derſelben berauben.

Wenn wir die Geſchichte der Revolutionen unterſuchen: ſo finden wir, daß ſie, ſobald ſie durch eine geraume Zeit fortdauerten, eben denſelben Gang, wie die Franzöſiſche, genommen haben, und daß ihre Urheber und Stifter, je beſcheidnere, vernünftigere und menſchenfreundlichere Männer ſie waren, deſto eher von den wüthenden Zeloten ihrer eignen Partey unterjocht worden ſind, und in dieſer zweyten Revolution entweder ihren Untergang fanden oder zu bloßen leidenden Werkzeugen der neuen Machthaber herabgeſetzt wurden. Dieſe zweyte Generation der Reformatoren, welche an die Stelle der erſten tritt, bringt zu ihrem Geſchäfte ein weit geringe-

res Maß von Einſichten und von moraliſchem Gefühle mit. Sie fängt immer mehr an, die Sache bloß als Parteyſache zu behandeln, und die Erhaltung ihres Anſehns und die Ueberwindung ihrer Gegner zu ihrem letzten Zwecke zu machen; — ein Glück, wenn ſie ſelbſt nicht wieder von einem dritten Geſchlechte noch heftigerer, noch tiefer zu den Geſinnungen des Pöbels herabſinkender, noch dreiſter ſich über allen Anſtand und alles ſittliche Gefühl hinwegſetzender Parteyhäupter unterjocht oder verdrängt wird.

Man hat demnach nicht Urſache, ſich zu verwundern, daß große und plötzliche Reformen, ſobald ſie den Staat in große Parteyen theilen und nicht anders, als durch den von der einen Partey erfochtenen Sieg, vollendet werden können, oft mehr Uebel anſtiften, als ſie verbeſſern wollen. Sie haben nähmlich alsdann zu ihrer Unterſtützung eine große Menge von Menſchen, und alſo auch viele ſchlechte, unwiſſende und unſittliche nöthig. Dieſe, wenn ſie zugleich verſchlagene, kraftvolle und auf ihren Vorſätzen beharrliche Menſchen ſind, kommen, bey längerer Fortdauer der Unruhen, ſehr leicht in die Höhe und endlich an die Spitze der reformirenden Partey. Und indem ſie allen Verſuchungen zum Böſen, welche,

ſchon in der alten Ordnung der Dinge, aus der Begierde zu herrſchen und aus dem Kriege entſtanden, zehnfach ausgeſetzt ſind, entbehren ſie überdieß noch desjenigen Zaums, welcher den ehemahligen Herrſchern durch eine feinere Erziehung und durch die ihnen eingeflößte Achtung für äußern Anſtand angelegt wurde.

Man kann es überhaupt zu einem Grundſatze annehmen, daß jede große Reform im Staate und in der Kirche, welche nicht in kurzer Zeit zu ihrem Endzwecke gelangt und daher nicht von denjenigen Perſonen, welche ſie anfingen, geendigt werden kann, der Gefahr, in ihrem Geiſte und ihren Endzwecken auszuarten, ausnehmend unterworfen iſt.

Dieß gilt, ſage ich, ſelbſt von Reformen in Abſicht der Religion. Vielleicht iſt diejenige, welche im ſechzehnten Jahrhunderte einen Theil von Deutſchland und Europa von dem Joche der Römiſchen Hierarchie befreyte, eben deßwegen glücklicher, als mehrere vorhergehende Verſuche derſelben Art, geweſen, weil Luther und Melanchthon, welche, in dem Geiſte ächter Frömmigkeit und mit gründlichen Einſichten verſehen, dieſe Reformation anfingen, glücklich genug waren, ſelbſt noch die Zeit zu erleben, wo dieſelbe feſte Wur-

zel gefaßt hatte und zu einer dauerhaften und ruhigen Verfaſſung der kirchlichen Angelegenheiten gediehen war.

Auch unter ihrer Partey gab es hitzige, überſpannte Köpfe und wilde Neuerer, welche alle angefangnen Veränderungen auf das äußerſte treiben wollten. Auch unter ihr gab es Schwärmer und Enthuſiaſten, welche, wenn ſie die Oberhand behalten hätten, dem Werke der Vernunft und der Frömmigkeit das Anſehn der Thorheit und der Ausſchweifung gegeben haben würden; es gab Ehrgeitzige und Verfolgungsſüchtige, welche mit Feuer und Schwert ſowohl gegen die alten Rechtgläubigen, als gegen alle Sektirer, die nicht in allen Punkten mit ihren Meinungen übereinſtimmten, zu wüthen für erlaubt hielten. Glücklicher Weiſe behielt der gute und fromme Luther mit ſeinem Freunde Melanchthon über alle dieſe Reformatoren der zweyten Generation die Oberhand, und ſein Anſehn überlebte das ihrige. Luther war gerade muthvoll und populär genug, um fortdauernd auf ſeine Partey zu wirken und ſeinen Feinden zu widerſtehn. Er wußte ſein Anſehn bey der erſtern gegen neue ſich emporhebende Demagogen zu behaupten und im Kampfe mit den letztern aller andern Hülfe, als der

Hülfe der Wahrheit, ſeiner eignen feſten Ueberzeugung, ſeiner populären Beredtſamkeit und ſeines eiſernen Fleißes, zu entbehren.

Wer weiß, ob die hundert Jahre früher von Johann Huß angefangene Religionsverbeſſerung nicht einen glücklichern Gang würde genommen haben, wenn er, welcher die Irrthümer des herrſchenden Religions-Syſtems und die Mißbräuche des Kirchenregiments zuerſt entdeckt und, unbeſorgt für ſeine perſönliche Gefahr, zuerſt gerügt hatte, — wenn Johann Huß, ſage ich, ſeiner Partey noch eine Reihe von Jahren hätte vorſtehen und den von ihm ausgeſtreuten Saamen hätte zur Reife bringen können? Die Coſtnitzer Kirchenverſammlung glaubte unbedachtſamer Weiſe, daß ſie die ketzeriſche Partey nicht ſicherer ausrotten könne, als wenn ſie ſie bey ihrer Wurzel, in ihrem Stifter und Urheber angriffe. Sie brachte alſo Johann Huß mit ſeinem Freunde Hieronymus auf den Scheiterhaufen. Dadurch that ſie aber nichts anders, als daß ſie den Böhmiſchen Sektirern, anſtatt eines frommen, gelehrten und allgemein verehrten Hauptes, mehrere bloß ehrgeitzige, unaufgeklärte und wildſchwärmeriſche Anführer gab, die ihr zweifelhaftes Anſehn bey ihrer eignen Partey nur durch eine ausſchweifende Härte und

Grauſamkeit gegen ihre Gegner aufrecht zu erhalten wußten. So artete das, was anfangs nur eine religiöſe Verbeſſerung zu ſeyn ſchien, in eine bürgerliche Empörung aus, welche dem Lande Böhmen ſelbſt den Untergang drohte und die benachbarten Länder mit Verwüſtungen und Blutvergießen anfüllte.

Hätten in England unter Carl I. Hambden und die Patrioten, welche mit ihm vereinigt den Kampf gegen die deſpotiſchen Grundſätze der Krone und die Unduldſamkeit der Geiſtlichkeit zuerſt anfingen, auch denſelben zu Ende bringen können: ſo würde wahrſcheinlich der gerichtliche Mord des Königs und der gänzliche Umſturz der Monarchie nicht die gute Sache der Freyheit, welche jene Männer verfochten, geſchändet und das öffentliche Wohl, welches ſie zum Zwecke hatten, aufs Spiel geſetzt haben. Aber auch hier löſeten die Anführer und Häupter der Revolution einander mehr als einmahl ab, und immer war die nachfolgende Generation ausſchweifender in ihren Freyheitsideen, ſelbſtſüchtiger und herrſchſüchtiger in ihrem Character, gewaltthätiger in ihren Maßregeln, als die vorhergehende. Auf die Presbyterianer, welche zuerſt im langen Parlemente die Oberhand hatten, folgten die Independenten: die-

ſe vertrieb Cromwell mit ſeinen Soldaten und ſetzte das Rump-Parlement ein; dieſes wurde von dem Kriegsrathe abgelöſet, und die völlig militairiſch gewordne Regierung endigte ſich zuletzt mit der willkührlichen Herrſchaft eines Einzigen.

Können wir zweifeln, daß auch in Frankreich die blutigen Auftritte, welche alle geſitteten Menſchen in Europa zugleich empört und mit Mitleiden für dieſe unglückliche Nation durchdrungen haben, nie erfolgt ſeyn würden, wenn die Häupter der erſten National-Verſammlung, die Fayette, Lally-Tolendal, Clermont-Tonnerre, Mouniers, — und ſelbſt Mirabeau, ihr Anſehn bey ihrer Partey behalten und die Bewegungen des Volks, deren Urheber ſie waren, fortdauernd regiert hätten? Aber dieß iſt eben das Unglück der Revolutionen, und dieß wird immer ihre Geſchichte ſeyn, ſobald ſie eine geraume Zeit unentſchieden fortdauern: daß ihre Direction den Händen ihrer erſten Stifter entzogen und weniger einſichtsvollen, weniger gutdenkenden, aber heftigern, ſchwärmeriſchern oder liſtigern übergeben wird. Wenn, um in der Allegorie Swifts fortzufahren, bey der vorgenommenen Reinigung, der Staub erſt ſo dick iſt, daß niemand mehr recht genau ſeinen

Nachbar erkennen kann, *) ſo reißt dem Reformator der erſte, der beſte, welcher mehr Kraft, als er, hat, den Beſen aus der Hand, und anſtatt damit bloß auszufegen, braucht er ihn, ſeine Feinde oder alle, welche ihm im Wege ſtehen, damit vor den Kopf zu ſchlagen.

Für uns gemeine Erdenſöhne, die wir den Welt- und Staaten-Reformen nur von weitem zuzuſehen, nicht ihnen zu helfen oder zu widerſtehen, berufen ſind, enthält die Swiftiſche Allegorie und deren Auslegung nur eine Regel. Das iſt die: daß wir uns begnügen ſollen, vor unſrer eignen Thüre zu kehren, und daß wir den Unrath daſelbſt nie ſo lange ſich ſollen anhäufen laſſen, daß es nöthig wäre, viel Staub zu machen, wenn wir ihn endlich einmahl wegſchaffen wollen.

Anmerkungen.

Zu Seite 439. Tiberius und Cajus Gracchus, zwey Brüder und Volkstribunen in Rom, traten im 7ten Jahrhunderte nach Erbauung der Stadt nach einander auf, um ſich der Rechte des Volks gegen die Anmaßungen und Bedrückungen der Großen anzunehmen. Beyde verfolgten dieſen Endzweck durch Mittel, die von einer gewiſſen Seite ungerecht waren, wie z. B. das Agrariſche Geſetz; oder durch ſolche, die eine zu große Umkehrung

der Dinge veranlaßten, wie das Geſetz von der Uebertragung der richterlichen Gewalt vom Senat auf den Ritterſtand. Beyde verloren in dem Laufe ihrer Unternehmungen das Leben. Aber die Parteyen, welche ſie geſtiftet oder angeführt hatten, blieben: und durch die Gracchiſchen Unruhen wurde der Same zu den folgenden bürgerlichen Kriegen der Römer ausgeſtreut, deren letztes Ende die Alleinherrſchaft des Auguſtus war.

Arnold von Breſcia lebte im zwölften Jahrhunderte nach Ch. G., war ein Schüler des Abälard, und wurde durch das Eigenthümliche ſeiner religiöſen Meinungen Theilnehmer und Stütze einer politiſchen Revolution zu Rom, deren Geiſt und Zweck mit ſeinen Begriffen zuſammenhing. Er war einer der erſten im Mittelalter, welche den Muth hatten, öffentlich zu ſagen, daß die gehäuften Ceremonien des Gottesdienſtes eine Ausartung der einfachen und ganz moraliſchen Religion Chriſti, und daß die Macht und die Reichthümer der Geiſtlichkeit ein Hinderniß ihrer Amtsführung ſeyen. Dieſe Begriffe und dieſer Muth waren zu Rom, wohin ſie Arnold im Jahr 1139 brachte, zu einer Zeit ſehr willkommen, da ein lebhaftes Freyheits-Gefühl und die Erinnerung an die Größe ihrer Vorfahren in den Einwohnern dieſer Stadt erwacht waren, ſie einen Senat errichtet hatten und mit nichts geringerem umgingen, als den Pabſt, der bisher mit dem Kaiſer die Herrſchaft über ſie getheilt oder um dieſelbe geſtritten hatte, auf ſeine geiſtlichen Würden und Verrichtungen herabzuſetzen. Ob Arnold gleich durch den Bannſtrahl Innocenz II. aus Rom vertrieben worden war: kam er doch unter einem ſchwächern Pabſte im Jahre 1144 dahin zurück und ſtand bis 1155 an der Spitze derjenigen Partey, welche die alte freye Verfaſſung von Rom wieder herſtellen wollte. Unglückli-

cher Weiſe geſellte ſich bey den Römern zu dem Verſuche, ſich unabhängig zu machen, gar bald das ſchimäriſche Project, Macht zu erlangen und unter dem Nahmen des Kaiſers über die Welt, oder doch über Italien, zu herrſchen. Entwürfe der Art mußten wie Träume verſchwinden. Schon Conrad III., dem die Römer die Oberaufſicht über ihre neue Republik auftrugen, verwarf ihre Anerbiethungen und wollte ſich lieber mit alten Feinden, den Päbſten, als mit rebelliſchen Unterthanen verbinden. Friedrich I. ging noch weiter. Er half dem Pabſte Hadrian das unſichere Gebäude der Römiſchen Freyheit zerſtören und überlieferte Arnolden, der von neuem aus Rom geflohen war, in ſeine Hände, unter denen er den gewöhnlichen Ketzertod ſtarb.

Zweyhundert Jahre ſpäter (1346 — 57) erweckte die lange Abweſenheit des päbſtlichen Hofes, der in Avignon reſidirte, verbunden mit den Gewaltthätigkeiten, durch welche die Römiſchen Großen, bey ihren Befehdungen gegen einander, die öffentliche Ruhe ſtörten, bey dem Volke Roms die Begierde nach Freyheit und republikaniſcher Verfaſſung von neuem. Dieſe Revolution, die mehr, wie die ehemahlige, vom gemeinen Volke ausging und auf eigentliche Demokratie abzielte, wurde von Nicolaus Rienzi geleitet, einem Manne von niedriger Herkunft aber gelehrter Erziehung, der durch die Leſung der Claſſiker zur Nachahmung altrömiſcher Großthaten begeiſtert und durch ſeine, auf Sinne und Einbildungskraft ſtark wirkende, Beredtſamkeit zum Demagogen gemacht war. Die erſten Schritte auf ſeiner politiſchen Laufbahn in Rom that er, als Notarius des Pabſtes, gewiſſer Maßen unter der Autorität deſſelben, und mit dem Beyfalle des größten Mannes ſeiner Zeit, des Petrarch. In kurzem erhob er ſich unter dem Titel

eines Tribuns, den das Volk ihm ertheilte, zu einem wirklichen Souverain und Geſetzgeber von Rom; wußte den unruhigen Adel zu unterjochen oder doch zur Ruhe zu bringen, nöthigte den Päbſtlichen Hof zur ſtillſchweigenden Anerkennung ſeiner Gewalt, und verſchaffte, ſelbſt bey den Italiäniſchen Staaten, ſich Achtung und Anſehn. Aber eben dieſer Mann, der im Anfange Geſetze gab, wie ein Weiſer, handelte in der Folge, von ſeiner eignen Macht berauſcht, oder weil er nun die Fehler ſeiner Natur ungehindert äußerte, als ein ausſchweifender Menſch und ein Böſewicht. So wie ſein Anſehn beym Volke ſank, ſtieg die Macht des Adels wieder empor: und er wurde ſehr leicht aus Rom vertrieben. Nach ſieben Jahren, (1356) während welcher Zeit eine Reihe auf einander folgender Revolutionen Rom zu einem Schauplatze von Mord und Verwüſtungen gemacht hatte, trat Rienzi von neuem auf, vom Päbſtlichen Hofe ſelbſt dahin geſandt und mit dem Namen eines Senators bekleidet. Als Tribun hatte er ſein Anſehn nicht erhalten können; als Senator konnte er ſich nicht einmahl in den Beſitz deſſelben ſetzen. Der Tribun war von der Gegenpartey nur vertrieben worden; der Senator wurde von ſeiner eignen Partey, mit allen Beweiſen des äußerſten Haſſes, ermordet. Aber lange nach ihm herrſchten Krieg und Zerſtörung in den Straßen Roms; wo bald die adligen Geſchlechter gegen einander, bald alle gegen das Volk oder die Päbſtlichen Legaten zu Felde zogen, bis endlich die Rückkehr der Päbſte und die Herrſchertalente einiger unter ihnen die geiſtliche Regierung befeſtigten, und den Anſprüchen des Volks und der Großen auf gleiche Weiſe ein Ende machten.

Daſſelbe vierzehnte Jahrhundert ſahe auch in Frankreich, dem Sitze der uneingeſchränkteſten mo-

narchiſchen Gewalt, Begierden nach einer ungewohnten Freyheit erwachen. Ein neuer, vor kurzem erſt auf den Thron gekommener Zweig des königlichen Hauſes, der Valois, und die gehäuften Unglücksfälle, welche die beyden erſten Könige deſſelben im Kriege gegen die Engländer betrafen, machten die Großen und das Volk beherzt, ſich der Regierung zu widerſetzen: aber ſie machten ſie weder einig noch weiſe genug, um ein dauerhaftes Syſtem der Freyheit zu gründen. Die Etats généraux vom Jahre 1355 unter dem unglücklichen Könige Johann waren in der Einſchränkung der Krone weiter gegangen, als es mit der nöthigen Thätigkeit der Regierung, beſonders während eines auswärtigen Krieges, beſtehen kann. Die unglückliche Schlacht bey Maupertuis und die Gefangennehmung des Königs Johann gaben den Neuerern noch freyeres Spiel und machten den Dauphin, den nunmehrigen Regenten des Reichs, noch abhängiger. Auch bey dieſer Revolution oder bey dieſem Verſuche, eine zu ſtiften, war Paris an der Spitze des Bürgerſtandes, und der im Texte genannte Peter Marcell als Prévôt des Marchands, (Vorſteher der Kaufmannſchaft oder vielmehr Haupt des Magiſtrats) ſtand an der Spitze der Gemeinde von Paris. Dieſer Mann, der ſchon in den Etats généraux von 1355 eine Hauptrolle geſpielt hatte, wurde, nach der Gefangennehmung des Königs und der Staatenverſammlung von 1356, in Paris allmächtig. Seine Abſichten ſchienen anfangs redlich, und ſein Muth ſcheint groß geweſen zu ſeyn. Aber der Widerſtand, den er fand, und der Geiſt ſeiner Zeit und ſeiner Partey machten ihn gewaltthätig; und indem er ſich zu ſeinem Schutze den Beyſtand des Königs Carl von Navarra aufſuchte, dem die Geſchichte den Beynahmen des Böſen gegeben hat, wurde er

zuletzt nur ein Werkzeug in den Händen dieſes ehrſüchtigen und ränkevollen Fürſten. Als ſolcher wurde er auch ſeiner Partey ſelbſt verhaßt, und endigte ſein Leben, wie Rienzi, durch den Dolch eines ſeiner ehemahligen Anhänger: worauf, nach vielen in Paris und den Provinzen verübten Gräueln, Stadt und Land, einer anarchiſchen Freyheit müde, ſich demüthiger, wie zuvor, unter die willkührliche Macht des Monarchen beugten.

Zu Seite 461. Auch dieß iſt ein Unglück der Zeiten einer Revolution, welches zugleich zu großen Verbrechen führt, daß man nie ſo ſicher, als in Zeiten der Ruhe auf die Geſinnung und die Handlungsweiſe der Menſchen oder auf ſeine eigne Kenntniß von ihnen rechnen kann; daß man daher gegen ſeine Freunde ſelbſt argwöhniſch wird, und alſo auch Verläumdungen und Anklagen gegen ſie weit leichter Gehör giebt. In Zeiten der Ruhe herrſchen das Geſetz und die Gewohnheit über den Menſchen, und die Abſichten und Regeln ſeines Eigennutzes und Ehrgeitzes ſind bekannt. In Zeiten bürgerlicher Verwirrungen, und wenn große Aenderungen in der Vertheilung der Macht und des Anſehens geſchehen, handelt jeder mehr nach ſeinem eignen Inſtincte, nach ſeinem Character, oder nach ſeinen beſondern Verbindungen, kurz nach unbekannten Motiven. Ehrgeitz und Eigennutz finden dann oft außerordentliche und kurze Wege, ihr Ziel zu erreichen, und man kann daher ihre Wirkung auf den menſchlichen Willen nicht mehr berechnen. Dieß iſt die Urſache von ſo vielen verrätheriſchen Freundſchaften, die ſich in dieſer Periode bilden, und von eben ſo vielen ungerechten Anklagen des Verraths, wodurch Unſchuldige in den Augen der neuen Partey verdächtig gemacht und geſtürzt werden. Aus dieſem doppelten Uebel, aus der wirklichen Untreue Einiger und, aus den falſchen, aber

wahrſcheinlichen Anklagen gegen Andre entſtehen eben dieſe Spaltungen, — und zwiſchen den dadurch gebildeten kleinern Parteyen dieſe bittern Feindſchaften, welche zu ſo unerhörten Grauſamkeiten, als wir in Frankreich haben verüben ſehen, Anlaß geben. Hierdurch wird überdieß die Aufmerkſamkeit von dem erſten Zwecke der Unternehmung ganz abgezogen. Den Böſen wird ein großer Spielraum der Thätigkeit gegeben, die Guten werden muthlos gemacht und entweder ſelbſt in Gegner der zuvor gebilligten Verbeſſerungen verwandelt, oder zum Stillſchweigen und zur Unthätigkeit genöthigt.

Einige Fragen,

die Witterungslehre

betreffend.

I.

Ueber die Witterungslehre überhaupt, und über den Einfluß des Mondlichts und deſſen Veränderungen auf den Zuſtand der Atmoſphäre insbeſondre.

Unſer Zeitalter wird in Abſicht der Fortſchritte, welche es in den Wiſſenſchaften gemacht hat, ſich vorzüglich dadurch bey der Nachwelt auszeichnen, daß es, in mehrern Zweigen derſelben, uns näher, als je, zu der Sokratiſchen Weisheit gebracht hat, unſre Unwiſſenheit und die Grenzen unſrer Einſicht zu erkennen. Zu dieſer deutlichern Erkenntniß deſſen, was wir nicht wiſſen und nicht wiſſen können, hat uns in der Philoſophie Kant verholfen, — ein Verdienſt, das ihm gewiß bleiben wird, auch wenn die Verſuche, die er ſelbſt gemacht hat, die von ihm bezeichneten Grenzen zu erweitern, oder die entdeckten Lücken unſrer Erkenntniß auszufüllen, die Probe künftiger Unterſuchungen we-

niger aushielten. Nach der Metaphyſik iſt keine Wiſſenſchaft, von welcher die Menſchen ſo wenig wiſſen, und ſich ſo viel zu wiſſen bisher eingebildet haben, als die Witterungslehre. Und zu keiner Zeit iſt dieß ſo offenbar geworden, als zu der unſrigen, — gerade durch die glücklichen Fortſchritte derjenigen beyden Zweige wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen, die, wenn irgend etwas es thun könnte, uns zu Aufſchlüſſen über die Witterung verhelfen ſollten, — ich meine, durch die ſorgfältiger angeſtellten Witterungsbeobachtungen ſelbſt, und durch die neuen Entdeckungen in der Phyſik und Chymie. Wer mit beyden auch nur etwas bekannt iſt, ſieht nun auf das deutlichſte ein: daß es, für jetzt, durchaus unmöglich iſt, ſichere Anzeigen der künftigen Witterung, es ſey nach Erfahrungen, es ſey nach der Theorie, feſtzuſetzen, und daß alle Regeln für die Witterung, locale und allgemeine, ſolche, die von Gelehrten, und ſolche, die vom gemeinen Manne herkommen, in gleichem Grade trüglich ſeyn müſſen.

Nicht nach Erfahrungen iſt es bisher möglich, ſolche Regeln zu geben. Denn nachdem die Naturkündiger, in den letzten zwanzig Jahren, angefangen haben, meteorologiſche Beobachtungen, an mehrern Orten, mit größerer Genauigkeit und

mit vielfachern und vollkommnern Werkzeugen zu machen, zeigt ſich, daß die Witterung noch bey weitem nicht lange und genau genug beobachtet worden iſt, um eine periodiſche Gleichförmigkeit ihrer Veränderungen aufſpüren zu laſſen: woraus doch allein, (wenn Erfahrung uns dazu verhelfen ſoll,) die Geſetze der Witterung abſtrahirt werden müßten. Es zeigt ſich, daß, wenn es ja Perioden und eine gewiſſe Regelmäßigkeit in dem Laufe der Witterung, wie in dem Laufe der himmliſchen Körper, giebt, jene Perioden doch weit länger ſeyn müſſen, als die Zeiträume ſind, während welcher wir ſichere und gut angeſtellte Beobachtungen aufzuweiſen und zur Vergleichung vor uns haben. Jahrhunderte lang müſſen, — wie wir jetzo ganz deutlich einſehen, — an vielen und weit entlegnen Oertern des Erdbodens die Witterungsbeobachtungen fortgeſetzt werden, ehe man auch nur mit einigem Scheine des Rechts Hypotheſen zu bilden wagen darf; — noch weit mehr, ehe man die gewagten Hypotheſen durch die Erfahrung wird bewähren können. Wo ſind bisher die Beobachter geweſen, — wir mögen die Gelehrten, oder die Landleute dafür annehmen, — die ununterbrochen, während mehrerer Generationen, in einerley Geiſte und nach gleich-

förmigen Regeln fortbeobachtet, ſich einander ihre Wahrnehmungen mitgetheilt, und uns dadurch diejenige Maſſe von Thatſachen verſchafft hätten, die ſchlechterdings vorher geſammelt ſeyn muß, ehe man Ordnung und Regel darin entdecken und auf dieſe Ordnung Vorausſetzungen bauen kann?

Daß durch die Theorie es noch weit weniger möglich ſey, ſolche Regeln zu geben, haben uns eben diejenigen am deutlichſten bewieſen, welche am meiſten zu unſrer Zeit beygetragen haben, dieſe Theorie zu vervollkommnen, die Prieſtleys und De Lücs, — die, welche uns die wichtigſte Entdeckung der neuern Phyſik, die Verwandlung verſchiedener Subſtanzen in luftförmige Flüſſigkeiten, gelehrt, — und die, welche dieſe Entdeckung auf die Unterſuchung der Atmoſphäre angewandt haben.

So lange als wir noch die Schwere und die Elaſticität der Luft als die einzigen Urſachen anſahen, welche, nach ihren verſchiednen Abwechſelungen und Gradationen, Regen oder Sonnenſchein, Ungewitter oder Windſtille und Heiterkeit hervorbrächten; ſo lange man die Dünſte bloß als von der Luft getragen anſah, die dann, wenn ſie ſchwer und elaſtiſch genug wäre, ſie

ſchwebend erhielte, ſie aber im Regen fallen lie-
ße, ſobald ſie leichter und weniger elaſtiſch würde:
ſo lange hatte man noch ſo einfache Elemente
der Witterungs-Theorie, daß man hoffen konnte,
der Entdeckung ihrer Grundſätze nahe zu ſeyn.
Die fleißige Beobachtung der Barometer und die
des Himmels und der Witterung ſelbſt waren
damahls die einzigen Arbeiten des Meteorolo-
gen. — Nachdem man anfing, die Luft für ein
chymiſches Menſtruum anzuſehen, welches das
ausgedünſtete Waſſer, — ſo wie das Waſſer das
Salz, — auflöſe und ſo innig mit ſich verbinde,
daß es ſelbſt durchſichtig bleibe: ſo mußte man
die Entſtehung des Regens als die Präcipitation
einer chymiſch aufgelöſten Subſtanz, als eine dem
Anſchießen der Salze in Kryſtallen ähnliche
Operation betrachten. Hierdurch wurden alſo die
Veränderungen der Witterung, die man bisher
bloß den Geſetzen der Mechanik und der mathe-
matiſchen Phyſik unterworfen hatte, in das Ge-
bieth der Chymie gebracht, — einer viel weit-
läuftigern und geheimnißvollern Wiſſenſchaft, und
deren Gränzen erſt zu unſrer Zeit ſich unermeß-
lich erweitert haben. Die Aufgabe erſchien nun
als weit verwickelter, wenn man wiſſen wollte:
„welcher Zuſtand der Luft zum Regen und wel-

cher zum ſchönen Wetter gehöre?“ Denn es war nun offenbar, daß man dazu wiſſen müßte, welche Eigenſchaften der Luft, oder welche äußern auf ſie wirkenden Urſachen ſie mehr oder weniger fähig machten, entweder Dünſte aufzulöſen und mit ſich innig zu vereinigen, oder ſich von ihnen zu trennen und ſie als Präcipitate fallen zu laſſen. — Und dieſe Eigenſchaften und dieſe Urſachen waren durchaus noch unbekannt.

Die neueſten Entdeckungen oder Hypotheſen der Chymiker und Meteorologen, (denn welcher Nahme ihnen zukomme, wage ich, bloßer Dilettante in dieſen Wiſſenſchaften, nicht zu entſcheiden,) gehen noch einen Schritt weiter. Sie glauben gefunden zu haben, daß aus dem Waſſer ſelbſt Luft werden kann, und daß der Regen eine wahre Reproduction des Waſſers aus Luft iſt. Prieſtley verwandelte, nach ſeiner Angabe, „reines Waſſer in permanente Luft, indem er es mit lebendigem Kalke verband und einer ſtarken Hitze ausſetzte,“ *) — und „wenn er dephlogiſtiſirte Luft mit brennbarer durch einen elektriſchen Funken zerſetzte: ſo erhielt er allemahl viel Waſſer,

*) De Lucs neue Ideen über die Meteorologie. Deutſche Ueberſ. Th. 2. S. 155.

auch wenn beyde Luftarten über Queckſilber und nicht über Waſſer waren aufgefangen worden.“*) Wenn dieſe Facta auch noch zweifelhaft wären: ſo iſt durch eben dieſes Prieſtleys ältere Verſuche, welche hundert Naturkundige nachgemacht, vervielfältigt und berichtigt haben, ſoviel ausgemacht, daß eine Menge von Subſtanzen oder feſten Körpern, durch eine gewiſſe Behandlung in einer luftförmigen Geſtalt dargeſtellt, — oder daß ſie als elaſtiſche durchſichtige Flüſſigkeiten exiſtiren können. — Seit dieſer Zeit nun erſcheint die Atmoſphäre, die man ehedem bloß als ein einfaches Element, oder höchſtens als eine Miſchung von zwey Elementen, Waſſer und Luft, anſah, als ein äußerſt zuſammengeſetztes und aus ſehr ungleichartigen Theilen zuſammengeſetztes Flüſſige. Vielleicht kommt es noch einmahl dahin, daß wir einſehen, die Eigenſchaften der Körper, die wir durch die Wörter, feſt, tropfbar oder flüſſig, dunſtförmig und luftförmig, ausdrücken, ſind nur vier verſchiedne Zuſtände, in welche jeder Körper, durch auf einander folgende immer höhere Auflöſungen, gerathen kann. Alsdann wäre die Luft und der Dunſtkreis als der Inbe-

*) Ebend. S. 157.

griff aller Subſtanzen, in dem Zuſtande ihrer vollkommenſten Auflöſung, anzuſehen; er wäre dann das große Laboratorium der Natur, wo dieſe Subſtanzen, die in ihrem fixen Zuſtande einander nichts anhaben können, auf einander am mächtigſten wirken, und, durch unaufhörliche Trennungen und Verbindungen, den Grund zu allen Veränderungen der Witterung und zu allem Einfluſſe der Atmoſphäre auf Pflanzen, Thiere und Menſchen legen. Geſetzt aber auch, daß dieſe Vorausſetzung ein Hirngeſpinnſt der Speculation ſey: ſo ſind doch ſchon die wirklich bewieſenen Thatſachen hinlänglich, uns die Atmoſphäre als einen Sammelplatz mehrerer luftförmigen elaſtiſchen Flüſſigkeiten vorzuſtellen, die, da ſie nicht bloß mechaniſch, nach den Geſetzen der Schwere und des Stoßes, ſondern auch chymiſch, nach den Geſetzen der Verwandtſchaften auf einander wirken, uns ihre Operationen weit räthſelhafter, und, die Reſultate derſelben vorherzuſehn, uns völlig unmöglich machen.

Indeſſen, ſo klar und deutlich uns unſre beßre Kenntniß der Natur und beſonders der Witterungslehre zeigt, daß es uns für jetzt unmöglich ſey, die künftige Witterung vorherzuſehn, oder irgend nur eine beſtimmte und ſichere Regel

für dieſelbe anzugeben: ſo iſt es demungeachtet gar nicht unnütz, diejenigen Regeln und Anzeigen, welche man bisher für gültig angenommen hat, und die oft zugetroffen haben, zu ſammeln, zu prüfen und ſo weit zu beſtimmen, als die bisherigen Beobachtungen und Vorkenntniſſe erlauben. Es iſt dieß ſogar nothwendig, um den künftigen Beobachtern der Witterung Geſichtspuncte anzuweiſen, nach welchen ſie die Natur betrachten und die Thatſachen mit den Hypotheſen vergleichen können.

Unter die mannigfaltigen Urſachen, welche auf die Beſtimmung der Witterung Einfluß haben, und deren Menge eben die Abwechſelungen derſelben ſo groß und ſo unüberſehbar macht, — unter dieſe Urſachen, ſage ich, iſt zu allen Zeiten die Bewegung der himmliſchen Körper, beſonders des Mondes, mitgerechnet worden: und es iſt unſtreitig, daß dieſer letztere in den verſchiedenen Perioden ſeines Laufs einen Einfluß auf die Witterung äußert, der auch den Sinnen merklich wird, und ſich ſogar in gewiſſem Grade beſtimmen läßt.

Ueber den Einfluß, den der Mond als Körper durch die Attraction auf unſre Atmoſphäre äußert, ſind die Gelehrten ſchon lange einig, — nachdem ſie entdeckt haben, daß er, in ei-

nem, weit ſchwerer zu bewegenden, Flüſſigen, dergleichen die Waſſer des Oceans ſind, die großen Bewegungen von Ebbe und Fluth hervorbringt. Aber dieſer Einfluß hat ſich, in den Erſcheinungen der Witterung ſelbſt, bisher noch nicht deutlich wahrnehmen laſſen. — An den Einfluß des Mondes, als eines leuchtenden Körpers, oder an den Einfluß des Mondlichts und der verſchiedenen Phaſen deſſelben auf die Witterung, haben, bis auf unſre Zeit, die Gelehrten weniger, als der gemeine Mann, geglaubt: aber die ſcheinbare Wirkung iſt hier weit mehr in die Augen fallend; und am Ende haben auch die gelehrten Naturforſcher, (wie es in vielen andern Fällen gegangen iſt,) die vorher verachteten Beobachtungen des großen Haufens wieder hervorgeſucht.

Jeder, welcher den Himmel mit aufmerkſamen Augen zu betrachten gewohnt iſt, wird ſich erinnern, daß er oft den leuchtenden Mond mit dem ihn umgebenden Gewölke gleichſam ſtreitend geſehen hat. Um den Ort nähmlich herum, an welchem der Mond am Himmel ſteht, öffnet ſich oft, wenn der übrige Himmel bewölkt iſt, der Vorhang der Dünſte; ein heller von Wolken leerer Kreis umgiebt den Mond, und aus ihm, als einem Centrum, verbreiten ſich Streifen von heiterem Blau,

die, nachdem die Wolken dichter oder dünner ſind, ſich auf eine größre oder geringere Entfernung von ihm erſtrecken. Zuweilen erweitert ſich, ſo wie der Mond heraufkömmt, dieſer lichte Kreis um ihn immer mehr, die Oeffnung, welche die Wolken laſſen, wird immer größer und größer, und die Scene ſchließt ſich mit einer völligen Erheiterung des ganzen Himmels. Dann ſcheint es, als wenn der Mond die Wolken überwunden hätte. Zu einer andern Zeit, wenn die Wolken ſchwerer, zuſammenhängender und undurchdringlicher ſind, öffnet ſich zwar der volle Mond, oder das erſte Viertel, wenn zu der Zeit der Mond hoch genug gegen unſern Scheitelpunkt herauf kömmt, einen kleinen Raum, wo er zwiſchen finſtern Wolken durchſcheinet: aber von Zeit zu Zeit wird er immer wieder bedeckt; die lichten Streifen, die von ihm ausgehn und das Gewölke ſpalten, verlieren ſich wieder; und am Ende tritt der Mond völlig hinter den immer ſchwärzer werdenden Vorhang zurück. — Augenſcheinlich wirkte in beyden Fällen das Licht des Mondes auf Zertheilung der Dünſte. Nur in dem zweyten Falle war die Wirkung nicht ſtark genug, um den Urſachen, welche Dünſte erzeugten, das Gleichgewicht zu halten; im erſten war ſie hinlänglich, weil dieſe Urſachen ſchwächer waren.

Es iſt eine ausgemachte Erfahrung, daß im Sommer zwiſchen dem erſten Viertel und dem Vollmonde Gewitter ſeltner zu Stande kommen, und aufziehende Gewitter von dem Monde zu dieſer Zeit oft zerſtreuet werden.

In den erſten Vierteln habe ich oft ein ſchon zum Regen ſich neigendes Wetter ſich ſo lange halten geſehen, als der Mond noch über dem Horizonte war, oder in einer gewiſſen Höhe am Himmel ſtand. Nachdem er aber untergegangen war, oder ſobald er dem Horizonte ſehr nahe kam, ſchloſſen ſich die Wolken, die vorher noch in der Gegend des Mondes getheilt waren, und der Regen trat ein.

Eben ſo werden in der Nacht Reiſende bemerken, daß im letzten Viertel, wenn der Mond nach Mitternacht aufgeht, mit dieſem Aufgange und der Erhebung des Mondes über den Horizont oft eine Veränderung des Wetters zum Beſſern, oder wenigſtens eine anfangende Zertheilung des Regengewölkes verbunden iſt.

Dieſer Einfluß des Mondenlichts wird noch durch eine andre gemeine Erfahrung beſtätigt.

Jeder wird ſich erinnern, viele Mahle ſchönes Wetter um den Vollmond und Regenwetter um die Zeit des Neumondes erlebt zu haben. Dieß iſt

noch mehr von dem Winter, als von dem Sommer wahr. Obgleich auch die ſchönſten Sommernächte oft zugleich auch mondhelle Nächte ſind: ſo ſchwebt es doch noch lebhafter in jedermanns Gedächtniſſe, daß er die größte Heiterkeit und Kälte einer Winternacht mit dem hellſten Lichte des vollen Mondes ſehr oft zuſammen geſehn hat. Die mondleeren finſtern Nächte hingegen ſind ſehr häufig, im Herbſte und Winter, zugleich regnichte und ſtürmiſche, — im Sommer gewitterreiche Nächte.

Doch auch dieſe Regel triegt. Ja ſie iſt gar nicht einmahl ſo zu verſtehn, daß, in jedem Monate, die Tage um den Vollmond heiter ſeyn müßten, und die, welche vor dem Neumonde vorhergehn und auf ihn folgen, Regen vermuthen ließen. Sie ſagt nur: daß, wenn man, in mehrern Jahren, die Witterung ſämmtlicher Monate mit einander vergleicht, man im Durchſchnitte die Anzahl der heitern und trocknen Vollmonde und der trüben und regnichten Neumonde als die größre finden wird.

In der That iſt dieſer Einfluß des Mondes, als eines Lichts, auf die Veränderungen des Dunſtkreiſes, nach den neueſten Entdeckungen und Theorien der Phyſiker, nichts weniger, als unwahr-

ſcheinlich. — „Alle große meteorologiſche Phänomene, ſagt De Luc,*) hängen durch ein unſichtbares Band zuſammen, und das Licht hat einen großen Antheil an dieſem Bande. Wenn man auch nur auf die Verbindung zwiſchen Licht und Feuer ſieht, die bey den Sonnenſtrahlen augenſcheinlich iſt: ſo muß man dem Lichte eine große Wichtigkeit bey den meteorologiſchen Veränderungen zugeſtehen.“

Ich ſetze noch folgendes nach De Luc hinzu. Die Sonnenſtrahlen erwärmen nicht unmittelbar: — das beweiſen die höhern Luftſchichten, die, obgleich eine größre Anzahl von Sonnenſtrahlen auf ſie fallen, weit weniger erwärmt ſind, als die untern, die weniger Lichtſtrahlen erhalten. Wahrſcheinlich erwärmen die Sonnenſtrahlen die Luft erſt, indem ſie ſich mit andern in ihr vorhandnen Flüſſigkeiten verbinden. Da dieſes aber bey den Sonnenſtrahlen immer, obgleich in ungleichem Grade geſchieht, indem dieſe nie leuchten, ohne zu wärmen: ſo wird die reine Wirkung des Lichts bey der Sonne gar nicht, oder ſehr ſchwer wahrgenommen. Nur der Mond, deſſen Strahlen leuchten, ohne zu wärmen, biethet dem Phyſiker die Gele-

*) Am ang. Orte S. 292.

genheit dar, die mit der Wärme unvermiſchte Wirkung des Lichts auf die Luft, auf die Zerſtreuung oder die Erzeugung von Dünſten, kennen zu lernen.

Daß aber auch das Licht, als Licht, mit den luftförmigen Flüſſigkeiten in ſolchen Verhältniſſen ſtehe, daß ſich eine verſchiedne Wirkung deſſelben auf die Atmoſphäre, nach der Verſchiedenheit der Beſtandtheile, woraus ſie zuſammengeſetzt iſt, vermuthen läßt, ſcheint daraus zu folgen, daß in gewiſſen Luftarten das Feuer mit einem viel blendendern Glanze leuchtet, als in andern.

Ja, das beſondre Experiment Prieſtleys, deſſen De Luc *) gedenkt, daß, da er, von zweyen mit gleich vielem Waſſer angefüllten Recipienten, den einen den Sonnenſtrahlen ausſetzte, den andern nicht, in jenem ſich Luft über dem Waſſer ſammelte, in dieſem keine: dieſer Verſuch, ſage ich, ſcheint gerade darauf hinzudeuten, daß die Wärme, mit Licht verbunden, Waſſer in Luft verwandelt. Denn die Wärme allein, ſelbſt ein lebhaftes Feuer verwandelt, wie auch De Luc an dem angeführten Orte anmerkt, das Waſſer nur in

*) Ebendaſ. S. 293.

Dünſte, nicht in Luft. Daß alſo die Sonnenſtrahlen nicht Waſſerdünſte, ſondern Luft hervorbrachten, kann wahrſcheinlich nur von dem einen Umſtande herkommen, der ihnen außer der Wärme eigen iſt, das iſt, vom Lichte.

Doch dem ſey wie ihm wolle: ſo ſind ſchon jene erſtern Beobachtungen, die der gemeinſte Mann machen kann, hinreichend, auch den gelehrten Meteorologen auf die Betrachtungen der Monds-Viertel aufmerkſam zu machen. Das, was ich darüber vortragen werde, ſind nicht ſowohl Beobachtungen, die ich ſelbſt angeſtellt und hinlänglich berichtigt habe, als eine Anleitung, um Beobachtungen zu machen. Es kommt nähmlich darauf an, zu entdecken: „ob der Grad der Helligkeit des Mondes, oder die Quantität des Lichts, das er jedesmahl in die Atmoſphäre verbreitet, in einem proportionirten Verhältniſſe mit dem Einfluſſe ſtehn, den er auf die Aufheiterung der Luft und auf Zertheilung der Dünſte, (ſie geſchehe nun durch Auflöſung oder Verwandlung in Luft,) äußert."

Dieſe Quantität des Lichts, mit welcher der Mond auf unſre Atmoſphäre wirkt, und von welcher man, nach meiner Meinung, unterſuchen ſoll, ob ſie dem Einfluſſe, den der Mond auf die Zer-

theilung der Wolken äußert, proportionirt ſey, hängt von zwey Umſtänden ab: erſtlich von dem Grade ſeiner Erleuchtung, oder von dem Ab- und Zunehmen ſeines Lichts in den verſchiednen Mondsvierteln, und zweytens von der größern oder geringern Höhe, auf die er ſich über unſern Horizont erhebt. Die Lichtſtrahlen jedes himmliſchen Körpers ſind deſto zuſammengedrängter und leuchtender, je mehr ſie perpendikulär auf unſern Scheitel fallen, und je mehr ſich alſo der himmliſche Körper unſerm Zenith nähert; ſie ſind deſto ſchwächer, je ſchiefer ihre Richtung iſt, oder je näher der leuchtende Körper am Horizonte ſteht.

Nun macht der Mond während eines Monathes denſelben Lauf, welchen die Sonne innerhalb eines Jahres vollendet. (Es verſteht ſich, daß ich hier nur von der ſcheinbaren Bewegung der Sonne rede) Nicht nur durchläuft er in 29 Tagen den ganzen Kreis des Himmels von Weſten nach Oſten, ſondern er hat auch, während eines Monats, nach der Reihe, alle die Gradationen der nördlichen und ſüdlichen Abweichung vom Aequator, welche die Sonne in einem Jahre hat, nur mit derjenigen Verſchiedenheit, welche der Unterſchied in der Schiefe ihrer Bahnen

erfordert. So wie die Sonne in jedem Jahre einen Zeitpunkt hat, wo ſie am weiteſten von uns abſteht, und einen andern, wo ſie uns am nächſten kommt; ſo erreicht der Mond während jedes Monats einmahl ſeinen höchſten Stand, wo er ſich über den Aequator am weiteſten erhebt, einmahl ſeinen niedrigſten, wo er am tiefſten von demſelben ab nach Süden ſteht, und zweymahl ſeinen mittlern, wo er ſich im Aequator befindet.

Das Geſetz dieſer wechſelsweiſen Annäherung und Entfernung des Mondes iſt folgendes. Zur Zeit des Neumondes hat der Mond eine gleiche Abweichung mit der Sonne, oder nimmt über den Himmel ungefähr eben den Weg, in welchem die Sonne zu der nähmlichen Zeit läuft. Zur Zeit des erſten Viertels hat der Mond die Abweichung, oder ſteigt zu der Höhe über den Horizont, als die Sonne drey Monate ſpäter haben oder ſteigen wird. Zur Zeit des Vollmondes kommt der Mond ſo hoch herauf, als die Sonne in ſechs Monaten kommen wird, und im letzten Viertel beſchreibt der Mond am Himmel den Kreis, den die Sonne in neun Monaten beſchreiben wird.

In ſo fern alſo das Maß des Lichts, welches der Mond jedesmahl in unſre Atmoſphäre

ſchickt, von der Nähe und von der Fülle deſſelben abhängt: ſo ergiebt ſich, daß während eines Jahres dieſe beyden Urſachen ſich bald mit einander combiniren, bald einander entgegenwirken, woraus ſich alſo eine proportionirte Verſchiedenheit in der Wirkſamkeit des Mondlichts vermuthen läßt.

Um die Zeit der Winterſonnenwende, im December und Januar, hat der Mond, im Vollmonde, ſeine größte nördliche Abweichung, und im Neumonde ſeine größte ſüdliche; — im Vollmonde kommt er dann unſerm Scheitelpunkte, im Neumonde bleibt er dem Horizonte am nächſten. Daher kommt das, was jedermann bemerken kann, daß die mondhellen Nächte im Winter heller und blendender ſind, als im Sommer. Daher kommt es dann aber auch, daß ſich im Winter die beyden Urſachen, welche, nach unſrer Vorausſetzung, das Licht des Mondes zur Zerſtreuung der Dünſte wirkſam machen, vereinigen. Nach dieſer Vorausſetzung läßt ſich alſo um den Anfang des Winters herum am erſten erwarten, daß die Tage des Vollmonds heiter, und die des Neumonds dunſtig und regenhaft ſeyn werden. Die beyden Viertel in dieſer Jahreszeit, — da in denſelben der Mond die mittlere Höhe des Aequa-

tors hat, werden keine ausgezeichnete Wirkung äußern, weil dieſe Wirkſamkeit durch mittlere Höhe und mittleres Licht des Mondes zugleich geſchwächt wird.

Zur Zeit der Frühlings-Nachtgleiche iſt es die Epoche des erſten Viertels, wenn der Mond am höchſten gegen unſern Scheitelpunkt heraufkommt. Denn, nach dem zuvor angegebnen Geſetze, beſchreibt er alsdann denjenigen Kreis am Himmel, den drey Monathe darauf, alſo im höchſten Sommer, die Sonne beſchreiben wird. — In eben dieſer Jahreszeit ſteht der volle Mond kürzere Zeit über dem Horizonte und kommt weniger hoch herauf, weil er den Gang am Himmel nimmt, welchen in ſechs Monathen, alſo im Herbſte, die Sonne nehmen wird. — Hier wird es demnach mehr zweifelhaft, welches Mondsviertel das gute Wetter bringen wird, in ſo fern die Mondshelle dazu beyträgt. Im erſtern Viertel wirkt ein kleineres Licht mit mehr perpendikulären Strahlen auf unſre Atmoſphäre; im Vollmonde ein größeres mit ſchiefern Strahlen. — Eben ſo ſtreiten ſich alsdann das letzte Viertel und der Neumond mit einander, weſſen Einfluß geringer ſeyn, oder von welchem unter beyden Regen und Dunkelheit eher zu erwarten ſeyn ſoll. Im letz-

ten Viertel ſteht der noch etwas erhellte Mond am tiefſten; um den Neumond herum iſt der Mond am dunkelſten, aber er erhebt ſich wieder zur Höhe des Aequators. — Nach dieſen Datis muß die aus den Mondsvierteln gezogne Wetteranzeige nie unſichrer und ſchwankender, als zur Zeit des Frühlings ſeyn.

Im hohen Sommer, oder um die Zeit des ſolſtitii aeſtivi, hat der Vollmond die wenigſte Kraft zu leuchten, und, wenn das Licht etwas thut, die Wolken zu zerſtreuen, auch die wenigſte Kraft, das Wetter heiter zu machen: denn er geht dann gerade den tiefen und kurzen Weg über unſern Geſichtskreis, den die Sonne ſechs Monate ſpäter, im Anfange des Winters, nehmen wird. — — Auch die mondhellen Sommernächte ſind minder blendend, und die Hoffnung, daß im Vollmonde gutes Wetter ſeyn wird, iſt im Sommer geringer.

Aus eben der Urſache vermindert ſich die entgegengeſetzte Wirkſamkeit des Neumondes. So wie der Mond ſein Licht nach und nach verliert, ſo erhebt er ſich dagegen immer höher und höher, und verweilt länger über unſerm Horizonte. — Welche von beyden Urſachen wird den meiſten Einfluß haben? Dieß iſt es eben, was, weil es zweifelhaft

iſt, auch das angenommene Prognoſticum, zu dieſer Zeit, unſicher macht.

Im Herbſte findet das Umgekehrte vom Frühlinge Statt. Das erſte Viertel iſt alsdann zur Aufklärung des Himmels das unwirkſamſte Viertel, weil dann der noch unvollkommne Mond zugleich einen niedrigen und einen kurzen Kreis des Himmels beſchreibt. Regen und Ungeſtüm iſt dann am erſten zu erwarten. Der Vollmond iſt zweydeutig, weil die größte Erleuchtung der Mondſcheibe mit der mittlern Schiefe ihrer Strahlen verbunden iſt. — Aber das letzte Viertel in den Herbſtmonaten, wo der noch zur Hälfte erhellte Mond ſeinen höchſten Standpunkt erreicht und am längſten über dem Horizonte verweilt, ſcheint den wirkſamſten Einfluß des Mondes zur Erheiterung des Wetters zu verſprechen.

Im Herbſte war es, wo ich zuerſt die Abwechſelungen der Witterung mit den Mondsvierteln verglich, und es ſchien mir, daß ſie mit jener Theorie übereinkämen. In zwey Monaten, dem, welcher vor der Herbſt-Nachtgleiche voranging, und dem, welcher darauf folgte, war der Vollmond regenhaſt und trübe, und ſo wie, gegen das letzte Viertel, der Mond ſich mehr unſerm Zenith näherte, ſo ſchien ſeine Kraft die Wolken zu zerſtreuen,

von Tage zu Tage zuzunehmen. Eben hierdurch wurde ich zu der Speculation veranlaßt, die ich hier dem Publicum vorlege.

Man erkennt leicht, daß in den übrigen Monaten des Jahres, in Abſicht des Lichts und der Höhe des Mondes in den verſchiednen Vierteln, alle die mittlern Gradationen vorkommen, welche zwiſchen den Standpunkten mitten inne ſind, die ich für die vier Hauptepochen des Jahres angegeben habe.

Ja, man könnte nach jenen Angaben eine Tabelle machen, worin von Tage zu Tage der Grad des Lichts, den der Mond, nach Maßgabe der uns ſichtbaren Erleuchtung deſſelben, ſeiner Höhe und ſeines Aufenthalts über unſerm Horizonte, jeden Tag des ganzen Jahres in unſre Atmoſphäre ſendet, — und alſo der Grad der Wirkſamkeit, den er auf die Auflöſung der Dünſte und die Durchſichtigkeit der Luft äußern ſollte, berechnet wäre.

Wenn man nun alsdann die wirkliche Beſchaffenheit der Witterung mit derjenigen vergliche, die, nach der vorausgeſetzten Einwirkung des Mondenlichts, Statt haben ſollte: ſo würde man dadurch am vollkommenſten dieſe Hypotheſe entweder widerlegen oder berichtigen können.

Vielleicht würde man gut thun, wenn man die übrigen merkwürdigen Epochen der Bewegung der Erde und des Mondes, diejenigen Puncte ihrer Bahn, wo ſie als Körper durch die anziehende Kraft am ſtärkſten auf einander wirken, und wo insbeſondre der Mond auf Ebbe und Fluth den größten Einfluß hat, mit jenen Epochen, wo des Mondes Licht am wirkſamſten iſt, combinirte, und Achtung gäbe, ob die Zuſammenkunft dieſes doppelten Einfluſſes merklichere Veränderungen in der Witterung hervorbrächte.

Meine Abſicht bey dieſem Aufſatze iſt alſo nicht, Regeln, die ich, durch die Erfahrung beſtätigt, gefunden habe, feſtzuſetzen, ſondern nur eine Hypotheſe zu entwickeln, die der Grund zu Beobachtungen werden kann. — In der That ſind für Erfahrungen, woraus die Witterung beſtimmt werden ſoll, Jahrhunderte nur kurze Zeiträume der Beobachtung. Je größer die Anzahl von Urſachen iſt, die zu einer gewiſſen Wirkung concurriren: deſto wahrſcheinlicher wird es, ſchon nach den Geſetzen des Zufalls, daß die Wiederkehr ähnlicher Fälle, worauf allein die Vorausſetzung der Zukunft ſich gründen kann, erſt in entfernten Perioden zu erwarten ſteht.

Ich ſetze noch einen einzigen Umſtand hinzu.

In der nähmlichen Jahreszeit, wird das Verhältniß des Lichts, welches wir dem Vollmonde, dem Neumonde und den beyden Vierteln zugeſchrieben haben, das eine Jahr ſtrenger richtig, und alſo auch die davon abhängende Wirkung eher zu erwarten ſeyn, als das andre.

Wenn, z. B. das eine Jahr, im Sommer der Vollmond gerade um den 21. Jun. eintrifft: dann iſt auch in dieſem Jahre, in dieſem Monate, die Wirkung des Vollmondes die möglich kleinſte, weil genau die völlige Rundung ſeines Lichts mit ſeiner größten Erniedrigung verbunden iſt. Aus gleicher Urſache wird der Vollmond im December nie heller ſeyn, und durch ſein Licht mehr wirken, als wenn er gerade um den 21. Decbr. trifft. Treffen die Vollmonde beyder Epochen, in einem andern Jahre, 14 Tage früher, oder ſpäter: ſo wird der Mond im Sommervollmonde, von ſeinem niedrigſten, — im Winter-Vollmonde von ſeinem höchſten Stande ſchon ſo viel abgewichen ſeyn, als die Sonne ſelbſt ihre Abweichung vom Aequator in 14 Tagen verändert. Dieſer Unterſchied iſt freylich ſehr klein, und für unſre Empfindung unmerklich. Aber auch — kleine Unterſchiede müſſen bey einer Wirkung, deren Größe man nicht kennt, nicht vernachläßigt werden.

II.

Noch einige Fragen, die Witterungslehre betreffend.

Erſte Frage.

Darüber iſt man einig, daß die Veränderung der Winde auf die Veränderung der Witterung den größten Einfluß habe; und daß, wenn man wüßte, warum der Wind, zu der einen Zeit von Oſten, und zur andern von Weſten bläſet, und wann er ſich von der einen Himmelsgegend zur andern wenden wird, man einen großen Schritt gethan hätte, ſowohl um die Urſache von Sonnenſchein und Regen zu erklären, als um beyde Witterungen vorauszuſagen. Aber eben, weil dieſe Abwechſelungen der Winde ſo mannigfaltig, in den verſchiedenen Jahren ſo ungleich, und überhaupt ſo regellos ſind: eben

deßwegen iſt die Ausſicht auf eine vollſtändige Kenntniß und ſichere Vorausſehung der Witterung für jetzt noch ſo dunkel und ungewiß.

Ob man gleich, nach dem Geſtändniſſe der neueſten Meteorologen, mit der Theorie der Winde bey weitem nicht aufs Reine iſt: ſo iſt dieſelbe doch nicht ununterſucht geblieben. Ich kenne nur wenig von dem, was in unſrer Zeit darüber geſchrieben worden iſt. Vielleicht findet ſich alſo die Frage, die ich in Abſicht dieſes Gegenſtandes zu thun gedenke, ſchon in Büchern beantwortet, die ich nicht geleſen habe. Aber es iſt auch meine eigne Unwiſſenheit, für welche ich durch den Weg dieſer Zeitſchrift Belehrung ſuche. *) Zugleich glaube ich aber auch fürs Publicum nichts unnützes zu thun, wenn ich die Veranlaſſung gebe, daß Kenntniſſe, welche in Büchern, die nur von Gelehrten von Profeſſion und eines gewiſſen Faches geleſen werden, gleichſam verborgen liegen, zur allgemeinen Kenntniß des Publicums gelangen.

Es iſt eine Erfahrung, die alle Menſchen unzählige Mahle in ihrem Leben gemacht haben,

*) Die Aufſätze über dieſe Materie erſchienen zuerſt in den Schleſiſ. Provinzial-Blättern v. J. 1794.

die aber wenigen ſo auffällt, als ſie mir zuweilen aufgefallen iſt: daß, in dem Maße, als man ſich über die Ebne des Landes, oder der See erhebt, man eine ſtärkere Bewegung in der Luft findet. Die Windſtille mag auf der Ebne, oder im Thale noch ſo vollkommen seyn: ſo ſpürt man, ſobald man eine Anhöhe erſteigt, von Zeit zu Zeit ein kleines Wehen; und dieſes wird immer merklicher, auf je höhern Gipfeln man anlangt. Eine ſanfte Bewegung der Luft auf der Ebne wird auf Bergen ſchon zu einem Winde, und der Wind zum Sturme. Deßwegen ſucht man in ruhigen, ſchwülen Tagen die Anhöhen, um von der Luft abgekühlt zu werden, und in ſtürmiſchen die Thäler, um dem Winde zu entgehen. Die, welche hohe Gebirge, in der beſten Jahreszeit und bey dem heiterſten Wetter, bereiſen, finden, wenn ſie an dem Fuße derſelben eine völlige Windſtille oder die ſanfteſte Bewegung der Luft zurückließen, doch auf ihren Gipfeln oft einen eben ſo heftigen als kalten Wind. Selten wird man jemanden von der Schneekoppe, oder dem Brocken zurückkommen ſehen, der nicht über den Sturm klagte, der ſeinen Aufenthalt auf dieſen höchſten Spitzen großer Gebirgsketten beſchwerlich gemacht hätte.

Ich frage alſo: „Giebt es auf den höchſten „Berg-Gipfeln je eine vollkommne Windſtille? „Oder giebt es keine, und iſt die Luft dort immer „in Bewegung?“

Ich erinnere mich unzähliger Zeugniſſe für den auf hohen Gebirgen herrſchenden Wind; ich erinnere mich keines einzigen Reiſenden, der beſtimmt ausgeſagt hätte, eine Windſtille daſelbſt gefunden zu haben. Aber dieſer negative Beweis iſt mir nicht hinlänglich; und ich wünſchte von der Beleſenheit, oder der Erfahrung meiner Landsleute poſitive Belehrung zu erhalten.

Ich ſehe voraus, daß die Folgen in Abſicht der Theorie der Winde ſehr verſchieden ſeyn müſſen, nachdem jene Fragen auf die eine, oder die andre Art beantwortet werden.

Schon der Umſtand, daß der Wind, wenn er überall weht, auf Anhöhen ſtärker iſt, und daß er mit der größern Höhe proportionirlich wächſt: ſchon dieſer ſcheint mir für jene Theorie ſehr bedeutend. Er beweiſt, dünkt mich, daß der Urſprung ſolcher Winde nicht örtlich iſt; daß die Bewegung nicht von der Erde ausgeht, und von den untern Schichten der Luft den obern mitgetheilt wird. Wäre dieß, ſo müßte ſich, ſo wie ſich die bewegende Kraft von dem Punkte, wo-

von ſie ausging, weiter entfernt, und ſich in einem größern Raume ausbreitet, ihre Wirkung, das heißt, die Bewegung der Luft, immer mehr vermindern. In höhern Regionen müßte alsdann der Wind aus eben den Urſachen ſchwächer werden, aus welchen das Licht, welches ein leuchtender Körper verbreitet, abnimmt, je weiter ſich die Strahlen aus einander ſtreuen. Da aber das Gegentheil hiervon geſchieht: ſo iſt dieß ein Beweis, daß die obere, freye Atmoſphäre, die von allen irdiſchen Gegenſtänden und deren Einflüſſen am meiſten entfernt, und gleichſam ſich ſelbſt überlaſſen iſt, von den Urſachen, welche den Wind hervorbringen, am ſtärkſten afficirt wird; es iſt ein Beweis, daß die Bewegung der Luft, wie wir ſie in den Ebnen und tiefern Gegenden empfinden, nur eine ihr von der obern Luftmaſſe mitgetheilte, und durch die beſondre Lage jedes Orts modificirte Bewegung iſt. Nur in den höhern Regionen der Atmoſphäre findet ſich dieſe Luftbewegung in ihrem natürlichen Zuſtande: das heißt, nur dort hat ſie diejenige Richtung und Geſchwindigkeit, welche die auf die Atmoſphäre wirkenden Kräfte, an ſich, erfordern. An der Oberfläche der Erde hingegen leidet dieſe Bewegung mannigfaltige Veränderungen, indem die

Luft durch die feſten Körper, gegen welche ſie ſtößt, bald von ihrem Wege abgebracht, bald in ihrem Laufe verzögert, oder beſchleuniget wird. — Dieſer Umſtand, daß gleichſam der Sitz des Windes in der höhern Atmoſphäre iſt, läßt uns weiter darauf ſchließen, daß die himmliſchen Körper und deren Lauf die Urſachen jener Bewegung ſeyn mögen: ja er erlaubt uns beynahe keine andre Hypotheſe. Denn, wenn wir von den Ausdünſtungen aus Erde und Meer, und von den Gährungen, welche die in der Luft gemiſchten Subſtanzen hervorbringen, bey der Erklärung des Windes, abſtrahiren, (und das müſſen wir thun, wenn die Bewegung ſich nicht von unten nach oben, ſondern umgekehrt, in der Atmoſphäre fortpflanzt): ſo werden wir, in der freyen, hohen Himmelsluft, gar keine andre Quelle von Bewegung und Veränderung, als die gedachte, gewahr.

Sollte es nun vollends ausgemacht ſeyn, daß auf den höchſten Bergſpitzen die Luft nie bewegungslos ſey, daß ein ewiger Wind, wenn gleich von ungleicher Stärke, in der obern Atmoſphäre herrſche: ſo würde man noch weit ſicherer den Urſprung der Winde aus dem Laufe der himmliſchen Körper herleiten müſſen, deren ewige

und ununterbrochene Bewegung allein die immerwährenden Bewegungen auf unſrer Erde und in unſerm Dunſtkreiſe erklären zu können ſcheint. *)

Man würde, wenn die Beantwortung obiger Frage auf die gedachte Art ausfiele, noch weit mehr Urſache haben, den wahren Wind von dem ſcheinbaren zu unterſcheiden. Jener würde die Bewegung ſeyn, welche in der freyen Luft, und alſo in den höchſten durch nichts beſchränkten Regionen des Dunſtkreiſes herrſcht. Dieſer würde eben dieſe Bewegung ſeyn, wie ſie auf der Oberfläche der Erde, durch Gebirge, Wälder und Ströme gebrochen oder abgeleitet, und durch die Ausdünſtung geſtört und verändert wird. Jener wahre Wind würde allgemein ſeyn, und durch die ganze Atmoſphäre einerley Richtung haben, und allenthalben zugleich ſich verändern können: und doch würden die daraus entſtehenden localen und ſcheinbaren Winde von unendlicher Mannigfaltigkeit, in ihrer jedesmahligen Richtung ſowohl,

*) Daß es Wirbelwinde und Gewitter-Stürme giebt, die ſich nur über einzelne Gegenden, und auf die untern Regionen der Atmoſphäre erſtrecken, iſt mir ſehr wohl bekannt: und ich werde ihrer unten noch gedenken. Aber dieſe Lufterſcheinungen unterſcheiden ſich ſehr deutlich von dem, was man im eigentlichen Verſtande windige Witterung nennt. Von dieſer iſt hier nur die Rede.

als in ihren auf einander folgenden Abwechſelungen, ſeyn können. In jedem Lande nähmlich, an jedem Orte würde die Luft, ob ſie gleich mit der ganzen Maſſe der Atmoſphäre ein gemeinſchaftliches erſtes Princip und eine gemeinſchaftliche Richtung der Bewegung hätte, doch durch die Gegenſtände, gegen welche ſie anprallte, von denen ſie entweder zurückgeworfen oder von ihrer Bahn abgebeugt würde, durch die Gegenſtände, welche ſelbſt in Bewegung wären, und ihr die ihrige mittheilen, oder endlich durch die Körper, welche ſich mit ihr vermiſchten, und chymiſche Veränderungen in ihr hervorbrächten, eine eigne, locale Bewegung bekommen, die ſowohl von den localen Winden anders gelegner Gegenden, als von dem allgemeinen wahren Winde in der Atmoſphäre weit verſchieden wäre.

Jedermann weiß, wie unrichtig, und wie verſchieden die Einwohner einer Stadt die Richtung des Windes beurtheilen, wenn jeder ſie ſo annimmt, wie er ſie in ſeiner Straße findet. Wenn auf dem freyen Felde, durch ganze Länder, ein allgemeiner Oſt- oder Weſtwind weht: ſo kann man zwiſchen Reihen von Häuſern, die in verſchiedenen Richtungen ſich durchkreuzen, Winde aus allen Himmelsgegenden finden. Ein Thurm, ein

weitläuftiger Pallaſt, eine enge, lange Straße zwiſchen hohen Gebäuden, die einen Durchzug der Luft veranlaſſen, können oft dem einen Stadtquartier einen Wind geben, welchen man in keinem andern, und eben ſo wenig außerhalb der Stadt gewahr wird. An dem einen oder dem andern Platze findet man auch vielleicht, bey dem größten Sturme, eine völlige Windſtille, weil er unter dem Schutze von Gebäuden liegt, welche gerade die, zur Brechung und Abhaltung der bewegten Luft nöthige, Lage haben.

Wenn es ſich nun beſtätigte, daß der Wind in der höchſten, d. h. in der freyen Atmoſphäre, immerwährend ſey, ſo wie es ſchon ausgemacht iſt, daß er dort immer heftiger, als in der untern, iſt: ſo würde man alle Winde auf den Ebnen unſers Erdbodens, für eben das, was die Winde in den Straßen einer Stadt ſind, für Brechungen und Modificationen des einigen wahren Windes, für Folgen der Reflexion, oder Refraction anzuſehen haben. Wenn wir zuweilen in ganzen Ländern eine vollkommne Windſtille erfahren: ſo würde dieß nicht anzeigen, daß die Atmoſphäre in Ruhe iſt, ſondern daß wir gerade hier im Schutze ſind. Nur die Gebirge, von welchen die Länder, in der Nähe oder Ferne, umgeben werden, oder auch

bloß die, im Verhältniſſe gegen die benachbarten Länder, geringere Elevation derſelben über dem Meer, wodurch ſie die Lage großer Thäler bekommen, würden zu gewiſſen Zeiten den in der Atmoſphäre wirklich vorhandnen Wind von ihnen abhalten; wenn nähmlich gerade die Richtung des Windes mit der Richtung dieſer Gebirgsketten ſo zuſammen träfe, wie es ſeyn muß, um jenen aufzufangen, und zu vernichten.

Daraus würde nun weiter folgen, daß wir, zu Erfindung einer Theorie der Winde, jenen allgemeinen Wind der obern und freyen Atmoſphäre, der nie aufhört, ob er gleich ſeine Richtungen wechſelt, zuerſt ſtudiren müßten, und dann erſt, wenn wir dieſen kennten, uns an die Unterſuchung der beſondern Winde, welche in der niedern Region, und in einzelnen Ländern und Gegenden herrſchen, machen dürften. Die Beobachtungen des Wetters auf hohen Gebirgen würden doppelt wichtig ſeyn: ob es gleich freylich nie möglich ſeyn wird, ſie ununterbrochen durch einen langen Zeitraum fortzuſetzen.

Es würden aus der Beantwortung der obigen Frage bald neue Fragen entſtehn, die man zwar, wenn jener erſte Punkt zur Gewißheit gebracht worden wäre, muthmaßlich beantworten könnte:

die aber doch jeder Naturkündiger noch lieber durch Erfahrungen wird entſchieden ſehen wollen.

Zum Beyſpiele. Sind die Abwechſelungen in der Richtung der Winde auf den höchſten Berggipfeln eben ſo häufig und eben ſo unregelmäßig, als auf der Ebne: oder ſind ſie dort ſeltner und gleichförmiger? Wenn der Wind der Ebne, der in ſeinem Laufe mannigfaltig aufgehaltne und geſtörte Wind der Höhe iſt: ſo iſt das letztere zu vermuthen.

Auch hier kann uns das, was wir in den Straßen der Städte bemerken, zu einem Beyſpiele, und zu einem Vermuthungsgrunde dienen. Der Wind, der auf dem freyen Felde herrſcht, darf ſich nur wenig ändern: ſo ſind die Aenderungen des in jenen Straßen empfindbaren Windes ſehr merklich. Jeder, der täglich, bey verſchiedner Witterung, den Aufenthalt zwiſchen Gebäuden mit dem im offnen Felde abwechſelt, wird wiſſen, nicht nur, wie ganz anders er oft den Wind am erſtern Orte beurtheilt hatte, als er ihn am letztern fand: ſondern auch, daß er dort weit öfter, als hier, die Bewegung der Luft mit völliger Ruhe, und den Wind aus der einen Himmelsgegend mit dem aus einer andern hat abwechſeln ſehn. — In der Ebne ſind wir immer

noch zwiſchen Mauern: denn wir ſind zwiſchen Gebirgen, wenn dieſe gleich entfernt und unſichtbar ſind; oder wir ſind vielleicht zwiſchen Ländern, die, ohne eigentliche Berge, ſich doch über die Meeresfläche mehr erheben, als das unſrige. Der Wind, der ſich gegen dieſe Mauern ſtößt, muß nothwendig mannigfaltiger wechſeln, als der, welcher unaufgehalten durch die freye Atmoſphäre geht. Jede abgeleitete und durch kleine Nebenurſachen gebrochne und zerrüttete Bewegung iſt immer veränderlicher, als die urſprüngliche, die nur durch große und allgemeine Urſachen hervorgebracht wird.

Daß die Beſchaffenheit der Dinge wirklich ſo ſey, wie wir aus jener vorausgeſetzten Beantwortung der Frage gefolgert haben: dieß wird durch mehrere Erſcheinungen andrer Art wahrſcheinlich gemacht. Eine derſelben iſt die größre Regelmäßigkeit in der Abwechſelung der Winde zwiſchen den Wendekreiſen. Auf die Gewißheit, mit welcher dort die ſo genannten Paſſatwinde zu beſtimmten Jahreszeiten zu erwarten ſind, und auf die gleichförmige Dauer derſelben, gründet die Schiffahrtskunſt vornehmlich ihre Maßregeln bey den Reiſen nach Oſt- und Weſt-Indien. Dieß ſcheint anzuzeigen, daß die himmliſchen Körper, die auf

die Atmoſphäre jener Zone in einer mehr verti⸗calen Richtung wirken, und daher einen ſtärkern Einfluß auf ſie haben, die Urſachen der regelmä⸗ßigen Winde ſind. Und wenn ein allgemeiner und regelmäßiger Wind der Vater aller localen und unordentlich abwechſelnder Winde iſt: ſo ſind ſie zugleich als die erſten Urſachen des Windes überhaupt anzuſehn.

Zweyte Frage.

Es iſt ein andrer Umſtand bey den Winden, den ich mich nicht erinnere irgendwo erklärt ge⸗funden zu haben. Das ſind die Windſtöße.

Der Wind mag ſchwach, oder ſtark ſeyn: nie⸗mahls weht er ununterbrochen, und mit immer gleicher Heftigkeit. Es iſt nicht ein immerwäh⸗rend fortfließender Strom der Luft, den man empfindet, wenn man gegen den Wind angeht: ſondern es ſind periodiſch wiederhohlte Stöße. Die Bewegung der Luft läßt wechſelsweiſe nach, und verſtärkt ſich wieder. Weht ein ſanfter Ze⸗phyr? Er erſtirbt zuweilen ganz, und läßt die Natur in völliger Ruhe, bis er gleichſam ſeine Kraft wieder geſammelt hat, um von neuem uns anzufächeln. Stürmt ein Orkan? Er äußert ſeine Wuth nur, indem er wechſelsweiſe aufbrau⸗

ſet und ſich beruhiget. Auf Augenblicke des größten Ungeſtüms folgen immer Augenblicke des Nachlaſſes: und das, was der Sturm zerſtört, ſchwemmt er nicht durch die Unaufhaltſamkeit ſeines Stroms, ſondern reißt es durch die Heftigkeit ſeiner Stöße mit ſich fort, oder zu Boden.

Dieſe Abwechſelungen des Nachlaſſes und der Verſtärkung des Windes folgen zuweilen in gleichen Zeiträumen und ziemlich regelmäßig auf einander. Dieß geſchieht beſonders, wenn der Wind ſelbſt ein anhaltender, und ein in der ganzen Atmoſphäre herrſchender Wind iſt: wie es die Winde um die beyden Nachtgleichen ſind. Bey den ſanftern Bewegungen der Luft, die ſich in allen Jahreszeiten, und auch in den ſchönſten Tagen einfinden, — und bey den plötzlichen und vorübergehenden Stürmen, die mit Gewittern verbunden ſind, iſt es zwar eben ſo merklich, daß die Bewegung durch abgeſonderte, auf einander folgende Stöße geſchieht: aber die Folge dieſer Stöße iſt nicht ſo regelmäßig; die Verſtärkung und der Nachlaß folgen, bald geſchwind, bald langſam, auf einander.

Aus der Wahrnehmung dieſer Erſcheinung entſteht nun die Veranlaſſung zu mehrern Unterſuchungen.

Zuerſt frage ich: iſt dieſe ſystole und diastole des Windes, dieſe Art von Pulsſchlägen in der Bewegung der Luft, die wir, in unſerm Himmelsſtriche und auf der Ebne, zu allen Jahreszeiten gewahr werden, allen Gegenden der Erde und allen Höhen der Atmoſphäre gemein, und allenthalben gleich merklich? Iſt beſonders auf den höchſten Gebirgen und auf dem offnen Meere, und iſt zwiſchen den Wendekreiſen, (wo, der Richtung nach, ſo beſtändige Winde wehen,) der Wind, in Abſicht ſeiner Stärke, eben ſo abwechſelnd als bey uns? Bewegt ſich an allen Orten die Luft nur ruckweiſe und durch Stöße, wie wir dieſe Bewegung bey uns finden?

Wenn dieß der Fall wäre: ſo würde ſich eine auffallende Analogie zwiſchen den Erſcheinungen der Gewitter und denen der Winde finden. Dort folgen die Blitze und die Donnerſchläge ebenfalls nur nach Zwiſchenräumen, und zwar nach ziemlich gleichen Zwiſchenräumen auf einander. Und die Urſache iſt, weil die elektriſche Materie, die ſich im Blitze entzündet hat, ſich erſt wieder eine Zeitlang ſammeln muß, ehe ſie zu einem zweyten Schlage reif iſt. Auf gleiche Weiſe würde man alſo glauben müſſen, daß die Kraft, welche die Bewegung der Luft beym Winde erzeugt,

durch jeden Stoß gleichſam verzehrt werde; daß ſie ſich dann allmählig wieder ſammle und erneu=re; und daß ein zweyter Stoß erſt dann erfolge, wenn die Kraft wieder ergänzt, oder die Feder wieder geſpannt iſt, welche bey dem vorhergehenden Rucke des Windes aufgewandt worden, oder abgelaufen war.

Dieſer Umſtand würde uns weit eher auf Urſachen des Windes, die in der Atmoſphäre ſelbſt liegen, als auf ſolche, die von dem Einfluſſe der himmliſchen Körper und ihrer Bewegungen abhängen, ſchließen laſſen. Man könnte verſucht werden, ihn zu den elektriſchen Erſcheinungen zu zählen, bey welchen Explosionen etwas weſentliches ſind. Wenigſtens ſcheinen Veränderungen auf unſrer Erde und in der Atmoſphäre, die ihren Anfang und ihr Ende haben, welche kommen und verſchwinden, und die ſelbſt in ihrer Dauer unterbrochen ſind, mit den immerwährenden und ununterbrochnen Bewegungen nichts gemein zu haben, durch welche die Weltkörper auf ihren Bahnen fortrollen. Hingegen ſehen ſie denjenigen Bewegungen ähnlich, welche wir in gewiſſen Körpern auf unſrer Erde, durch Reibung oder durch chymiſche Miſchungen, ſelbſt hervorbringen können.

Indeß, ſo gut wir die Bewegung der himm≈liſchen Körper, in Abſicht ihrer Bahn und ihrer Geſchwindigkeit, kennen: ſo wenig kennen wir die eigentliche Art ihrer Bewegung. Wer kann ſagen, ob dieſelben, durch abwechſelnde Momen≈te von Ruhe und Bewegung, ſchrittweiſe auf ih≈ren Bahnen fortſchreiten, wie der Zeiger an einer Uhr, — oder ob ſie, wie ſchwimmende Kör≈per, in ununterbrochnem Zuge gleichſam fort≈gleiten. Ja, die Analogie der ganzen Natur ſcheint für die erſtere Meinung zu ſeyn. — Allent≈halben, wo wir, in uns und um uns herum, im Menſchen, in den Thieren und in den Gewäch≈ſen, auf dem Meere und in der Luft, Bewegun≈gen ſehen und beobachten können: da finden wir ſie periodiſch. Alles geſchieht in der Natur durch eine Art von Pulsſchlägen, durch eine Folge von Schlafen und Wachen, durch Nachlaß und An≈ſpannung, durch einen wechſelsweiſen Hin≈ und Hergang von Bewegung zur Ruhe. Die himm≈liſchen Körper geben uns mit ihrem Kreislaufe das einzige Beyſpiel von ewiger Bewegung, bey welcher wir dieſe Unterbrechung nicht gewahr wer≈den. Aber unſre Wahrnehmungen berechtigen uns eben ſo wenig, ſie zu läugnen. Ja, wenn wir erſt davon, aus andern Gründen, gewiß wä≈

ren, daß der erſte Urſprung der Bewegungen in der Atmoſphäre, von der Bewegung der Erde und der Himmelskörper herkömmt: ſo würde eben dieſer Umſtand, daß die Bewegung des Windes durch unterbrochne Stöße geſchieht, uns vermuthen laſſen, daß jenes allgemeine Geſetz auch von den Planeten in ihrem Kreislaufe beobachtet werde.

Vielleicht führt uns die Bemerkung jenes Geſetzes ſelbſt noch einmahl tiefer in die Geheimniſſe der Natur; vielleicht iſt ſie unfruchtbar an Folgen, und nur merkwürdig, weil ſie auffällt. Aber ſo viel iſt gewiß, daß die Bewegung der Luft, der Analogie, nach welcher die Natur ihre Bewegungen durch Pulsſchläge zu regieren ſcheint, genau entſpricht. Es ſcheint von der einen Seite eine immer wirkende Kraft vorhanden zu ſeyn, welche, zu allen Zeiten, Bewegung in der Atmoſphäre unterhält: und von der andern ſcheint dieſe Kraft, ſo wie die Kraft des Herzens, durch wechſelsweiſe Ausdehnung und Zuſammenziehung zu wirken, und den Strom, den ſie in dem einen Augenblicke forttreibt, in dem folgenden zurückzuhalten.

Dritte Frage.

Dieſe wird vielleicht manchen lächerlich, und den meiſten nicht der Mühe werth ſcheinen auf-geworfen zu werden: aber genug, ich weiß ſie mir nicht auf eine befriedigende Art zu beant-worten; und in der Unterſuchung der Natur iſt keine Erſcheinung eine Kleinigkeit. Selbſt Täu-ſchungen geben, indem ſie aufgedeckt werden, Ver-anlaſſung, die Wahrheit deutlicher einzuſehen.

Wie kömmt es, daß wir die Gewitterwolken nie, oder höchſt ſelten über unſerm Haupte entſtehen, ſondern immer, oder gemeiniglich von dem Horizonte gegen unſere Scheitel heraufziehen ſehn?

Ich laſſe es zweifelhaft, ob jenes nie, oder ſelten, und dieſes immer, oder gemeinig-lich geſchehe: weil ich mich dunkel erinnere, von Fällen gehört zu haben, wo unter den Augen des Beobachters ſich eine Wolke bildete, aus welcher, nachdem ſie ſich mehr und mehr verdickt und aus-gebreitet hatte, Blitz und Donner hervorbrachen. Aber außerdem, daß ich, obgleich von je her ein ziemlich aufmerkſamer Beobachter des Himmels, nicht ein einziges Mahl in meinem Leben dieſe Erſcheinung geſehen habe; außerdem, daß ſelbſt die, welche es geſehen zu haben vorgeben, nur

von einzelnen Blitzen und Donnerſchlägen reden, die aus ſolchen, in ihrer Nähe, ſichtbar entſtandnen Wolken hervorbrachen, nicht von Gewittern, welche den ganzen Geſichtskreis einnahmen, und ganze Landſtriche durchzogen: außerdem, ſage ich, iſt wenigſtens die Anzahl der Gewitter, welche zu uns kommen, ohne allen Vergleich größer, als die Zahl der Gewitter, welche bey uns entſtehen.

Fragen wir an den Oertern nach, über deren Scheitelpunkt das Gewitter ſtand, als wir es am Horizont ſahen, und von wo es über unſern Himmel heraufzog: ſo finden wir, daß es dort eben ſo wenig entſtanden, ſondern eben ſo wie bey uns aus der Fremde angekommen war.

Es iſt ſeltſam, daß, wenn ein Theil des Landes ſich von dem andern merklich unterſcheidet, oder durch natürliche Grenzen abgeſondert iſt, wie z. B. das Gebirge vom flachen Lande, — jede dieſer Abtheilungen gemeiniglich die andere für die Quelle und den Sitz der Gewitter hält.

In unſerm flachen Schleſien z. B. glaubt der gemeine Mann, daß die Gewitter aus dem Gebirge kommen. Und die Sache hat Schein. Denn die Gewitter kommen gemeiniglich aus dem Mittage, oder aus der Gegend zwiſchen

Mittag und Abend: und dieſes iſt die Gegend, in welcher uns Einwohnern der Ebenen die Gebirge liegen; zu geſchweigen, daß jedermann die Gebirge als die Werkſtätte der Natur, wo ſie ihre großen Erſcheinungen vorbereitet, zu betrachten gewohnt iſt.

Aber dieſer Schein fällt weg, wenn man in das Gebirge ſelbſt kömmt, und den Gebirgsmann eben ſo zuverſichtlich behaupten hört, daß ihm die Gewitter vom flachen Lande zugeſchickt werden.

Darin ſind beyde einſtimmig, daß die Gewitter nicht nahe bey ihnen, oder an dem ihnen ſichtbaren Theile des Himmels entſtehen, ſondern, nachdem ſie ſich ſchon an andern Orten völlig gebildet haben, zu ihnen heraufkommen. — Wo iſt nun der Ort, wo ſich die Gewitter wirklich bilden, wo iſt ihre eigentliche Geburtsſtätte?

So nahe iſt ſie bey weitem nicht, als man zu glauben geneigt iſt, wenn man bloß aus dem Standpunkte ſeines Aufenthalts den Himmel beobachtet, oder auf das nicht Achtung giebt, was man leicht beobachten kann, wenn man dieſen Standort verändert.

Man reiſe nach Weſten und nach Süden, (den beyden Himmelsgegenden, aus welchen wir ge-

meiniglich die Gewitter kommen ſehen:) ſo wird man immer noch dieſelbe Erſcheinung wiederfinden, die wir bey uns erklärt wiſſen wollten. Dort, wie hier, kommen die Gewitter vom Mittage und Abend her, und ziehen vom Horizonte gegen den Scheitelpunkt herauf. So weit wenigſtens, als meine Reiſen und meine beſtimmten Nachrichten reichen, habe ich das Land noch nicht gefunden, welches die Gewitter als einheimiſche Produkte ſeiner eignen Atmoſphäre, nicht als eingewanderte Produkte eines fremden Himmelsſtrichs anſähe. Allenthalben, wo ich war, ſahe ich die Gewitterwolke zuerſt von weitem und am Horizonte, hörte immer erſt den Donner dumpf in der Ferne rollen, ſahe die Blitze ſich am Horizonte ſchlängeln: und erſt dann, wenn jene Wolke allmählich näher kam, verdunkelte ſich der Himmel über meinem Haupte, wurden die Blitze leuchtender, folgten die Donner ſchneller auf einander, und wurde die Atmoſphäre ſelbſt, in der ich mich befand, mit dem Gewitter angefüllt.

Wenn wir, indem wir eine Donnerſchwangere Wolke am Abend-Horizonte ſtehen ſehen, uns in dieſem Augenblicke an den Ort begeben könnten, wo ſie jetzt ihren Regen und ihre Blitze ausſchüttet: ſo würden wir, bey eingezognen Erkun-

digungen, erfahren, daß vor ein paar Stunden auch dort wieder die Wolke am Horizonte geſehen wurde, daß auch dort ſie allmählig heranzog. So von Station zu Station verfolgt, würde ſich der erſte Standort des Gewitters, — der, wo man deſſen Entſtehung annehmen könnte, — immer weiter und weiter entfernen. Und doch muß es einen ſolchen geben. Aber wo iſt er? Wo iſt die Gegend der Erde, wo die Gewitter nie, oder doch ſelten vom Horizont hinaufziehn, ſondern ſich hoch am Himmel, und nahe am Scheitelpunkte bilden? Iſt ſie auf dem Ocean, iſt ſie in den heißen Zonen zu finden? Darüber ſagen die Reiſebeſchreiber nichts. Wenigſtens iſt mir kein poſitives Zeugniß eines derſelben bekannt. Und doch müßte, dünkt mich, einem nur halbaufmerkſamen Menſchen die Erſcheinung außerordentlich auffallen, wenn er, der in ſeinem Vaterlande die Gewitterwolke immer in der Ferne eher, als in der Nähe, und den Himmel nur durch ihren allmähligen Heranzug ſich bedecken ſah, an einen Ort ankäme, wo er für gewöhnlich die Gewitterwolken am heitern Himmel über ſeinem Haupte entſtehen, und ſich vom Scheitel aus gegen den Horizont ausbreiten ſähe.

Oder iſt in dem Phänomen eine optiſche Täuſchung? Muß man ſich die Sache vielleicht ſo vorſtellen, daß zwar zur Zeit, wenn ein Gewitter entſteht, die Materie, welche das Licht aufhält und alſo die Dunkelheit verurſacht, die, welche den Regen giebt und die Exploſion des Blitzes veranlaßt, durch unſere ganze Atmoſphäre, — über unſerm Scheitel ſowohl, als am Horizont, — gleich verbreitet iſt; daß ſie uns aber am Horizonte eher ſichtbar wird, weil wir dort, gleichſam perſpectiviſch, eine größere Maſſe dieſer Materie zuſammen gedrängt ſehn, indeß ſie in den unſerm Scheitelpunkte näher gelegnen Theilen des Himmels noch zu ſehr zerſtreut erſcheint, als daß ſie das Licht verdunkeln, und ſichtbare oder ſchwarze Wolken formiren könne. Dann aber, wenn ſie ſich immer mehr und mehr anhäuft, kömmt vielleicht endlich die Finſterniß, und mit ihr Donner und Blitz in unſern Zenith. — Nach dieſer Erklärung würden die Wolken nur heraufzuziehn ſcheinen: im Grunde aber würden ſie an allen Orten, welche das Gewitter trift, zugleich entſtehn; und die allmählige Verdickung der elektriſchen und wäßrigen Dünſte würde nur durch einen optiſchen Betrug von uns für eine Annäherung gehalten werden.

Aber außerdem, daß hierbey der Ausſage der Sinne zu unmittelbar widerſprochen wird, welche die annähernde Bewegung der Gewitterwolke ſo deutlich wahrnehmen, ſteht jener Erklärung noch der Umſtand entgegen, daß wir den Blitz auch ſchon am Horizonte ſehen, und den Donner von ferne hören, wenn die Atmoſphäre über und um uns noch von beyden frey iſt. Es ſteht ihr der Umſtand entgegen, daß wir die Reiſe der Gewitterwolken in der Succeſſion der Verwüſtungen, die ſie anrichten, ganz augenſcheinlich bemerken können.

Noch einmahl alſo: wo iſt das Vaterland der Gewitter? In welcher Erdzone b i l d e n ſich zuerſt die Gewitterwolken, die wir, ſchon völlig gebildet, nur h e r b e y k o m m e n ſehen?

Eine zweyte Frage hängt mit dieſer zuſammen, und würde vielleicht durch deren Beantwortung auch ihre Auflöſung finden. Warum kommen die Gewitter ſämmtlich, oder größtentheils aus Abend und Mittag? Ich geſtehe wieder, daß ich vom Hörenſagen weiß, daß auch aus Morgen und Mitternacht Gewitter kommen können; und es geht die Rede unter dem gemeinen Manne, daß die Gewitter, die aus dem Morgen kommen, die ſchwerſten ſind. Aber ich geſtehe, daß

ich dieſe Erfahrungen nicht ſelbſt gemacht habe, und daß alle, von mir beobachteten, Gewitter ihren Lauf von Weſten und Süden nahmen. Ich geſtehe auch, daß ich gegen die ſeltnern Wetterbeobachtungen, die ich nicht mit Tag- und Jahreszahl bezeichnet, und mit allen Umſtänden ausführlich und pünktlich erzählt höre, ſehr mißtrauiſch bin, weil ich weiß, wie wahr die Frau v. Sevigné ſagt, daß wir von der Witterung ſo reden, als wenn wir erſt ein Jahr in der Welt gelebt hätten. Unſre eigne Erfahrungen mögen noch ſo oft einen ſolchen Ausſpruch widerlegt haben: wir vergeſſen unſre Erfahrungen, und wir behalten uns das, was wir haben ſagen hören.

An und für ſich läßt ſich allerdings von dem Erdgürtel, über welchen die Sonne ihren Lauf in verticaler Richtung nimmt; vermuthen, daß ſich in ihm die Gewitter zuerſt erzeugen, und von da über andre Gegenden verbreiten müſſen. Die gemeinſte Erfahrung lehrt, daß die Sonnenhitze zu den Urſachen der Gewitter gehört. Denn je ſtärker und anhaltender dieſe iſt: deſto ſchwerere Gewitter pflegen zu entſtehn. Wo alſo die Strahlen der Sonne am kräftigſten wirken, da muß ſich nach aller Wahrſcheinlichkeit das elektriſche Fluidum am häufigſten ſammeln. Alſo daß

der Mittng die Gewitter-Region iſt, iſt einiger Maßen begreiflich. Aber warum iſt es auch der Abend? Warum kann nicht Südoſt eben ſo gut und eben ſo oft uns Gewitter zuſchicken, als Südweſt? Iſt vielleicht die vereinigte Wirkung von Meer und Sonne dazu nöthig, um elektriſche Dünſte zu erzeugen, oder die vorhandnen Dünſte zu elektriſiren? In dieſem Falle würden allerdings unſere Länder ihre Gewitter von Süden, als der Gegend, wo die Sonne läuft, und von Weſten, als der Gegend, wo der Ocean uns am nächſten iſt, und alſo aus Südweſt zu erwarten haben.

Das Reſultat von dieſem allen iſt: daß es zur Beförderung der Witterungslehre äußerſt zu wünſchen wäre, daß denen, die weite Reiſen thun, Anweiſungen gegeben würden, das Eigenthümliche der Naturerſcheinungen in den Ländern, welche ſie beſuchen, zu beobachten, und mit den ähnlichen Erſcheinungen unſers Himmelsſtrichs zu vergleichen. Selten trifft man auf einen Reiſenden, der in ſeinem Vaterlande die Natur und die Menſchen ſorgfältig genug ſtudirt hätte, um von den Verſchiedenheiten, die er im Phyſiſchen und Moraliſchen fremder Länder antrifft, ſo wie er ſollte, frappirt zu werden. Noch ſeltner iſt es,

einen zu finden, der dieſe Aufmerkſamkeit auf die Witterungserſcheinungen gerichtet hätte, und im Stande wäre, durch die Vergleichung der einheimiſchen mit den ausländiſchen, ſowohl dem Leſer, welcher den fremden Himmel nie ſah, einen deutlichen Begriff von deſſen Beſchaffenheit zu geben, als ihm zu lehrreichen Folgerungen aus der Vergleichung der beyderſeitigen Beobachtungen zu verhelfen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

x 5/2003

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian, 1742-1798 [Herausgeber]

Vermischte Aufsätze welche einzeln oder in Zeitschriften erschienen sind

Bd.: Zweyter Theil

Breslau 1800

Opp. 466-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603912-1
VD18 90606981